



# Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>

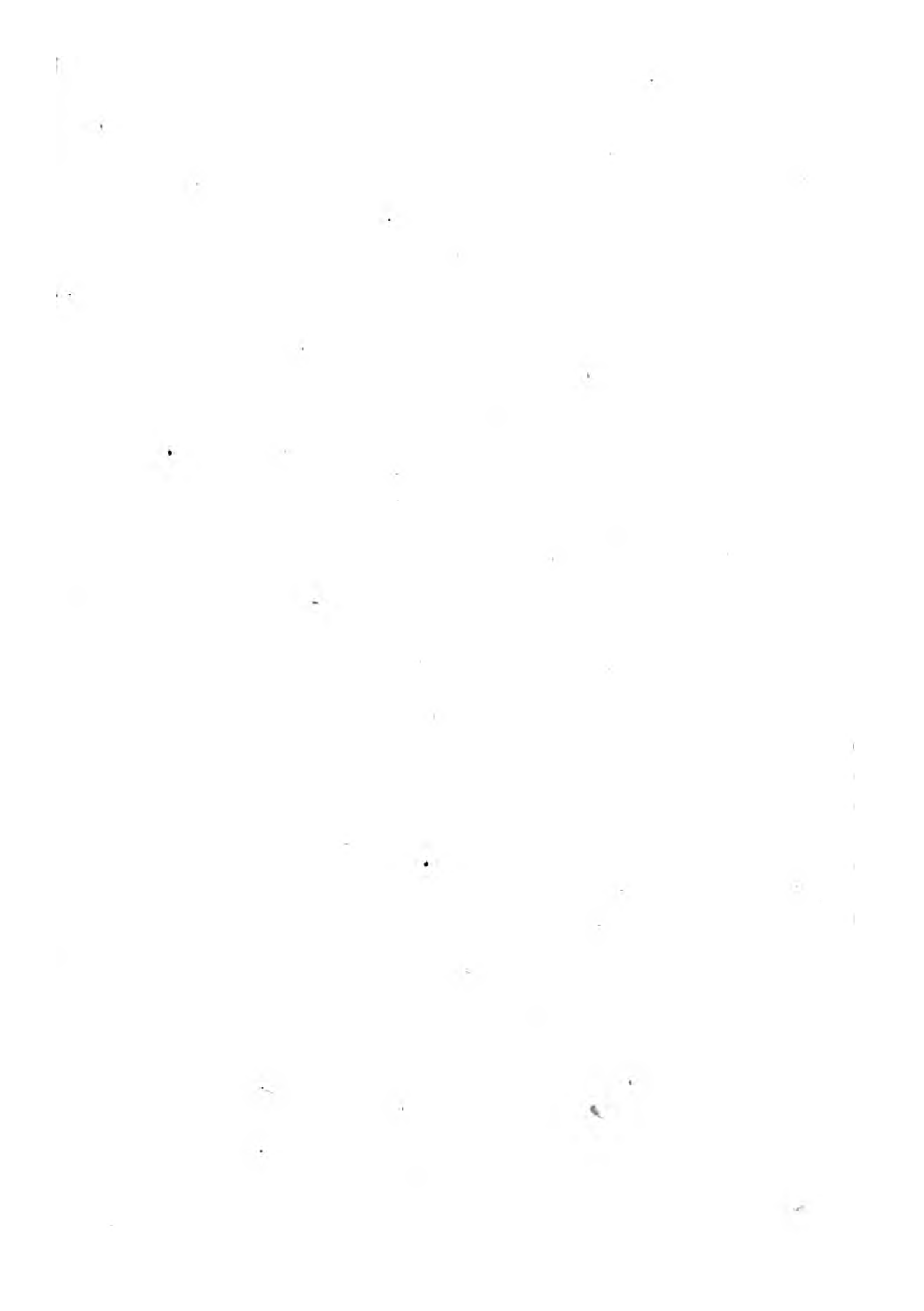


This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

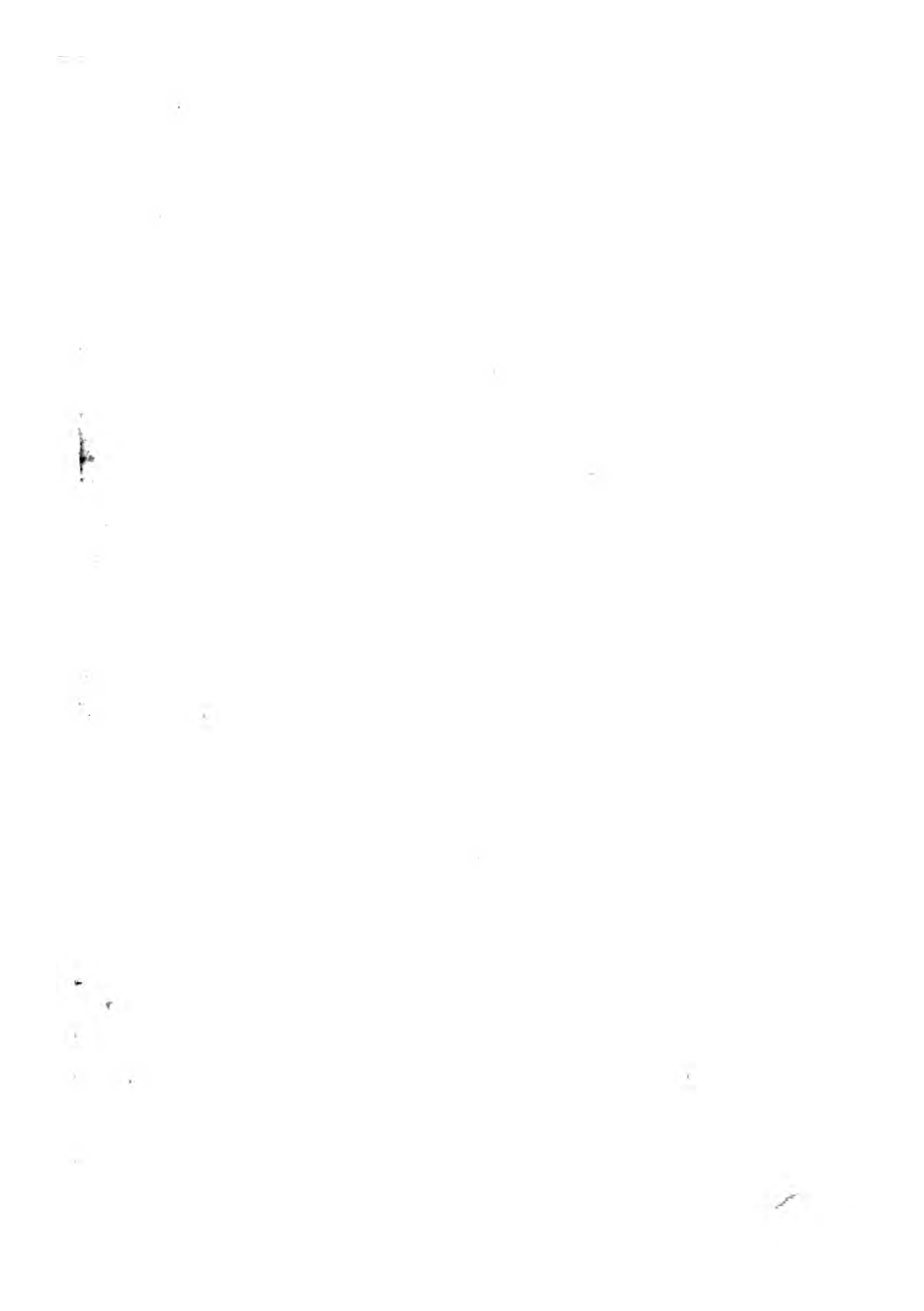
Enelope

Federal Q. 390 (31)











*Schwesterliebe.*

1880

1881

1882

1883

1884

1885

1886

1887





# Penelope.



## Taschenbuch

für das Jahr 1842.

Herausgegeben

von

Theodor Sell.

---

Ein und dreißigster Jahrgang,

oder

Neue Folge,

Zweiter Jahrgang.

---

Mit Stahlstichen.

---

Leipzig,

Verlag der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung.



## Wenelope für 1842.

---

### Inhalt.

Zu den Stahlstichen.	Seite
Schwesterliebe. Sonnett von Th. Hell . . .	v
Die Verfasserin von Godwie-Castle . . .	vii
Wilhelm Häring (Wilibald Alexis) von Th. Hell . . . . .	ix

---

Blätter aus meinen Erinnerungen. Von Dr. W. Häring (W. Alexis) . . . . .	1
Liebe in alter Zeit. Eine Novelle von Th. Mügge .	100
Hoffnungen und Täuschungen. Novelle von Isidor (v. M.) . . . . .	213
Uylwin. Historische Erzählung von Dr. W. Seyffarth .	303
Das getheilte Herz. Novelle von Elise Ehrhardt .	384

---

2000-10-10

10

10

10

10

10

10

10

10

10

## Schwesterliebe.

Wie zwei Blüthen Eines Zweiges  
Dichtgedrängt einander kosen,  
Jugendliche Frühlingsrosen;  
Fast noch Knospe ist die eine,  
Aufgeblühter jene schon  
In der unbefleckten Reine  
Wunderholdem Farbenton:

Also auch die beiden Schwestern,  
Gold und lieblich, ohne Prangen,  
Aber reizend unbefangen  
In der Unschuld hohem Glanze,  
Eine in der andern froh,  
Daß aus beiden blüh' das Ganze  
Süßer Schwesterliebe so.

Welch ein Glück in Schwesterliebe!  
Welch Verstehen und Erkennen,  
Daß sich nie Gedanken trennen,  
Welch ein Finden gleichen Strebens  
Ohne Tausch von Blick und Wort,  
Daß die Harmonie des Lebens  
Nur ein einziger Akkord.

Schwesterseelen nur verstehen  
Was im keuschen Busen klopft,  
Was aus feuchten Augen tropft,  
Was im Händedrucke zittert  
Der so tiefbedeutungsvoll,  
Und den Spiegel unzersplittert  
Keinen Herzens geben soll.

Selig drum, wenn Schwesternliebe  
Dir des Daseins Gipfel krönt,  
Dir ein jedes Glück verschönet,  
Jeden Schmerz Dir hilft ertragen  
In des Mitgeföhls Verstehn,  
Daß so Deinen Lebenstagen  
Engel stets zur Seite gehn.

Lh. Hell.

---





11

12  
13  
14

15

16  
17  
18

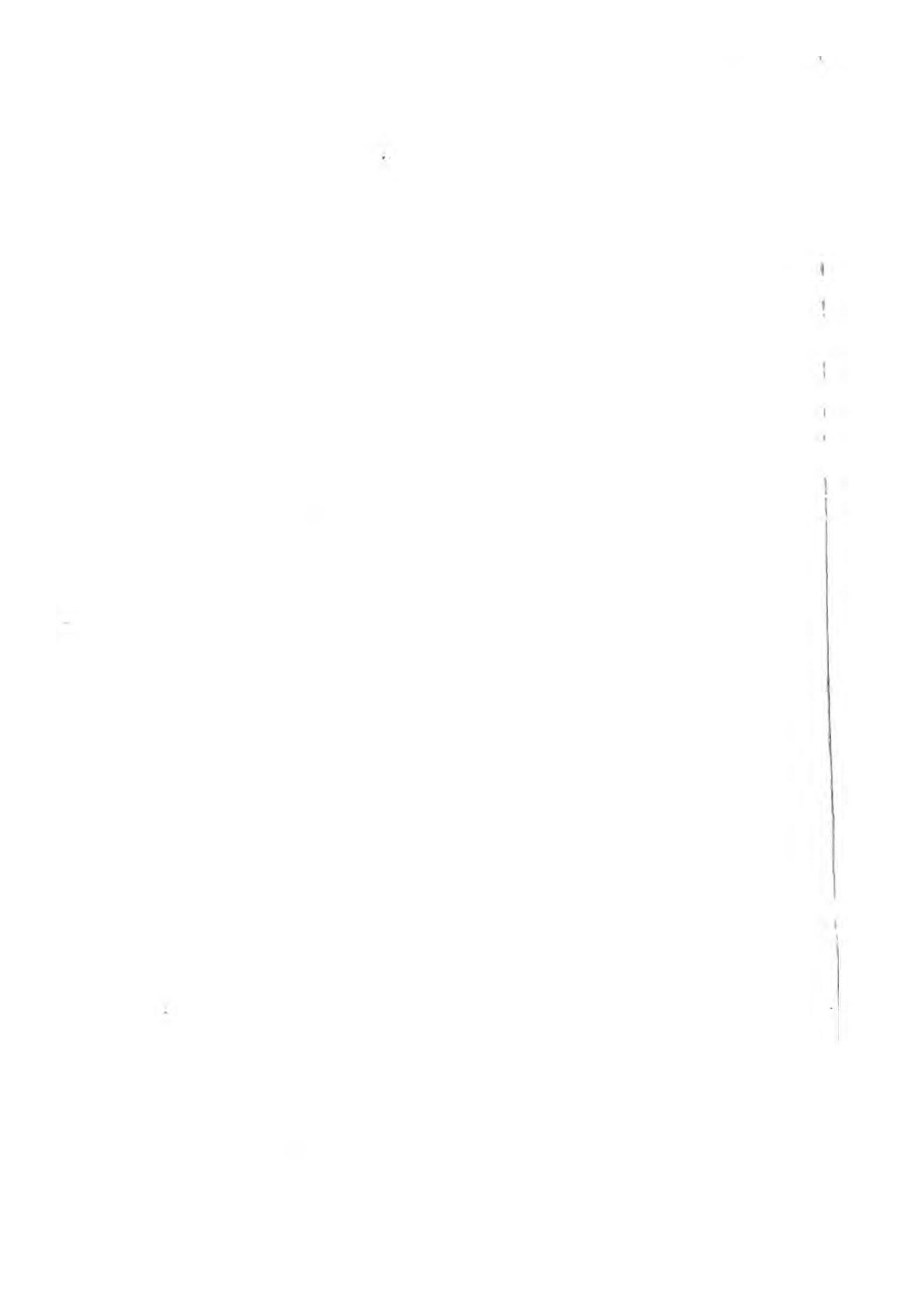
19

20

21



Die Königin Victoria von  
Großbritannien.



## Die Verfasserin von *Godwie-Castle* 2c.

---

Seit das Incognito des großen Schotten aufgehellt und die Maske gelüftet ward, unter welcher er sich verborgen hatte, will kein andres mehr recht halten, und die literarischen Aufspürer wissen bald aus diesem oder jenem Umstande die wirkliche Persönlichkeit zu errathen, welche hinter der noch so sorgfältig gewählten Verhüllung verborgen. So geschah es denn auch bald darauf, nachdem der treffliche Roman *Godwie-Castle* erschienen war und allgemeines Aufsehn erregt hatte. Ehe noch St. Roche ihm in einiger Zeit nachfolgte, wollte man auch schon die Persönlichkeit der trefflichen Schriftstellerin errathen haben. Ob man sich irrte, ob man das Wahre fand, wollen wir hier weder bejahen noch verneinen; je strenger aber die liebenswürdige und bescheidene Frau auf ihr Incognito hält, um so mehr freuen wir uns hier zum erstenmale und nach treuem Abbilde diese edlen Züge dem Publico darbiehen zu können, das mit so richtigem Takt die Arbeiten der Verfasserin aus einer Schaar zugleich erscheinender hervorzuheben wußte, und fortbauernnd sie zu seiner Lieblingslektüre erwählt, wie die wiederholten Auflagen derselben beweisen.

Wie so gern hätten wir von der Dichterin selbst die Mittheilung einiger biographischen Züge erhalten, und wir wendeten uns daher mit dieser Bitte an dieselbe. Aber mit der sanften Bescheidenheit, welche ein allgemein anerkannter Hauptzug ihres Charakters ist, antwortete sie uns: „Daß ihr Leben, selbst wenn sie die tiefe Scheu überwinden könnte, mit der sie vor jeder Veröffentlichung durchdrungen sei, doch außerordentlich wenig anreizbaren Stoff zu einer biographischen Skizze darbiete,“ und fügte hinzu: „Die Entwicklungsgeschichte jedes Men-

sehen ist wohl reich an interessanten Momenten, so blieb dies in der meinigen nicht aus, und seit der Moment des Ueberfließens in mir gekommen ist, haben meine Geschwister sich wohl meiner Jugenderscheinung erinnert, und wissen darin mit gemüthlichem Humor nachzuweisen, wie früh der kleine Quell schon angeklopft und einzelne Tröpfchen durchgelassen, die das Leben mit ernstestn Ansprüchen immer wieder als ungehörig verstopfte, bis der Durchbruch endlich erfolgte und seinen eignen Willen hatte, aber solche Mittheilungen füllen ein Gespräch zwar recht heiter aus, sind aber kein Stoff für die Doffentlichkeit.“

Bescheiden wir uns also für jetzt mit den äußern Zügen und erwarten von einer spätern Zeit, nach noch manchem gelungenen Werke, nähere Angaben für eine innere Bildungsge-  
schichte, die wie überall, so gewiß auch hier, doppelt anziehend sein muß.



W. F. Johnson  
1877





*A. Hornsch*



wel  
zoo  
ne  
fei  
ve  
jer  
fd  
ve  
fo  
a  
f

## Wilhelm Häring. (Wilibald Alexis.)

Der Roman *Walladmor* war diejenige Production durch welche W. Häring zuerst die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich zog. Es war vielleicht die kühnste literarische Mystifikation der neuesten Zeit, unter dem Namen Walter Scotts, des damals gefeiertesten romantischen Dichters, ein Werk erscheinen zu lassen, von dem der Verf. hoffen durfte, daß es die zahllosen Leser jenes Schotten für dessen Originalwerk halten könnten. So erschien dieser Roman in den Jahren 1823 und 24 in 3 Bänden zu Berlin, und erfüllte nicht nur in Deutschland jenen Zweck, sondern täuschte selbst die Engländer so sehr, daß er eine Umarbeitung in diese Sprache erlebte. Doch auch hier ward endlich die Maske gelüftet, die Achtung für ein Talent das eine solche Schöpfung hervorbringen könne, dadurch aber nur um so mehr begründet. *Schloß Avalon* erschien im Jahre 1827 noch unter derselben Maske, sie war aber schon zu durchsichtig geworden, als daß dieses Werk denselben Eindruck wie das erstgenannte hätte hervorbringen können. Da trat nun Häring mit Fr. Förster zusammen und begründete das geistvoll redigirte *Berliner Conversations-Blatt*, das im Jahre 1830 mit dem *Freimüthigen* sich vereinte und in erfreulicher Regsamkeit über den Erscheinungen der Zeit wachte, einige Jahre später aber leider wieder aufgegeben ward. Nun beschenkte er die Literatur mit seinem *Cabanis*, einem Roman in 6 Bänden, der bei allen Kennern die größte Anerkennung fand, und eine neue Richtung einschlug, die für des Verf. patriotisches Gefühl zeugte. Das *Haus Dusterweg* griff dagegen in die Gemüthsstimmung der Zeit assimilirender ein, und erwarb ihm daher wenn auch auf der einen Seite Lob, auf der andern doch schmerzliches Bedauern, daß auch ihm eine Empfindung nicht fremd sei, welche nur Verstimmung statt heitre Erhebung in den Musendienst bringen kann. Minder tief griffen seine *zwölf Nächte*, doch gewährten sie dagegen manches Ausgezeichnete, besonders in der Charakter-

schilderung. Um so trefflicher, jugendlichfrischer, origineller und doch wieder vom tiefsten Studio der Zeitgeschichte Kunde gebend, zeigt sich sein neuestes Werk in drei Bänden, der Roland von Berlin, dessen Gestalten mit einer Eigenthümlichkeit, Größe und Wahrheit vor uns treten, als wären sie aus dem entfernten Jahrhundert, dem sie angehören, wieder zum Leben heraufbeschworen, während selbst die Sprache den Anklang jener Zeiten trägt, ohne deshalb in Chronikenton auszuarten. Möge uns der wackre Verfasser noch manche Werke gleicher Gediegenheit schenken!

Ueber seine äußern Lebensverhältnisse kürzlich nur folgendes. Zu Breslau im Jahre 1798 geboren, Sohn eines Kanzleidirektors daselbst, dessen Vorfahren als Réfugiés sich aus der Bretagne übersiedelt und ihren franz. Familiennamen Hareng in den entsprechenden deutschen übersetzt hatten, erhielt er auf dem Werderschen Gymnasio zu Berlin seine erste wissenschaftliche Bildung. Er wohnte dann dem Feldzuge 1815 und den Belagerungen der Ardennenfestungen als Freiwilliger bei, und begann 1817 seine akademische Laufbahn als Jurist, ward später Auscultator und Kammergerichtsreferendar in Berlin, entsagte aber dann ganz der juristischen Laufbahn und gab sich dem literarischen Berufe hin, wo er sich den Namen Wilibald Alexis wählte, da seine Universitätsgenossen ihn so zu nennen gewohnt gewesen waren. Seit einigen Jahren ist er glücklich verheirathet, Hausbesitzer und Bürger in Berlin, und beschäftigt sich viel mit den materiellen so wie mit mancherlei localen Interessen der Gegenwart. Sein Sommeraufenthalt ist meist in dem Ostseebade Haringsdorf, wo er ein ihm eigenthümlich gehörendes Schweizerhäuschen bewohnt.

Außer den obengenannten literarischen Artikeln ist er im Gebiet der Novelle, der Reiseliteratur, der Ballade, ja selbst des Dramas (Prinz von Pisa und verwunschener Schneidergesell) vielfach beschäftigt gewesen, und seine kleinen Novellen sind bereits mehreremale gesammelt worden.

Wir freuen uns, hier zum ersten Male sein sehr ähnliches Brustbild unsern Lesern dar bieten zu können. T. H. Hell.

## Blätter aus meinen Erinnerungen.

Von

Dr. W. Häring (W. Aleris).

---

### Einige Theatererinnerungen.

---

Wir sind keine theatralische Nation, aber durch ein halbes Jahrhundert war das Theater unsere Bildungsschule. Wer das leugnen möchte, der sei verwiesen auf Wilhelm Meister. Wenn der anerkannt vorzüglichste Lebens-Roman des ersten Dichters eines Volkes mit und fast nur mit den Theaterverhältnissen sich beschäftigt; wenn sie Staffage und Hintergrund sind, und der Held in den Versuchen, auf den Bretern ein Mann zu werden, seine Lebensschule durchmacht, bis er zur Erkenntniß kommt, daß er kein Schauspieler ist, so leugne Einer die Wichtigkeit, die das Schauspielwesen für die Deutschen hatte. Es ist ein unbestreitbares Factum. Und nicht für einen Ort, für einen Strich allein unsers Gesamtvaterlandes. Der Focus dieser Bildungsschule war nicht in Berlin, nicht in Hamburg und Weimar. In Manheim, Wien, Breslau, allüberall, wo die Bildung aus der Gelehrsamkeit zur Aesthetik überging, konnte sie des Theaters nicht

entbehren. Der Mangel eines öffentlichen Lebens — sie waren sich dieses fehlenden Lebensprincips nicht klar bewußt, aber das dunkle Gefühl des Entbehrens war da — trieb die ernstesten, tiefsten Geister, sobald sie sich aus der Einsamkeit der Gelehrtenstube emancipirt, zum Theater. Sie versuchten das Wort lebendig werden zu lassen zum Volke durch den Mund des Mimen. Das thaten ein Klopstock, ein Lessing, ein Goethe, Schiller und Tieck; Keiner meinte sich etwas dadurch zu vergeben. Wenn der Sänger des Messias verunglückte, indem er seine glühenden Vaterlandswünsche von den Bretern herab dem Volke zurief, so glückte es dem größten Geiste seiner Zeit, Lessing, desto mehr. Welche gesunde Freudigkeit, welche heitere Lebenskraft, welche männliche Sitte und holde Frauenanmuth athmete seine Minna von Barnhelm. Ihre Wirkungen sind noch heute lebendig, und ist es poetisch auch keinesweges das reichste, vollkommenste Lustspiel der Deutschen, hier kann der Reichthum lernen, wie er sich selbst beschränkt, und mit Wenigem viel wirkt. In seinem Nathan predigte Lessing für eine kommende Zeit; seine Lehren klingen noch jetzt vollgültig. Und damit genügte sich nicht einmal der tiefe Forscher. Er stand dem realen Theater viel näher. Er schrieb Recensionen, eine Dramaturgie; er wollte selbst einst sich an die Spitze einer wandernden Truppe stellen. Der grüne Frühling war ihm langweilig geworden, im Theater sah er noch einen rosa-rothen Frühling für sein Volk. — Nächst seinem Götz hat Goethe mehr durch seinen Meister und seine Direction des Weimar'schen Theaters, als mittelst seiner Dramen selbst,

auf seine Nation Einfluß geübt. Wer aber faßt in wenigen Worten zusammen, wie Schiller durch seine Tragödien auf die ideale Sinnesrichtung der Deutschen wirkte. Jetzt erst, wo er verschwindet, wäre es an der Zeit, den Umfang des Einflusses zu ermessen, den der Sänger von der Bühne herab auf unsere Nation übte.

Diese schönen Träume sind nun längst vorüber. Das Theater ist etwas anderes geworden; weder ist es mehr eine Bildungsschule, noch ein Circus, wo die Poesie kühne Sprünge ihrer Laune versucht. Es ist eine zahme — doch was es ist, weiß Jeder; ich wollte nur von dem sprechen, was es war, und wofür es den Besten unserer Nation galt; und meine eigenen Erinnerungen wollte ich sammeln, was ich davon miterlebt, was ich gehofft, gestrebt, wie ich hingerissen wurde und getäuscht, gleich Allen, die sich dem Bacchantenzuge anreihen. — Ach wie schwer ward es Vielen, sich von jener Vorstellung loszureißen. Sehen wir doch noch immer den größten unter den lebenden Dichtern mit stiller Verehrung, mit Wünschen, die, noch so oft getäuscht, nicht erkalten, mit Hoffnungen, die an jedem aufglimmenden Funken sich wieder entzünden, an der realen Bühne hängen. Wie bewahrt er die Traditionen der Vergangenheit als ein Heiligthum, und erwärmt sich an der Erzählung von dem, was das deutsche Theater sonst war. Wie blitzt sein Auge, wenn er von Fleck erzählt, von den Kämpfen der damaligen Jugend, als Iffland mit einer neuen berechneten Kunst die vom Götterrausch durchdrungene ursprüngliche von der Bühne zu drängen versuchte. Uns Jün-

gern dünkt dies auch um deshalb befremdend, weil die romantische Schule nie selbst vom Theater herab gewirkt, ja nicht einmal Eingang darauf gefunden hat. Keines von Tieck's Dramen (ob doch sein Blaubart so nahe Anwartschaft darauf hat), nicht die der Schlegel, noch eines ihrer Anhänger hat von den Bretern herab gewirkt, und die Geschmacksrevolution, deren Urheber sie waren, fand dort gar kein Organ. Ja, das Theater trat sogar feindlich dagegen auf. Und doch diese Anhänglichkeit und Liebe dafür! Was, kann man fragen, muß das deutsche Theater gewesen sein, daß es so mächtigen Zauber übte auf die ersten Geister, und was hat es verschuldet, daß es wurde, was es ist!

Fünf und zwanzig Jahre etwa vor Beginn dieses Jahrhunderts und noch fünf und zwanzig Jahre im gegenwärtigen dauerte diese Glanzepoche. Während derselben repräsentirte die Bühne unsere geistige Bildung; sie war der Thermometer von allem, was in unsern Gefühlen vorging, in unsern Ansichten sich entwickelte. Ein Organ des Volkes, im besten Sinne; aus ihm hervor trat sie ins Leben, im Gegensatz zur Italienischen Oper, welche die Fürsten, als ein vornehmes Spiel, zum Glanz ihres Hofes unterhielten. So lange das deutsche Theater in Privathänden war, dauerte seine intensive Blüthe. Als es bedeutend geworden, als die Fürsten diese Bedeutung anerkannten, und ihr das Siegel ausdrückten, indem sie deutsche Hoftheater errichteten, jauchzten alle über diesen Sieg der Nationalität. Aber von dem Augenblick an war es um das Wesen geschehen. Daß man diese Hoftheater Nationaltheater nannte, daß man

sie mit allem Glanz der Italienischen Oper umgab, daß die Künstler, statt des kärglichen Wochenlohns, durch glänzende Jahresgagen belohnt, durch Pensionszusicherungen aufgemuntert wurden, daß durch die Theater große Hof- und Staatsfeste gefeiert wurden, daß die Künstler einen Ehrenrang in der Gesellschaft erhielten, das wurde von tausend Zungen als ein Fortschritt der Bildung gepriesen, der Nationalität, der Aufklärung. Und es war doch der Wendepunkt. Nicht daß es sogleich bergab ging; die Kunst blühte und wucherte noch eine geraume Zeit auf der sonnigen Höhe; aber sie war entrückt dem natürlichen Boden, ihre Wurzeln, vielfach verschlungen, gaben sich noch selbst Halt und Kraft, aber sie schlugen nicht mehr nieder zur alten nährenden Erde. Getrennt vom Volke, aus dem es erwachsen, hielt, und mußte es sich halten, an die Höfe, die es wieder hielten. Aus den Talgstümpfen waren strahlende Dellampen geworden, aus den dunkeln Breterbuden Marmorpalläste, aus den vagirenden Schauspielern angestellte Beamte mit und ohne Charakter. Nichts war vergessen bei der neuen Theilung der Welt, als, was es schon bei der alten war, der Dichter. Daß eine schöne Stimme, ein elastischer Fuß, eine transparente Leinwand mehr gilt, als das begeisterte Gedicht, es ist so oft gesagt, daß man sich schämt es noch einmal zu sagen. Die Geister, der Genius, und auch die großen Talente suchten andere Bühnen, als die Breter, um zur Nation zu reden. Und selbst die kleinern Talente, wie viele nehmen jährlich einen Ansaß und wenden dann mißvergnügt, verlegt dem Theater den Rücken. Es ist kein Platz für sie



da. Das Fabricirte reicht für das Bedürfniß aus. Vielleicht ist es sogar mislich neue Muster auf den Markt zu bringen. Das Publicum würde am Ende aufmerksam auf das, was man ihm giebt, und es nimmt es hin, weil es nichts anderes hat. Vergleiche sind immer gefährlich. Und wie die Sachen stehen, sind die Directionen kaum zu tabeln, denn, wie trüg und verdrossen auch, die Maschine arbeitet doch fort. Dadurch daß man auf ihren hinkenden Mechanismus und auf neue Agentien aufmerksam macht, wird noch kein neuer Organismus ins Werk gesetzt. Die jungen, zurückgeschreckten Talente sprühen freilich Feuer und Flamme. Groll und Ingrimm, wenn er gar nichts wirkt gegen die stoische Apathie, geht aber allmählig in Gleichgültigkeit über. So steht jetzt die Nation dem deutschen Theater gegenüber. Sie ist völlig gleichgültig geworden gegen ein Institut, für das die Väter glühten, schwärmten; das unsere Besten hegten und pflegten. Sage man nicht, daß diese Apathie allüberall gleich ist. Für die bessern Erzeugnisse der Poesie, der Kunst giebt es noch eine Theilnahme, die sich dann und wann losringt aus der vornehmen Kruste, mit der uns die sociale Bildung umschlossen. Wenn nicht laut, so ist sie warm. Für das Theater ist sie ausgestorben. Es existirt kein Publicum mehr im alten Sinn. Die Classen, die früher dafür und mit lebten, haben sich zurückgezogen. Es sind aufwachsende Generationen, *novi homines, novi ordines*, die die Theaterräume füllen. Sie suchen Zerstreuung, Unterhaltung, das ehemalige Interesse für das Wesen ist fort und verschwunden wie das ehemalige Publicum.

Dieser apathische Zustand, so niederdrückend er für die Schauspieler, so bequem ist er für die Lenker des Theaters. Sie erfüllen ihre Pflicht gegen die unter ihnen und gegen die, welche über ihnen stehen. Diesen gehorsam, lauschen sie auf ihre Wünsche; das sichert ihre Stellung. Jenen geben sie täglich Brod. Was kann die Menge mehr fordern! Und auch in ihrem Bewußtsein sind sie gerechtfertigt; denn wenn auch Einer einem neuen Impuls folgte, er weiß, er kann es nicht durchsetzen. Wo sind die Lessing, Goethe, Schiller? Wo die Schröder, Brockmann, Fleck? Wo das Publicum, das mit Talglichtern, zwei und drei Anzügen und grauen Coulißen sich begnügt? Wo endlich hat sich nur einmal eine prometheische Kraft geregt, um durch eine Revolution eine neue Aera hervorzubringen? — Nirgends. Was Schreibvogel (West) in Wien, Tieck in Dresden, Immermann in Düsseldorf versuchten, das war conservativer Natur. Sie wollten das alte Theater wieder herstellen. Es ging nicht. Hof, Publicum, Mimen, Dichter, Niemand half. Sie erndteten nur Undank. Schreibvogel wurde seines Amtes entsetzt und starb vor Gram. Tieck hofft noch immer, und umwebt seine schöne Dichterstirn mit schönen Illusionen. Immermann legte seine Direction nieder, und ihn hatte ein kleiner Hof und ein Publicum, das zur Hälfte aus hochgebildeten Kunstjüngern bestand, unterstützt. Wenn solche Geister keine Reformation, oder Reaction, wie man will, vermochten, was fordert man von Hofbeamten, die an die Spitze unserer Theater gestellt sind! Sollen sie gerade das Unmögliche

versuchen. Gehen lassen, wie es geht, und sie sind im Recht.

Die Oper hat das deutsche Schauspiel todtgeschlagen, so wird geklagt. Wenn ein theurer Freund uns stirbt, so sucht man freilich nach allen Gründen, warum er sterben müssen, ob er erkrankte an Erhitzung oder Erkältung; den besten Trost aber bringt der Arzt. Der obducirt ihn und findet ein organisches Uebel, das ihn absolut nicht leben ließ, und es ist ein Glück, daß es noch so und so kam. So geben wir uns denn, und sagen, es ging nicht anders. Das deutsche Theater war das Organ des deutschen Volkslebens. Aber dieses Leben ist inzwischen gewachsen, ganz in der Stille, unvermerkt selbst denen, die mitleben; die Stimmen auf den Bretern reichen nicht mehr aus, die Töne der Brust wiederzugeben, die Räume sind zu eng. Das neue Theater ist noch nicht gebaut, das Organ ist dafür noch nicht da; aber es wird nicht fehlen, wenn das Bewußtsein in der Stille gereift ist. Diese Stille des Werdeprocesses ist ja das deutsche Characteristicum. Den vorlauten Schreibern kann man auf den Mund klopfen; eine naturgemäße Geburt kann man nicht unterdrücken, auch durch keinen Bethlehemitischen Kindermord. Das wahre Kind, über dessen Wiege die Sterne schienen, bleibt am Leben.

Karl v. Holtei hat lezthin sein theatralisches Testament niedergelegt. Eine Korallenschnur von bittern schmerzlichen Empfindungen eines deutschen Theaterdichters. Er kennt die Sache. Alles wahr, bitter schneidende, tief empfundene stachelnde Epigramme, in anmuthig leichten Gedichten. So

wizig und poetisch gefühlvoll hat noch Keiner den Jammer der Theaterzustände zusammengefaßt. Vor zehn — fünfzehn Jahren hätten diese Gedichte eine schlagende Wirkung hervorgebracht, warum heute nicht? Weil sie eine Vergangenheit behandeln, die man selbst nicht mehr elegisch zu berühren gewohnt ist. Er führt uns eine Reihe klagender Gespenster auf. Sie lebten einmal, ja; aber nun leben sie nicht mehr. Was sie aus den Gräbern beschwören, um Klagen in die Luft zu hauchen, die uns nicht mehr berühren, weil wir uns mit der Misere abgefunden haben! — Und doch, wer verdankt den Schauspielern, den Dichtern, den Veteranen des alten Theaterpublicums diese Klagen! War es nicht die geistvollste, reichste, umfassendste Kunst? War nicht Raum auf dem Theater, um alles zu behandeln, was den Geist interessirte, das Herz berührte? Die Gegenwart konnten sie in ihrer Quintessenz zur Anschauung bringen, die Vergangenheit herausbeschwören; waren die Blicke in die Zukunft abgeschnitten? Nein, unter Allem, was der Mensch erdacht, das Leben zu erheitern, war es das sinnvollste Vergnügen, und mehr als Vergnügen. Unsere Väter fanden neben der Lust den tiefen adligen Schmerz, neben der Unterhaltung die Belehrung im edelsten Sinne. Es ist der Klage werth, daß es nicht mehr ist, was es war.

Die Geister und die Talente haben sich anderwärts hingewandt. Vielleicht sind Viele auch noch im Suchen, was ihnen den Verlust ersetze. Was aber unsere Knabenwelt ohne Theater anfängt, das weiß ich nicht! Denn das beachte man als ein Zeichen jener Zeit: die Jugend spielte, was

dem Alter ein Ernst war. In den Kinderstuben, auf den Schulen, auf den Gymnasien sogar wurden Komödien aufgeführt. Man lernte die classischen Dramatiker auswendig, machte sich aber auch selbst Stücke. Man ließ auf Theatern von Pappfiguren am Drahte reden und handeln, man baute aber auch für sich selbst eine Bühne. Uns fehlt es an guten Parodien unserer Meisterstücke: (Einige beloben es, andere beklagen es); die Knabenwelt damals lieferte sie im guten Glauben. Denn kein Drama, was Aufsehn gemacht, das nicht sofort von ihnen in ihrer Art aufgeführt wurde; ein sicheres Mittel, um seine drastischen Momente herauszuheben. Denn wo geschlagen, gestochen und geschimpft wurde, das fand den meisten Anklang. Daher, wie sich von selbst versteht, die große Beliebtheit der Mitterstücke. Unter den Knaben erhielten sie sich noch, nachdem sie längst vom Theater wieder verschwunden waren. Fegen wenigstens; und waren bei den Meisten auch die Helme und Schilde und Lanzen die Hauptsache, man behielt doch auch einige tönende Namen und Floskeln, kurz es mußten auch Worte bei der Sache sein, wenn gleich die Worte nur das unumgängliche Præambulum zu dem erfreulichern Gefechte oder dem seelerquickenden Burgsturm waren. Ob das eine gute Erziehung war? Das weiß ich nicht; es war aber ein sehr hübsches Vergnügen. Und was ersetzt den heutigen Knaben diese gesunden heitern Spiele? — Sie spielen Eisenbahn, Seereisen um die Welt; ich sah sogar Kinder „Cholera spielen“ wie sie es nannten. Sie wickelten eine Puppe in einen Wagen und fuhren sie zur Bestattung. Die glück-

liche Kinderwelt, der Alles zum Spiele wird! Noch aber sah ich wenigstens kein Spiel, was, mit so wenig Apparaten so dauernd die Aufmerksamkeit beschäftigte, und so anregend auf den Geist wirkte. War man doch von selbst gezwungen, aus sich heraus zu schaffen und zu bilden. Darum verdarben auch, können strenge Pädagogen einwenden, so viele geistreiche Knaben, und wurden statt Gelehrte und Geschäftsmänner Schauspieler. Wenigstens wurden damals viel gute Schauspieler, und die haben wir heut nicht. An Gelehrten und Geschäftsmännern aber hat es weder damals in Deutschland gefehlt, noch fehlt es jetzt.

Gewiß nicht Alle brachten es so weit als Wilhelm Meister: daß sie fühlten, Gott und Natur habe sie zum Schauspieler bestimmt, und es sei nur eine Caprice der Verhältnisse, die sie in den Schranken des bürgerlichen Lebens festhalte. Aber wer, mit geistiger Regung, hat nicht irgend einmal wie er gespielt! Der Vorwurf ist ungerecht, daß Goethe statt einen Character zu zeichnen, ein Product der Nationalität, aus eigenwilliger Laune irgend einen spielerischen Schwächling herausgegriffen und den als Prototyp deutscher Jugend hingestellt habe. Mehr oder minder wilhelmeiserten wir Alle. Das ist eine Schmach der Zeit, ruft man uns heute zu. Freilich haben wir in Deutschland lange geträumt, und in Phantasiegebilden eine Wesenheit gesucht; sogar da noch, als die Stützen der alten Welt zusammenbrachen, und in den Flammen und dem Sturmwirbel unser Vaterland verschlungen zu werden drohte, ja sogar da noch, als gewaltige Stim-

men uns erweckten und Schwert und Fahne in die Hand drückten. Ja da noch, als wir das Schwert zückten und die Fahnen flattern ließen und unser Blut versprühten für des Vaterlandes Rettung, da noch geschah es von unserer Seite, wie man sich eben in der Noth einmal anstrengt, ein schweres, saures Geschäft abzuthun, um nachher in gewohnter Ruhe und Muße sich zu erholen. Als es abgethan war, und Deutschland wieder deutsch, wie viele Deutsche kehrten da zum Theater zurück, woran die Franzosen sie so lange gestört. Nun freilich ist es anders, ob aber besser? Ich meine mit unsern Jugendspielen. Unsere Knaben reifen weit eher zum Ernst des Lebens, die Phantasie spielt weit weniger mit als ehemals. Daher kommt es denn aber auch, daß Jünglinge in dem Alter, wo sie sonst etwa in genialem Drange die Bandecten hinter den Ofen warfen und zu einer wandernden Truppe liefen, sich nicht schnell genug zum Examen drängen können, und über das Examen hinaus, und über die Anstellung hinaus, schon speculiren auf die dereinstige Pensionirung! Ich sage nicht, daß die Poesie absolut mit der Theaterlust verbunden war; aber es war ein Spiel, das der Phantasie Nahrung gab, das den Geist lebendig erhielt. Was konnte das Spiel dafür, daß unser Geist gerade das kleine breterne Theater für die letzte größte Schaubühne hielt, worauf er sich bewegen könne. Die Bühne unserer practisch erzogenen Knaben, ist sie umfassender, wirkungsreicher? In Amt und Brod zu sitzen, verbessert und decorirt zu werden, und dereinst im Sorgenstuhl auszurufen! Das, allge-

mein gefaßt, wäre freilich ein ungerechter Vorwurf gegen die Jetztwelt. Industrie und Kunst haben viele andere Zweige ehrenwerther Thätigkeit eröffnet, und werden deren immer mehr eröffnen, die das Volksgefühl erstarren; aber ist das die beste Vorerziehung, wenn die Knaben schon Mechanik und Staatskunst spielen? Wird die Poesie schon aus der Kinderlust verdrängt, weh dann dem Lebensbaum, der auf den trockenen Wurzeln in die Höhe schießt!

Daß wir das Theater als ein Organ des Volkslebens, als einen Hebel der Volksbildung, untergehen ließen, ist und bleibt ein arges Versehen, und die Genien der Nation, tragen mit an der Schuld, welche dem horazischen: *et prodesse volunt et delectare poetae* seine Geltung bestritten. Es soll Alles nützen, warum die Poesie nicht auch? Freilich der Maßstab der Nützlichkeit ist ein weiter. Die Moral, welche Iffland predigte, war ein sehr untergeordneter Nutzen; was ist denn aber seitdem Besseres gekommen? Hat die Poesie allein, als höchstes Ziel ihrer selbst auf dem Theater sich Geltung verschafft? Sie wollte selbstständig dastehen, sie verschmähte die Industrie. Wie bitter hat sich das an ihr gerächt. Nun hat die Industrie allein sich der Breiter bemächtigt. Man wollte nur die Schönheit und nicht die Belehrung, und nun hat man nur das Vergnügen, das allerwohlfeilste, was die Sinne kitzelt. Ifflands Ansichten von der Welt waren philisterhaft, beschränkt waren seine Kreise: vornehme Bösewichter und ehrliche arme Leute, schurkische Beamte und



tugendhafte polternde Bürger, verderbte Städter und sittenreine Landleute. Aber er brachte doch wirkliches Leben auf die Breter. Hätte man so fortgefahren, wie das bürgerliche Leben sich fortentwickelte, es in Theaterpoesie übersetzt, es wäre vielleicht etwas daraus geworden, was heute nicht ist. Wer darf denn heute wagen unsere wahrhafte Gegenwart nur so auf die Breter zu stellen, als Iffland vor fünfzig Jahren die seinige? —

Aber ein eben so wichtiger Stoff als die Gegenwart ist für die Bildung eines Volkes die Weisung auf seine geschichtliche Vergangenheit. Welch ein mächtiges Organ wäre da die Bühne gewesen, den nationalen Sinn zu erwecken, zu kräftigen! Das ließ man aus der Hand! Einerseits möge die Schuld ruhen bleiben auf den Schultern unserer älteren Historiker und Dichter. Bei jenen, weil sie uns unsere Geschichte nur als eine trockene Korallenschnur von Haupt- und Staatsactionen aufsticht, ohne den lebendigen Athem, den Volksgeist, der diese Thaten nährte, ins Leben rief, erklärte. Bei diesen, weil sie von jenen irre geführt, meinten, es sei in der deutschen Geschichte wenig poetisches, zumal in der nächsten vor uns, deren Fäden noch in die Gegenwart auslaufen. Von der Thorheit sind wir nun endlich geheilt. Welche Revolution, nicht im Geschmacke seines Volkes allein, nein, bei allen Nationen in der ganzen gebildeten Welt, hat Scott gerade dadurch hervorgerufen, daß er historische Ereignisse, die noch in den Traditionen des Volkes lebten, behandelte, daß er die lebendige Wechselwirkung zwischen der That und der Stim-

mung und Gesinnung im Volke sich zur Aufgabe setzte. Wie hat er, nicht Schotten und Engländer allein, nein alle Nationen dadurch aufmerksam gemacht auf die poetischen Schätze, die noch in ihrer Geschichte schlummern, oft grade in den Epochen, die der Historiker gleichgültig übergeht. Denn was wußten wir bis da aus Hume und seinen Nachfolgern, welche mächtigen Volksgefühle, welche schwärmerische Liebe in den schottischen Familien für ihre alte Zeit, für das vertriebene Königshaus schlummerten; Handlungen hervorlockend von so romantischem Interesse, daß die Erfindung dagegen matt erscheint. Die Novellistik hat seitdem allüberall geschärft, gewühlt, ausgebeutet. Freilich mit sehr verschiedenem Erfolge; jedoch mit dem gewissen Resultate, daß die Geschichte eines jeden Volkes noch reich genug ist, um dem Dichter Stoff zur Erweckung vaterländischer Interessen zu bieten. Und ist der Stoff nur allein für den Romanendichter? Welche Bedeutung hätte das deutsche Theater für unser Volk gewinnen mögen, hätte es sich dieser Aufgabe bemestert! Fehlten etwa die Kräfte? Ging nicht Schiller voran? War kein Heinrich von Kleist da? Wäre gerade diese Richtung aufgemuntert worden, als das Theater noch lebendig war, wahrhaftig an Characteren und Thaten hätte es nicht gefehlt. Das deutsche Volk hätte auch von seinen Bretern herab erfahren können, daß es ein Volk war, und welches seine Eigenschaften, die es pflegen, vor denen es sich wahren soll!

Die Historiker und Dichter aber tragen nicht allein die Schuld. Als man den Impuls fühlte, vaterländische

Gegenstände auf die Bühne zu bringen, verwies man die Dichter statt sie aufzumuntern und zu belohnen, daß sie sich am nächsten und uns verständlicher hielten, auf untergegangene Geschlechter auf die graue Vorzeit. Was sind die Hohenstauffen dem heutigen Publicum? Heroen der Mythe. Der Dichter muß zuvörderst erzählen, wer sie waren, was sie thaten. Unsere Vorfäter, die wir kennen, von denen wir Bilder besitzen, deren Werken wir noch täglich begegnen, von denen uns alte Leute erzählen, wie sie ausgesehen, wie gesprochen, was würden diese auf der Bühne wirken! Selbst in den schlechtesten Abrißten, oft Pfüschearbeit, französisirt, wie wirkt ein Friedrich auf der Bühne! Wie ein Kosziusko! Wäre der neue Stoff so durchaus dürftig, wo die Geschichte in Friedrichs Flucht und Ratt's Tod ein Drama voll gewaltiger Charaktere und tragischen Interesses von selbst geliefert hat, dagegen alle Dichtung schwach ist. Aber was zu Elisabeth's Zeiten für sittlich, groß und edel galt, würde unsrer puritanischen Scheu Frevel dünken! Duldet man doch kaum den großen Kurfürsten auf dem Theater. Pietät nennt man diese Scheu, und vielleicht mit Recht jetzt, wenn man würdigt, was das Theater geworden; aber die Scheu könnte auch ein anderes Motiv haben. Die Vergangenheit, wenn sie zur Gegenwart redet, spricht immer von der Zukunft.

Die Knaben zu meiner Zeit, wenn die poetische Ader sich in ihnen regte, dichteten Tragödien. Es ging nicht anders. Lieder, das war damals eben nichts. Lustspiele, man sagte uns, die wären sehr schwer zu schreiben. Das

schien uns wunderbar aber nicht der Mühe werth darüber nachzudenken. Novellen waren auch noch nicht Mode. Die kleinen Erzählungen in Becker's Erholungen, komische Anecdoten, kleinstädtische Sittenbilder, die gehörten doch nicht zur Poesie. Trauerspiele, fünfactige, das war die einzig würdige Aufgabe für einen Dichter, der noch nichts gedichtet. Mit fünfzehn, sechszehn Jahren hielt man sich der Aufgabe für vollkommen gewachsen. Gäbe es darüber statistische Nachweise, es würde die Nachbarn in Erstaunen setzen, wie viel Tragödien in Deutschland jährlich nicht zu Markte kamen, aber in den Kisten sich anhäuften. Nur die kleine Zahl der Bekannten des Dichters war so glücklich oder so unglücklich, im geschlossenen Kreise aus seinem begeisterten Munde sie zu hören. Viele thaten auch das nicht. Sie hüteten ihre Manuscripte wie einen Schatz. Die Welt sollte ihn heben. Ausplaudern vorher konnte der Ueerraschung, dem ungeheuren Eindruck schaden, auf den man mit Gewißheit rechnete. Dann folgten auf die Momente der Spannung und Erwartung, wenn das sauber mundirte Manuscript den Theaterdirectionen zugesandt war, die furchtbaren der Enttäuschung. Eine Welt brach zusammen, die Sonne schien nicht mehr hell. Kabale und nur Kabale regierte in jenen Regionen, und die Frage: Sein oder Nichtsein? schwebte vor manches Jünglings getrübler Stirn. Doch man ermannte sich, man wollte sein Werk drucken lassen, um das Publicum zu überführen, wie die Theaterrecensenten urtheilten, welche Schätze sie von sich wiesen. Ach, die Antworten der Buchhändler lauteten nicht tröstlicher.

Sie waren immer mit Unternehmungen schon zu sehr überhäuft. Ich weiß es aus dem Munde eines namhaften Buchhändlers, daß derselbe im Durchschnitt jährlich ein hundert deutsche Originaltragödien, ohne Honorar hätte drucken können! \*)

Gegen diese Jugend wäre der Vorwurf ungerecht, daß sie die vaterländischen Stoffe übersah. Es gab eine Zeit, wo unter zehn aspirirenden Dichtern wenigstens sieben den Untergang des letzten Hohenstaufen dramatisirten. Mögen doch auch an ein Duzend Trauerspiele: Konradin wirklich erschienen sein. Welche Abstufung der Behandlung läßt der Raum zwischen dem alten Klingerschen und dem Raupachschen zu. Man könnte darin die Geschichte unserer Aesthetik studiren. Auch ich habe natürlich meinen Konradin geschrieben. Es geht oder ging wunderbar darin zu. Jeder Akt schluß voller Ahnungen, Vorbedeutungen. Die ganze Geschichte der Hohenstaufen, war es mir gelungen, auf gewisse Schicksalstage zu reduciren; Alles, was die großen Kaiser gethan und gelitten, hing an einem fatalistischen Schnürchen, obgleich ich mich nicht mehr entsinne, ob es eine Zigeunerin war, die dem ersten Hohenstaufen des Hauses Glück und Unglück voraus verkündete, weil er ihr einen Scherf abschlug. Kein Wunder! Wir hatten den Calderon verschlungen, Werner, Fouqué glänzten, und Müllner war der

---

\*) Ob das nicht auch eine Speculation gewesen wäre: alle Trauerspiele zu drucken, unter der Bedingung, daß jeder Dichter ein Exemplar kaufen müsse?

Held der Breter. Wie lange hat dieser fatalistische Spuk auf dem deutschen Theater gewirthschaftet, getragen von einer blumenreichen schwülstigen Sprache, die unerfahrenen Gemüthern für Poesie galt. Nur das ist merkwürdig, daß er von keiner neuen Gattung todt gemacht wurde. Er starb allmählig hin an Entkräftung.

Doch war Konradin nicht mein erstes Drama, auch nicht mein erstes historisches. Dies hieß Herzog Othelrich und behandelte, nach einem vergessenen Ritterromane, die Schicksale des Böhmenherzogs Udalricus, und dessen Kämpfe mit seinem Bruder Jaromir. Das war lauter Stoff, kernige Handlung, nichts fatalistisches, feudalistisches und noch weniger ein Reflexions = Drama. Ein herrlicher Stoff. Böhmen ist in der Gewalt der Polen. Ein alter böhmischer Patriot, der Ritter Berka, beklagt in einem Monolog auf seiner Burg das Schicksal des theuren Vaterlandes, das von den Feinden zerrissen wird. Sein schwacher, schlechter Regent, Jaromir, wird von den Feinden auf dem Wischerad belagert. Ja, lebte Herzog Othelrich noch, der, von seinem Bruder verdrängt, in Deutschland umkam oder gefangen ward, dann stände es anders! Da wird ein Pilger gemeldet. Er bringt dem Ritter Kunde, daß Othelrich in der Fremde gestorben; zum Zeichen dessen, überreicht er ihm das Schwert desselben. Berka küßt es, und jammert, nun sei Böhmen verloren. Da gewinnt der Pilger die Ueberzeugung, daß der Ritter es redlich mit seinem Vaterlande meint, und er sich ihm entdecken kann. Er wirft den Mantel ab: Othelrich lebt, und ich bin es!

Er ist wie Ludwig der Springer aus der Haft in Giebichenstein zum Fenster hinaus in die Saale gesprungen, vermuthlich weil dort die Gelegenheit zu solchem Wundersprunge so sehr lockend ist, und kommt, um Böhmen zu befreien. Dies geschieht denn auch sofort im zweiten und letzten Akte. Es ist Nacht. Jaromir macht einen Ausfall aus dem Wischerad. Othelrich greift an, die Polen werden geschlagen, Böhmen wird frei. Aber die Brüder gerathen sogleich auf Anstiften eines bösen Werfoweg aneinander, und, entweder kommen beide um, oder doch Jaromir gewiß, ich erinnere mich dessen nicht mehr genau, und der Vorhang fällt. Damen kommen nicht vor. Das Stück hatte Glück. Keine Direction hat es zurückgesandt. Es ist etwa dreimal aufgeführt worden, doch würden Kunstfreunde vergeblich in den Theaterregistern danach suchen. Die Bühne existirt nicht mehr, wo es gespielt ward, die Schauspieler waren wir selbst, und mit Inbegriff des Zwischenaktes dauerte die Aufführung zwischen zehn Minuten und einer Viertelstunde. Ich war etwa dreizehn Jahr alt, als ich es schrieb. Alle Schauspieler und der Dichter besonders wurden gerufen. Doch keine Rosen ohne Dornen. Als ich eine Dame bat, mir aufrichtig ihre Meinung zu sagen, welcher von den Darstellern ihr am Besten gefallen, nannte sie natürlich mich. Ich hatte den Böhmischen Patrioten gespielt. Als ich sie aber dringend ersuchte, es komme mir nur auf Wahrheit, nichts als Wahrheit an, erklärte sie: nun dann sei es der mit dem blanken Schilde gewesen. Ach Gott, dem hatten wir, weil er zu Weihnachten einen Helm und Schild ge-

schenkt bekommen, und so dringend am Tage der Aufführung bat, mitspielen zu dürfen, eben dieser herrlichen Requisite wegen, eine stumme Rolle gegeben. Er stand mit seinem Schild und Speer vor meiner offenen Thüre Schildwacht, während ich meinen Monolog hielt; und nachher schlug er in der Polenschlacht wacker mit. Auch noch eine andere Kränkung! Ein älterer Freund schmolz meinen Dialog in Verse um, und ein zweiter bearbeitete sogar mein Trauerspiel und schrieb auf den Titel: „Othelrich u. s. w. verbessert von M. . . . .!“ Mir war es ja nur um die Sache zu thun gewesen; nur durch die Wahrheit der Gefühle und Situationen wollte ich wirken, nicht durch den Schmuck der Diction. So wurde denn meines Verfaß Monolog, der so einfach und natürlich das Stück anhebt: „O Verfa, so wäre denn nun endlich der Augenblick gekommen, wo Böhmen eine Polnische Provinz geworden!“ in die Jamben umgeschmolzen:

So wär' denn, Verfa, nun die Stunde da,  
Wo Böhmens Krone Polen angehört!

Sei's daß meine Tragödie dadurch besser wurde, oder nicht, ich verschmerzte die Kränkung; denn daß zwei Dichter (sie sind Beide jetzt namhafte Gelehrte) ihre Kräfte an denselben Stoff wandten, bewies doch für die drastische Kraft des Sujets, und ich war es, der es ins Leben gerufen. Ach, und das Stück selbst war auch nicht die Hauptsache; aber die Proben, die Helme und Papp-Harnische und Schwerter und die Kulissen, und die Nacht und die Blitze, die wir machten. Unter dem Podium



der Bühne (es war ein wirkliches Theater auf dem dann und wann kleine Truppen gespielt hatten) wühlten wir in Müll und Staub und fanden einst wirklich eine blecherne Lanzenspitze. Ein Schatz hätte uns nicht so glücklich gemacht.

Ach, diese goldene Zeit der Ritterstücke! Was ist alle Komödie von heut dagegen! Ich denke noch daran, wie wir von drei Uhr Nachmittags an vor den geschlossenen Hallen uns drängten, wenn Götz von Berlichingen, ein seltenes Freudenfest, auf dem Zettel stand. Drei Stunden ließen wir uns geruhig schieben und drücken, durch die dunkeln Hallen des Kunsttempels, um einen Vorderitz im Parterre zu gewinnen. Drei Stunden in banger Erwartung, in einer Finsterniß, wie sie mir für diese Vorhallen so ganz passend schien (die hellen Lampen des neuen Theaters dünkten mich noch lange nachher eine Entweihung des Mysteriums), angerauscht von geheimnißvollen Lüften, und dann eine Belohnung dafür, dies Rässeln der Harnische, diese Männlichkeit, dies Volks- und Freiheitsgefühl! Freilich war es zuerst nur dieser blecherne Harnisch des alten Götz, seine eiserne Hand, seine derbe Anrede an die Heilbronner, und der göttliche Schauspieler, was den Knaben hinriß; aber wo hält der Sinn sich nicht zuerst am größten Stoff bis er zum Geistigen sich hinaufarbeitet! Dieser göttliche Schauspieler hieß M a t t a u s c h. Er war ein Mann, hätten wir mit Hamlet gesagt, wäre uns dessen Sprache schon geläufig gewesen. Verse konnte er nicht sprechen, er löste sie in Prosa auf; auch fehlten ihm;

glaube ich, einige Zähne, und er biß mit etwas gekniffenem Munde und fleingedrückten Augen die Worte heraus. Die Heftigkeit seiner Bewegungen schloß doch nicht eine gewisse Monotonie derselben aus. So griff er im Affect stets nach dem Kopfe, und riß den Hut, das Barret, oder, wenn es schon abgenommen war, die Haartour vom Scheitel, wie ich mich dessen noch deutlich entsinne, als er, im Macbeth die Nachricht erhält, daß Fleance den Mördern entkommen ist. Aber er war unser Held, unser Ideal; mit seiner Persönlichkeit identificirten wir den männlichen deutschen Ritter und es war uns eben so unbegreiflich, daß der selige Fleck den Götze noch besser gespielt haben sollte, als es uns eigentlich verdross, daß Mattausch auch andere Heldenrollen gab. Diese biberbe Miene, diese herzliche Verbheit, sein altes, schmutziges Hauswamms, seine Gebärden, sein Krächzen, sein Augenblinzeln, es war uns alles befreundet; wir waren wie zu Haus, und weinten und jubelten und schrien mit. Die alte deutsche Heldenrace, ich meine die auf dem Theater, das Entzücken der Jugend ist mit Mattausch zu Grabe gegangen. Die neue Kunstkritik duldet nicht mehr das göttliche Wüthen, unter dem die Kulissen zitterten und der Boden bebte. Sie sind alle auf den Bretern zahm geworden. Aber ich meine ein glücklicher Naturalist, der durch ein Wunder auftaucht, könnte aufs Neue Wunder wirken.

Götze von Berlichingen stand uns einzig da. Die Berliner Bühne unter Ifflands Leitung, brachte überhaupt wenig Neues. Die älteren Ritterstücke waren abgespielt. Kaum daß man Babo's Otto von Wittelsbach gab. Darin flirr-

ten vermuthlich die Harnische zu wenig. Die „Jungfrau von Orleans“ stritt, was Ritteraufzüge anlangt, mit Werners „Weihe der Kraft“ um den Vorrang. Wir schätzten beide Stücke ihrer unterschiedlichen Verdienste wegen; aber der Götz war doch etwas anderes. Ob darum, weil wir den Götz (in seinen Kraftmomenten) selbst aufführen konnten, was sich aus verschiedenen Gründen mit jenen nicht thun ließ, oder weil ein gewisses Gefühl uns überkommen, daß die Kraft der dramatischen Poesie sich kerniger in natürlicher Handlung, als in rhetorischem Schmucke, giebt? Die „Jungfrau“ wird sich wohl auf dem deutschen Theater erhalten, so lange es besteht. Sie hat viel Einschmeichelndes für die Sinne. Gegen die Weihe der Kraft erhob sich schon in meiner Knabenzeit eine Opposition, welche, als ich Student wurde, zu offner Thätlichkeit ausbrach. Zacharias Werner war katholisch geworden, seine „Unweihe der Kraft“ hatte die protestantischen Gemüther empört; und Iffland, so viel ich mich entsinne, und gehört, stellte den kernigen, durchdringenden Reformator, voll deutschen Markes und ursprünglicher Manneskraft, durch seine Darstellung nicht wieder her. Später gab die Rolle der katholische Matztausch, und der Sturm brach los. Die Studenten pochten, sie mußten dem Publicum, das bezahlt hatte, und der Polizei weichen; und etliche hundert (darunter Männer, jetzt in hohen Staats- = Polizei- = und Kirchenwürden) küßten im Karzer ihren protestantischen Eifer. Dennoch blieb der moralische Sieg auf ihrer Seite. Die „Weihe der Kraft“ mußte von der Bühne verschwinden. Das „Räthchen von Heilbronn“

ließ Iffland nicht zur Aufführung kommen; es drohte der Kunstschule, an deren Spitze er stand, eine zu gewaltige Revolution.

Für meine Neigung zu Ritterstücken konnte ich eigentlich nicht. Es war Prädestination. An der Hand der Kinderfrau gerieth ich einmal hinter die Kulissen des Breslauer Theaters, als das Spießische Ritterstück: „Clara von Hoheneichen“ gegeben ward. Erstochen lag vor mir ein edler Ritter in seinem Harnisch (leider nur von Leinwand; ich hielt es für einen großen Fortschritt der Kunst, als die Ritter in Berlin wirkliche Blechrüstungen umlegten), und den Mann erkannte ich. Er wohnte mit uns in einem Hause, und war ein guter Mann, und zeigte mir seine schönen Dolche und Ritterschwerter und Saracenenfäbel, und seine Tochter war meine Spielkameradin, und er hieß Herbst. Ich schrie so laut auf, daß der Todte in die Kulissen rief: „Bringt doch den Jungen fort, er stört uns.“ Man beruhigte mich, und zu Hause erzählte mir des Schauspielers Tochter, die etwas älter war und ein kluges Kind, daß ich mich nicht fürchten solle, ihr Vater lebe. Er werde oft des Abends todt gestochen, lebe aber immer wieder auf. Ich glaubte vermuthlich, das komme von den Rüstungen her, denn die Erschossenen und Vergifteten, von denen ich hörte, lebten nicht wieder auf.

In Berlin herrschte die Kunst. Man war nicht der Meinung, daß der Harnisch den Mann mache. Es hält schwer für einen Knaben zu begreifen was Kunst sei. Fleck habe ich nicht mehr gesehen, Iffland in kaum bedeutenden

Rollen; er half als ein humaner Director aus, und begnügte sich oft mit kleinen Anstandsrollen; einen Eindruck hat sein Spiel auf mich nicht hinterlassen. Doch er war alt, und ich war ein Knabe. Die unendliche Feinheit und Anmuth im Spiel der *Bethmann* wirkte schon anders auf den Erwachsenen. Hingerissen hat sie mich auch nicht. Da standen noch einige andere Veteranen neben dem göttlichen *Mattausch*, Schauspieler von Schrot und Korn, keine Künstler, aber ihre Glieder waren in den Blechrüstungen aufgewachsen. Die *Labeß* und *Kaseliß* schnallten sich nicht den Harnisch um; er saß ihnen am Leibe wie ein Theil desselben. Und zu diesen Nesten der alten Ritter ein junges Blut, ein prächtiger *Georg*; ich will ihn nicht nennen, denn er lebt, glaube ich, noch auswärts, und die Berliner nannten ihn einen rohen Kulissenreißer. — Da starb *Iffland*, und es ward Platz für *Ludwig Devrient*. Noch steht mir klar der Abend vor der Seele, wo er als *Franz Moor* debütirte. Uns verging hören und sehen. Das war kein Schauspieler; oder war er's, dann waren die anderen keine Schauspieler. Wie tief in die Gewöhnlichkeit versanken, die mir Heroen schienen, gegen diesen Genius! Wir zitterten vor Grauen und Lust, es war eine Lust, ein Genuß, den wir noch nicht kannten, nie geahnt hatten. *Iffland* hatte *Devrient* bis dahin zurückgehalten, er war auch nicht einmal als Gast in seiner Vaterstadt aufgetreten, und es hieß, daß der alternde Künstler im klaren Bewußtsein dessen, was *Devrient* war, ein freundschaftlich wehmüthiges Abkommen mit ihm getroffen, daß er seinen Tod abwartete, bis er ihn ablösend seine

Lorbeeren an sich nehme. — Devrients erste Blüthe gehört der Breslauer Bühne an, wie diese durch mehrere Jahrzehente die ersten Talente des deutschen Theaters gepflegt hat. Man bedauerte es für uns und für ihn, daß er nicht früher in die Hauptstadt gekommen. Ob ihn das vor den Abirrungen bewahrt, denen sein Talent erlag, und länger frisch erhalten hätte, steht sehr zu bezweifeln. Sein schaffender Geist erlahmte, weil sein schwächlicher Körper nicht aushielt, was er von ihm verlangte. Und dieser Proceß ging nur zu rasch. Er welkte hin in seiner Glorie. Noch oft leuchteten geniale Blitze, die die Nacht umher zum Tage machten, aus seinen neuen Schöpfungen; noch stand er, als er schon Ruine war, groß da, denn das Gewesene ließ sich nicht verlöschen. Es war Alles außerordentlich an ihm, aber nichts Ganzes mehr. War er doch auch in seiner Blüthe nichts vollkommen schönes. Die Natur hatte ihm viel versagt, der Geist mußte das künstlich schaffen, ergänzen. Diese Arbeit, wenn auch der Werdeproceß für die Augen des Zuschauers verborgen blieb, ließ doch nicht die Ruhe zu, ohne die kein vollkommenes Kunstwerk gedacht werden kann. Daher gab es auf dem Theater nichts Widerwärtigeres, als seine Nachahmer. Es war keine große Natur zu copiren, der Geist, der die Mängel verdeckte, läßt sich nicht nachahmen; also erhielt man nur Conterfeis seiner Kunstmittel, der hohlen Töne, durch die er die Kraft seiner Stimme ergänzte, krampfhaft vorgestohene Laute, verzerrte Bewegungen. Und gerade das reizte unsere Anfänger, und lange Zeit mußte man unter diesen allerunnatürlichsten Versuchen

leiden. Devrient hatte, trotz der Scheu, die sich in seinem Wesen ausdrückte, trotz seines argwöhnischen Zurückhaltens eine ungemein große Zahl Freunde; und die nicht allein sein Genius, sondern die Anmuth seines Umgangs und die fast kindliche Gemüthlichkeit seines Wesens ihm verschafft hatten. Es waren die wunderbar schroffsten Gegensätze, das Diabolische im Auge, Blick, Gebärde, Gang, Sprache und die gutmüthige Hingebung, das arglose Wohlwollen, wo er Vertrauen geschöpft. Er mochte auf und außer dem Theater thun, was er wollte, ihm wurde es vergeben; für alles hatte man Entschuldigungsgründe. Ja, die Vorliebe für ihn ging so weit, daß alle Sahre die Nachricht sich verbreitete, nunmehr sei er solide geworden, und mit seiner Gesundheit werde die alte Kraft zurückkehren. Damit tröstete man sich gutmüthig bis an seinen Tod. Er blieb der Alte. Eine Natur läßt sich nicht ändern. An der Berliner Bühne war er einer der letzten Repräsentanten des alten genialen Theaterlebens. Er sorgte nicht für den Morgen und stand doch auf's freundlichste mit allen seinen Gläubigern. Seine Kasse ruhte, wie man sagt, in einem Korbe auf dem Ofen. Da griff hinein, wer etwas bedurfte, und nur, damit es nicht allzuleicht werde, hatte man sie so hoch gestellt. Aber wenn ihn das Geld nicht interessirte, desto mehr Kunst und Poesie. Er war noch fähig einer wahren Entzückung für alles Schöne, und darin war er einzig als Schauspieler, daß ihn Poesieen hinrissen, wo er auch nicht einmal eine Rolle für sich denken konnte.

Devrient hat wunderbar gewirkt, aber nicht folgereich. Er war ein glänzendes Gestirn am deutschen Theaterhimmel; aber nur ein meteorisches. Sein Gedächtniß wird ihn lange überdauern, aber seine Schule ist schon ausgegangen. Er stand zu seiner Kunst, wie Müllner und die fatalistischen Dichter zur deutschen Dramatik. Maler, die immer Stürme malen und Gewitterhimmel, mit gewaltigen Schlag-  
 schatten, wirken überraschend; aber bald gesättigt von den gewaltsamen Eindrücken kehrt das Auge gern zu den Landschaften zurück, wo Ruhe herrscht, und das natürliche Sonnenlicht die Gegenstände freundlich bescheint. Man mochte das fühlen, als Wolff und seine Gattin an das Berliner Hoftheater berufen wurden. Es gab keine strengeren Gegensätze, als diesen ruhigen durchgebildeten Künstler und den genialen Devrient. Große Erwartungen gingen beiden Ehegatten voraus, aber sie befriedigten dieselben im Anfang wenig. Ganz natürlich; in ihrer Art lag es nicht zu überraschen, auch haftete ihnen manches von der Schule eines großen Geistes, aber einer kleinen Stadt, und eines kleinen Hofes, an. Oft hörte ich den seligen Wolff klagen, daß er nicht früher Weimar verlassen und seine noch jungen Kräfte auf einer großen Bühne und in der Schule der Welt ausgebildet. Vieles versäumte sei nicht nachzuholen. Auch ihm fehlten die großen Naturgaben, eine durchdringende sonore Stimme, eine Helbengestalt, ein Auftreten, das, sich gebend, wie es ist, imponirt, ein leuchtendes Auge, eine gebietende Miene; auch er mußte zu Hülfsmitteln greifen, um das, was nicht da war, zu ersetzen. Aber ich habe



keinen Schauspieler gekannt, der diese Mängel so geschickt auszufüllen wußte, daß man die Operation durchaus nicht merkte. Seine Darstellungen waren ein Guß, alles Eckige, Schroffe vermieden. Wohlberechnet alles, ohne daß man das Exempel nachrechnen konnte. Dieses ruhige Ebenmaß, das stets richtige Verhältniß zwischen Wille und Kraft mußte endlich anziehen. Wenn er selten hinriß, so befriedigte er doch immer. Aber er sparte dermaßen seine Kraft, daß ihm vieles gelang, was man, seine Mittel im Allgemeinen anschlagend, für unmöglich hielt. Er konnte einen Helden, wie den Prinzen „im Leben ein Traum“ geben, und man vergaß, daß diese Rolle eine unbändige Kraft voraussetzt; und einen Helden anderer Art, Shakspeare's König Johann, gab er mit einer überraschend tragischen Wirkung. Wer diese meisterhafte Darstellung sah, vergißt den ungeheuren Eindruck nicht wieder. Was er im feinen Lustspiel war, ist bekannt.

Aber Wolff's Wirksamkeit als dramaturgischer Freund des Grafen Brühl war eine weit bedeutendere. Seine eigenen Dramen bewegen sich in einer wohlgefälligen Mittelsphäre, aber er war es, der Calderon und Shakspeare wieder auf der Bühne heimisch machte. Er wirkte keine Revolution, aber er erhielt den guten Geschmack aufrecht, wie ein fleißiger Gärtner, der vor der Verwilderung eines großen Gartens Sorge trägt, und dann und wann durch schöne Anpflanzungen, wohlgeordnete Beete seltener Blumen das Auge erfreut, aber nicht durchgreifend einschreitet. Dies lag nicht in seiner sanften Art, seinem feinen Wesen.

Er unterhandelte lieber im Stillen, als daß er mit entschiedenem Willen auftrat. Auf diesem Wege setzte er viel durch, und weil viel nach seinem Willen geschah und für ihn, so blieb sein Wirken nicht unberedet. Er war hoch angesehen, hatte viele Verehrer, aber nicht solche Freundeszahl, wie Devrient. Bornehme Art, gewähltes Auftreten und Reden sind nicht die Wege sich populair zu machen. Seine Liebe für die Poesie war nicht minder warm, aber gefeilter, auch berechneter. Ludwig Devrient mußte sein Leben hindurch kämpfen, daß sein Lieblingsstück Richard III. in Scene gesetzt werde, und als es endlich geschah, waren des Künstlers Kräfte bereits dahin; herrliche Momente zeugten für seine tiefen, langjährigen Studien, aber das Ganze war aus Bruchstücken zusammengesetzt; seine Stimme, sein Gedächtniß verließ ihn in den entscheidendsten Momenten. Weit glücklicher hat Wolff die Mehrzahl seiner Lieblingsstücke, und immer noch zu rechter Zeit, auf die Bühne gebracht.

Es klingt für den Laien betrübend, daß die Meisterwerke der Dichter nicht um ihrer selbst willen zur Darstellung kommen, daß sogar ein Shakspeare beim realen Theater eines Procurators bedarf. Welchen Nichtlaien braucht es gesagt zu werden, daß es so ist, und wie es ist! Noch L. A. Hoffmann, ein so gewiegter Kenner sonst, spricht irgendwo die Meinung aus, daß es Thorheit der jungen Schriftsteller sei, wenn sie von Directions-kabalen gegen gute Stücke träumten; denn jedem Director könne ja nichts willkommener sein, als ein gutes Stück. Sancta Simpli-

citas! kann man nicht zum Verfasser der „Teufelselxire“ rufen. Wäre es vielleicht damals noch so gewesen, irgendwo in Deutschland? Ueber diese Sitte ist wenigstens nun Gras gewachsen. Jedes Drama von Poesie und Werth an jedem deutschen Theater bedarf eines Procurators, oder mehrerer; durch sich selbst gelangt es nicht zur Aufführung. Wie dieser Procurator auftreten muß, ob als angestellter Dramaturg oder Theaterdichter, der durch Grobheit oder Schmeicheltreden, durch Drohungen oder Feten wirkt, ob als Schauspieler, den eine Rolle bestochen hat, ob als Mäcen oder unermüdlcher Client, der sich lieber die Treppe hinunter werfen läßt, als absteht, ob als Kritiker, vor dem man zittert, oder nach dessen Lobe man geizt, darüber steht nichts fest. Aber ein Procurator muß sein; und es hat sich auch da bewährt, daß die Gunst der Kleinen die sicherste Anwaltschaft ist. Es gab, und giebt auch wohl noch gute Directoren, die das Gute möchten. Aber der Wille thut es nicht allein; es bedarf einer Kraftanstrengung, und jede Kraftanstrengung will ein Motiv haben.

Graf Brühl wollte das Beste; er wollte Kunst und Poesie, er liebte Shakspeare und Calderon, und außerdem daß er sie liebte, war es ihm Ehrensache; er wollte als ein ästhetisch gebildeter Intendant vor Hof und Publicum bestehen. Er wollte aber sehr viel, und von dem sehr vielen ist sehr wenig in's Leben getreten. Der aufrichtigste, eifrigste Wille scheitert nicht allein an dem Widerstande, den Neid, Unverstand, Troß, und was sonst äußere Potenzen ihm entgegen setzen, er rennt oft in zu großem Eifer am Ziele

vorbei, und die Liebhaberei fesselt ihn da, wo er schnell weiter sollte. Die Theaterverwaltung des Grafen ist ein rührender Beleg zu vielen alten Wahrheiten. Die Zeit hatte den alternden Iffland überflügelt, Graf Brühl wollte das Versäumte wieder einholen. Es war ein schöner Anflug, aber die Kräfte waren nicht berechnet. Er wollte allüberall helfen, herstellen, fortschreiten, aber er blieb mitten in den Strömungen, die er angeregt, stecken. Er wollte mit Güte verfahren, wo nur Strenge durchdrang; in dem Reichthum, der ihn umgab, fehlte ihm oft das Nächste und Nöthigste. Eingesezt als souverainer Gebieter, ward er abhängig von Hunderten, und focht mit Gründen, wo der Wille allein entscheiden mußte. Vom allerfreundlichsten Herzen, dem liebevollsten Gemüthe, that es ihm mehr weh, wo er etwas abschlagen mußte, als dem, welchem er abschlug. Dann sezte er den Director bei Seite, und wollte als Mensch überzeugen. In der langen Zeit seiner Theaterverwaltung erndtete er, weil er es Allen recht thun wollte, von Allen nur Undank, von Dichtern, Kritikern, Schauspielern, den ihm zur Seite gesezten Beamten, den über ihm stehenden, dem Hofe, dem Publicum. Selten hat ein Theaterdirector so bittere Anfälle zu erdulden gehabt, als Graf Brühl, und doch war keiner, der es so reblich meinte, und die Sache zu Herzen nahm.

Er liebte, wie gesagt, die Poesie, er wollte die Dichter begünstigen; aber doch mußten sich die Dichter über ihn beklagen. Er war kein Geschäftsmann, der die Last der

Arbeit zu bewältigen wußte. Er wollte nicht abfertigen, sondern alles gründlich abthun. Darum lagen die Manuscripte fußhoch in seinem Bureau mit Staub bedeckt, der Vergessenheit übergeben, ohne daß ihre Verfasser eine Zeile Auskunft erhielten. Nicht aus Hochmuth, aus Nichtachtung, vielmehr aus der freundlichsten Absicht. Er zögerte, wenn er Schlimmes zu antworten hatte; er wartete auf einen glücklichen Zufall, der ihm, oder dem Dichter half. Bei einem solchen Verfahren steht überall der Bescheidene gegen den Ungefügigen zurück. Wie es wohl vorkommt, daß eine Schöne, endlich müde der Bewerbungen, den ihr lästigsten nimmt, eben weil er der unermüdlichste ist, so kam es, daß Graf Brühl, trotz seiner Vorliebe für gute Stücke, viel schlechte geben ließ. Er that es mit tiefen Stoßseufzern. Aber er war nicht der Mann, den Rückfichten die Stirn zu bieten. Doch mitten unter den Klippen von Verhältnissen, zwischen denen er zu steuern suchte, konnte er an einen Dichter einen vier, sechs Seiten langen Brief eigenhändig schreiben, worin er ihm auf's wärmste seine Ansicht, seine Bedenken, seine Rathschläge auseinandersetzte, und er that viel mehr als Freund, als was er als Director wagte. Die Dichter wandten sich von ihm ab, und richteten ihre Hoffnungen auf das neue zweite Theater. Brühl beging die Schwäche, daß er dieses, das Königstädt'sche Theater als einen Feind betrachtete. Statt froh zu sein, daß er einen Ableiter bekam, wohin so manches abging, was ihn störte, statt des Rivalen sich zu freuen, gegen den er sich noch immer halten konnte, verschwendete er seine bessern Kräfte in einem

nuzlosen Widerstande. Ein frei blickender Director hätte die neue Bühne nach Gefallen wirthschaften lassen. Sie hätte sich für den Fall nach allen Indicien schon in der ersten Zeit so überhoben, daß sie dem Schicksal des Frosches kaum entgangen wäre. Ihre Bestimmung vergessend, ein Volkstheater zu sein, wollte sie vornehm erscheinen, es dem Hoftheater gleich thun. Aber Graf Brühl, wie gern er auch von dem Seinen jedem theilte, und gegen jeden einzelnen liberal war, war doch ein Mann der alten Schule. Er konnte, Sachse von Geburt, sich nicht losreißen von privilegierten Ordnungen, von Zunftszajungen, er wehrte sich mit Hand und Fuß und klammerte sich mit dem ganzen Leibe an den Buchstaben der Concession des neuen Theaters, daß diese ja nicht erweitert werde. Das machte nirgend gutes Blut; nicht die Dichter allein, auch fast alle kritischen Stimmen erklärten sich wider ihn. Brühl gab etwas auf die öffentliche Stimme, er hielt eine gute Kritik für nothwendig. Unterstüzte er doch selbst zu Anfange seiner Verwaltung ein der Theaterkritik eigends bestimmtes Journal, ein in Deutschland feltener Fall. Es konnte sich indeß nicht populair machen und mußte eingehen. Er las alles, eine achtungswerthe Aufmerksamkeit; aber was er las konnte ihn nur erbittern. Die Oppositionsstimmen traten mit einer Schärfe auf, die heute nicht mehr vorkommen kann. Factisch waren sie im Recht, auch ihre Parteilichkeit für das andere Theater hatte einen genügenden Grund in der mißgünstigen Gegnerschaft der Brühl'schen Verwaltung gegen dasselbe. Aber sie nahmen zu wenig Rücksicht

auf die gepresste Lage des Intendanten und auf seinen aufrichtigen Willen.

Brühl's Stellung war noch durch viele andere Umstände unangenehm. Man hatte ihm in Spontini einen unabhängigen Untergebenen beigelegt. Dieser, damals in höchstem Ansehn (so daß ein Censor, den viele seiner humanen Gesinnungen wegen sich zurückwünschten, Alles eher durchließ, als das Wort Spontini und einen Tadel daneben), beutete seinen Einfluß im vollsten Maße aus. Brühl konnte sich nirgends frei bewegen. Bei Hofe fehlte es nicht an scharfen Kritikern, deren Recensionen empfindlicher wirkten, als die gedruckten, die man dort aber auch mit geheimem Wohlgefallen las und um deshalb duldete. Wie kein Geschäftsmann, war er auch kein Dekonom. Dies zog ihm eine amtliche Controle zu, welche ihm die letzte Freiheit nahm. So, eingeengt von allen Seiten, verlassen von den Dichtern, angefeindet von der Kritik, den Ellenbogen der Operndirection beständig in der Seite fühlend, bei Hofe ohne Schutz, verunglimpft beim Publicum, das laut seine Wünsche nach einer Directionsveränderung aussprach, hätte auch einem stärkeren Manne der Muth sinken können. Kann man von einem solchen fordern, daß er mit aller Aufopferung, rücksichtslos für das Schöne wirke! Es war eine gute Zeit, sage ich, als ein Ludwig Devrient und Wolff sorgten und trieben, daß die Meisterwerke des Briten und Spaniers nicht von unserer Bühne verschwänden. Es war eine gute Zeit, als ein Director, wie Brühl, ihnen die Hand bot und sich freute, wenn sie in ihrem Drange

nicht müde wurden, und man konnte ihm dabei wohl als Erholung gönnen, daß er Tage und Nächte studirte, wie das Costüm der Helden Shakspeare's und Calderon's historisch am treuesten darzustellen wäre.

Endlich erlag er. Häuslicher Kummer, der den trefflichen Mann traf, bestimmte ihn, die stürmische Theaterdirection mit einem Ruheposten, der Intendantur der Museen, zu vertauschen. Vielen von denen, welche ihn während seiner Wirksamkeit heftig angriffen, gereute es später. Schreiber dieses gehört zu ihrer Zahl. Wer kann im Kampf um Grundsätze sich immer auf den subjectiven Standpunkt seines Gegners versetzen. Oft darf man es nicht. Wenn ich mich gegen den edlen Verschiedenen damals versündigt, so ist das ausgesühnt. Älter geworden und ruhiger, und nachdem ich für mich von den Hoffnungen Abschied genommen, die mich an das Theater banden, fühlte ich mich gedrungen als Privatmann gegen den Privatmann mich zu rechtfertigen, und wo im Eifer der Angriff zu weit gegangen, bat ich ihn um Vergebung. Es geschah ganz freiwillig und ohne äußern Anlaß, als den, der jedem zu Tage liegt, wenn man, als aufrichtiger Freund der Kunst, das jetzt mit dem ehemals vergleicht. Graf Brühl nahm die Rechtfertigung als der Ehrenmann auf, der er war. Seine Antwort sprach seinen tiefen Schmerz aus, weniger darüber, wie sein Streben verkannt worden, als über den Gang der Dinge, das ist, über den Untergang alles dessen, was er gehütet, erstrebt und gehofft, was freilich tiefere Wunden dem, der es ehrlich meint, schlägt, als eine persönliche Kränkung.



Brühl's schwierige Stellung läßt sich erst heut ganz würdigen. Er stand auf dem Wendepunkt, wo das Theater seine Natur völlig veränderte. Aus einem Institute, das der geistige Bildungsproceß in der Nation hervorgerufen, das vom Publicum erhalten wurde, ging es in ein Vergnügungsinstitut über, das, vom Hofe erhalten, auch von diesem seine Geseze allein empfängt. Das ist nun klar ausgesprochen. Jedermann weiß, wie es steht, und macht keine Anforderungen. Die Verwaltung ist jetzt nicht schwieriger, als in jedem andern Dicasterium mit einem Vorgesetzten und einer großen Zahl untergebener Beamten. Die Schauspieler sind Beamtete, die nach dem Willen ihrer Vorgesetzten sich zu fügen haben. Die Dichter haben nicht über Zurücksetzung zu klagen, denn es ist ein *actus merae facultatis*, wenn ihre Stücke angenommen werden. Sie dürfen nicht an den Geschmack des Publicums appelliren, denn dieses hat sein Stimmrecht eingebüßt. Das Theater ist seinem Wesen nach gar nicht mehr von ihm abhängig. Es kann zu Hause bleiben, wenn es Lust hat, und das Theater dauert dennoch fort. Der Kritik ist nur noch das Recht eines obligaten *Accompagnements* gelassen. Anders war es zu Brühl's Zeiten. Damals führte es noch den officiellen Namen eines „Nationaltheaters,“ und war in seinem Wesen ein Zwitter. Es war nichts klar ausgesprochen. Das Publicum machte Anforderungen, und der Hof machte Anforderungen. Jenes dachte an die alte Zeit, dieser an die neue. Unter dem Worte Kunstinstitut sollte Beides vermittelt werden. Da ließ sich nichts vermitteln. Die Brüche

traten immer drohender heraus. Die Kunst war nur eine wohlriechende glänzende Salbe, die man darüber strich. Auch ein kräftigerer Mann, wenn er nicht mit bestimmten Grundsätzen entschieden auftrat, hätte unterliegen müssen. Jetzt ist Einheit und Ordnung da, eine bureaukratische Verwaltung, die, wenn nicht eben ein Rollenstreit einige Unannehmlichkeit herbeiruft, wenig Sorgen macht. Die Operndirection ist subordinirt, die Winke, nur von einer Seite kommend, sind leicht zu beachten. Der Geschäftsgang ist pünktlich. Ein sogenanntes Comité ist errichtet, welches den richtigen Empfang der Manuscripte sofort bescheinigt, und sie in bestimmter Zeit durch die Intendantur an die Autoren zurücksendet. Außerdem ist ein bestimmter Theaterdichter (wenn Raupach auch diesen Titel abgelehnt hat) angestellt, welcher die anstands halber benöthigten neuen Trauer- und Lustspiele liefert. Damit ist nicht ausgeschlossen, daß nicht auch von fremden Dichtern Stücke zur Aufführung kommen können, aber es ist keine Nothwendigkeit. Wenn es nicht geschieht, ist es eben so gut, und Niemand kann Rechenschaft fordern. Und eben wie es keiner neuen Stücke und neuer Dichter bedarf, sind auch die ältern Anforderungen an ein, was man damals nannte wohlbesetztes Theater nicht da, wenn nur eben die Darsteller für die Stücke ausreichen, die man geben will. Oder, die Darsteller sind das Gegebene, und die neuen Stücke werden für ihre Kräfte geschrieben. Der Fall ist schon zu Shakespeare's Zeiten da gewesen; schwerlich aber in der stabilirten Ordnung. So kann man sagen,

während unter Brühl's Verwaltung überall und von jeder Seite her etwas vermist wurde, und Niemand war, der nicht von einem Bedürfnis sprach, so weiß man jetzt von gar keinem Bedürfnis. Alles geht seinen hergebrachten ruhigen Weg, und die Ueberraschung und Zufriedenheit ist weit leichter, weil, wo man nichts erwartet, etwas Unerwartetes doppelt erfreut. So ist das Theater mit den andern Verwaltungszweigen im Einklang, und nur eine Frage könnte Zweifel für die Zukunft erregen: Wie, wenn der Hof dereinst selbst der übernommenen Herrschaft des Theaterwesens satt würde, und, da sie unstreitig mit vielen Lasten verbunden ist, dieser Last sich enthebend, das Theater der Nation zurückgeben wollte? — Da wäre, wenn hier noch von Furcht und Hoffnung die Rede sein kann, Alles zu fürchten. Die Elemente der Theilnahme fehlen, die Brunnen sind vertrocknet, die Quellen verstopft, der Geschmack ist ein anderer geworden; die einfache Kost, die der natürliche Boden allein bieten kann, genügt dem Gaumen nicht mehr, der an Treibhausgewächsen sich verwöhnt hat, und das Gewesene läßt sich nicht im Staat und nicht im Theater wiederherstellen \*).

Brühl's Tod hat sehr ernste Gedanken in mir erweckt. Ich zählte die Steine, die wir damals erhoben, im ernstesten heiligen Glauben, der guten Sache einen Dienst zu thun. Steine an einem Grabe, und Steine, die unsere Hand schleu-

---

\*) Es ist zu bemerken, daß dieser Aufsatz schon im Jahre 1839 geschrieben wurde.

derte, wer giebt sich da nicht Unrecht, wer bereut es nicht tief! War objectiv das Unrecht da, war dann subjectiv das Recht unbestreitbar! Sündigten die Theaterdirectoren allein, und standen wir, Publicum, Dichter, Kritiker, in makelloser Reinheit? Wir glaubten das Rechte zu wollen, das gemeine Interesse war vielleicht von uns noch fern; waren wir aber nicht eben so unterthan den Verhältnissen, welche unaufhaltsam das alte Theater minirten und endlich niederrissen! Dem Sinnentzettel, dem eitlen Vergnügen, dem man allein den Kunsttempel öffnen wollte, kämpften wir entgegen. Wie oft aber ließen wir uns selbst verführen, wo es eine Wirkung galt. Wir, die wir Stücke schrieben, wie geizten wir doch auch nach Effect, der mit der Kunst nichts gemein hat; wie gern ließen wir uns von den Schauspielern bereben, „Abgänge“ hineinzudichten, die das Händeflatschen provocirten. Wie gern sahen wir es, wenn unsere Dichtung durch neue Anzüge und Decorationen von Seiten der Direction unterstützt wurde. Welche Wichtigkeit legten wir Alle auf kleine Umstände, nicht wenn unsre Stücke siegten — dann hatte es ihr innerer Werth gethan — aber wenn sie mißfielen. Dann hatte es der und der Zufall verursacht. Wäre nur da der Vorhang rascher ge- und der Schauspieler schneller einge- fallen, so wäre u. s. w. Ach, wir ließen uns auch gängeln und treiben von dem Ströme, dem Niemand widersteht, und wer es wagt, geht unter.

Wir Alle, wie ich sagte, schrieben zuerst Tragödien. Alles andere war zu geringfügig, und womit hörten wir auf?

Wir täuschten uns eine Weile. Als wir die Theater noch nicht reif fanden für unsere Tragödien, oder die Tragödien nicht reif für die Theater, was wohl Mancher später einsah, ließen wir uns zu Zwischenarbeiten herab. Zu Dramen mit einem glücklichen Ende; eine, für uns in der romantischen Zeit aufgewachsene, recht verdrießliche Aufgabe. Auch wohl zu Lustspielen, etwas so ganz Untergeordnetes. Endlich wohl gar zu Erzählungen in Prosa. Eine unerhörte Condescendenz für die Menge und den Markt, an den wir nun auch allmählig zu denken anfangen, zumal wenn eine Waare guten Abgang fand. Wir spielten natürlich nur damit, unser heiliger Ernst blieb bei den Tragödien. Die bessere Zeit mußte kommen, wo man sie verstand, würdigte. Seltsam aber, daß unser Spiel oft eine ganz andere Wirkung hervorbrachte. Das wirkte, der Beifall wärmte, lockte. Wir spielten auf der Saite fort, die so gut anschlug; anfänglich noch mit wehmüthigem Lächeln über die Thoren; dann gingen wir in die Thorheit selbst mit ein, und weder zum Schaden für uns, noch die andern.

Meine erste Tragödie, die fertig wurde, hieß *Astolf*. Das Fertigwerden ist nämlich ein wichtiger Moment in unserer Bildungsgeschichte. Die ersten Arbeiten werden nie fertig. Das Fertigwerden ist ein Fortschritt. Der Geist hat sich gelernt beschränken, er hat einen Kern gefunden, um den er seine Arbeit schließt. Calderon, Schiller, Werner, Müllner, Grillparzer, die hatten uns freilich in eine höhere Sphäre entrückt, aber konnte diese dämonische Menschheit nicht auch in Ritterrüstungen einher-

schreiten? Wer trennt sich gern von den Kameraden der Kindheit! Die Menschen bleiben ja Menschen, auch in Harnischen; und wenn sie Ideen haben, der Stahl nimmt sie ihnen doch nicht. Also unsere ersten Tragödien blieben Ritterstücke. Die Hauptidee darin war immer Müllner's. Ein fatalistischer Erbsfluch, eine ewige Motivirung von Allem, was wir thun, sprechen, und uns passirt, aus der urältesten Vergangenheit herauf; jedes Räuspern, Schmeuzen ein Moment von geheimnißvoller Bedeutung. Müllners ernst gemeinte Verse:

Dieser Hall  
Ist ein Schall,  
Der den Fall  
Eines Menschen mag bedeuten,

sind das beste Motto der Schicksalsstücke. Wir glaubten allen Ernstes daran. Und paßten diese Tragödien, die alle menschliche Willensfreiheit weglegneten, nicht am besten in ein feudalistisches Eisenkleid? — Mein Astolf war ein Mensch und Held, aber ein so verklärter, geläuterter, vollkommener, idealischer Held, daß wenig fehlte, und die Erde trug ihn nicht mehr, er schwebte in der Luft. Oder prosaischer ausgedrückt, dieser Held konnte unmöglich essen und trinken, wie wir, und was sonst menschliche Verrichtungen sind; wie man sich das freilich von der Schillerschen Jungfrau auch nicht gut denken kann. Solche schwebelnde Naturen, die den Fuß nicht ordentlich aufsetzen, und das Bette nicht eindrücken, darin sie schlafen, müssen natürlich auch eine ganz andere als die natürliche Sprache reden. Das

ist ein ewiges Wellenspiel von hineingehauchten Blumen, ein anmuthiges Geschaufel, recht hübsch für den Dichter selbst, wenn er Empfindungen schildert, aber höchst fatal, wo er kurz die trockne Nothwendigkeit ausdrücken muß, z. B. wenn ein Diener Jemanden meldet. Wie schwelgten wir in dieser unangebrachten Lyrik. Die colossalen Blumensträuße, die Calderon uns vorsezte, wurden nach Belieben geplündert, obgleich Keiner, selbst Houwald nicht, es bis zu dem *estilo culto* des Spaniers brachte. Nachmalen, als wir die Unnatur und Geschmacklosigkeit erkannten, wollten wir's umgekehrt durch Derbheit wieder gut machen, und wie Shakespeare seine Kärner ließen wir unsere Helden reden. Wenn sie früher kaum den Boden berührten, so ließen wir sie nachher so auftreten, daß man die Stiefelsohle mit den Nägeln abgedrückt sah. Bisweilen ward auch Beides vermischt, die Lyrik mit den Hufen; das gab erst einen barocken Stil. Wir waren zur Ueberzeugung gekommen, daß Schiller's Pathos nicht die Sprache der Natur sei, aber noch bis heut sind wir zu keinem tragischen Stil gediehen, der Natur und Pathos vereinigte.

Wie prachtvoll hebt mein Astolf an. Ein todtgeglaubter Königssohn kommt nach funfzehnjährigem Umherirren in die Heimath. Durch's Dickicht sich schlagend, ruft er, und das sind die ersten Worte der Tragödie:

Hinweg, verschlung'ne Aeste, Nacht des Waldes!  
 Hemmt nicht, ihr Dornen, meiner Sehnsucht Flug.  
 Noch heute muß — eh' die Gefährten folgen —  
 Ich wiedersehn das theure Vaterhaus.

— Ha! — Lang entbehrter Anblick! — Schmerzenswiege! —  
 Zum ersten Mal faßt Bittern meine Glieder,  
 Und eine seltne Thräne rinnt dem Mann. —  
 Hold lacht das Abendroth auf deine Zinnen,  
 Und Friede scheint auf deiner Flur gelagert!  
 O könnte Frieden, hohes Königschloß,  
 Der flücht'ge Königssohn in deine Hallen  
 Und Frieden bringen in die wunde Brust!

Nach einem solchen Introitus, wie ließ sich da eine ruhige Exposition der Verhältnisse geben! Der Dichter ist gezwungen im Pathos fortzufahren, und so steigert sich schon die Introduction auf eine unnatürliche Höhe des poetischen Gefühls, das doch erst das Product der Handlung sein sollte. Aistolf gewahrt, daß er auf einem Kirchhof steht. Daher sogleich die Ahnung, daß er erst hier unten den Frieden finden werde, den er im Vaterhause sucht. Auch kann er unmöglich nach einer solchen Erhebung ordinairer Weise von Schloßangehörigen die Lage der Dinge erfahren. Um deshalb muß seine Prinzessin Schwester, die inzwischen aus einem Kinde zu einer Jungfrau herangewachsen, ihm zuerst begegnen. Sie kommt, um das Grab ihres vermeintlich todtten Bruders mit Blumen zu schmücken. Das hebt seine Hoffnung; doch er hat noch andere Fürsprecher, als die Prinzessin ihn zum greisen Vater führt; denn in dem Momente ist eine verhängnißvolle Entscheidungsschlacht zwischen dem alten arelatisch = burgundischen Königshause und seinen rebellischen Großen geschlagen worden. Der alte König hört die lange Botschaft, die mit Sieg endet, mit einem wunderbaren Siege; denn ein fremder Ritter in weißem Mantel



ist im kritischen Momente den Burgundern zu Hülfe erschienen und hat die Schlacht entschieden. Dieser Ritter ist der Fremde, den Keiner kennt. — Doch den ganzen Inhalt des Trauerspiels zu erzählen würde auch für meinen Zweck zu weit führen. Es war das Characteristicum jener Stücke aus der Müllner'schen Periode, daß alle Handlung in der Vergangenheit lag; was auf der Bühne geschah, waren nur die Nachzuckungen eines gewesenen Lebens. So verkannten wir die wahre Aufgabe des Dramas. Ich hebe hier die Erzählung des alten Burgvoigts (einer Person, die in solchen Stücken nicht fehlen durfte) aus, die das verjährte Factum berichtet. Sie ist für mich um so wichtiger, als Tiedt mich danach aufmerksam machte, daß mein Talent sich mehr zum Epischen als zum Dramatischen zu neigen scheine. Nachdem der Alte dem unbekanntem Helden von den unbändigen, fast frevelhaften Sinne des Prinzen Astolf erzählt, fährt er fort:

Vor fünfzehn Jahren — achtzehn zählte Astolf, —  
 Kam er als Sieger aus dem Niederland,  
 Und dort am Thurme harrete sein der König.  
 — Da trat der wilde Bube vor den Vater,  
 In Erz gehüllt vor Jenes Silberhaar,  
 (Sie hatten böse Saat gestreut ins Knabenherz)  
 Und forderte mit trotziger Geberde: —  
 Dieweil der Vater wär' ein schwacher Greis,  
 Und dem das Reich gebühr', des Kraft es schützt,  
 Die Krone forderte er von dem Vater.  
 ... Ins Angesicht schlug drauf der König ihn,  
 „Des Königs Haupt, rief er, gebührt die Krone  
 Des frechen Knaben Sinn gebührt die Ruthe.“

Und Astolf — — — — —  
 Könnt Ihr's Euch denken, nein es ist undenkbar,  
 So dürfte nie sich die Natur verirren —  
 Und Astolf zog sein Schlachtschwert zähneknirschend,  
 Mit beiden Händen schwang er's überm Haupt,  
 Auf seinen Vater zückt des Sohnes Stahl —  
 Da schaut' der Greis ihm ernst ins wilde Aug,  
 Und riß die Krone von den Silberhaaren,  
 Und weiter that er nichts, er schaut' ihn an.  
 Doch matt sank Astolf's Schwert, als hätt' ein Blitz  
 Den harten Stahl geschmolzen, auf die Erde.  
 „Fluch! Fluch dem Vatermörder!“ rief der Vater.  
 Da sank der böse Zauber, irre Wuth  
 Durchschütterte des tollen Knaben Nerv,  
 Er athmete, er zückte, behte, wollte  
 Den Stahl weit von sich schleudern, aber  
 Er haftete an der verruchten Hand.  
 Da wandt' er sich mit einem jähen Schrei,  
 Sprang auf den Altan dort, und mit dem Schwerte  
 Stürzt' er den Fels hinunter in die Rhone.

Mit diesem Vorfatum wird man leicht die Aufgabe der  
 Tragödie sich denken. Sie waren alle so ziemlich nach einem  
 Schnitt. Astolf's Monolog, der den ersten Akt schließt,  
 spricht ihn noch deutlicher aus:

Ich weiß ein Land, von dessen sel'gen Fluren  
 Den Pilger trennt ein unergründlich Tiefes.  
 Kein Machen, keine Brücke trägt ihn über,  
 Und nur die Sehnsucht fliegt auf Lüften hin.  
 Und wälzt' er mit dem Arm der Himmelsstürmer  
 Hinunter Fels auf Fels und Berg auf Berg,  
 Es reißt die Fluth auch diese Riesendämme,

Ein Wort: „Er war's!“ — „Er ist's!“ und sie sind fort.  
 Nur einen Fährmann giebt's, wer ruft den Mann!  
 Wer zwingt die Welt, daß sie vergessen kann.

Vielleicht war die Aufgabe nicht so ganz unpoetisch; ein Held, der durch Thatkraft und gute Werke eine große Schuld büßen, einen Fluch sühnen will. Aber einmal spukte das Fatalistische zu verdrießlich; dann banden wir uns selbst die Hände und verschlossen uns die natürlichsten Auswege durch das lyrische Pathos, in das wir uns von Anfang an hinein versetzt. Nichts war uns poetisch genug, wie es war, wir hoben es, und dadurch verlor es den Boden, und bei dem ewigen Heben schwindelten wir selbst, und wenn wir uns nicht mehr halten konnten, fielen wir desto platter auf die Erde. Mein Ustolf hat viel Poetisches, aber weil ich Schritt für Schritt poetisch sein wollte und bedeutend, verfiel ich in eine solche Masse von Unnatürlichkeiten, daß ich das Trauerspiel als Ganzes jetzt ohne Lächeln nicht durchblättern kann. Dieser Schuld sind wir nun quitt, dieser Fluch ist gelöst. Dafür sind andere Schulden, andere Flüche da; aber es ist gut, um die Verkehrtheiten der Gegenwart zu erkennen, daß wir auch über die der Vergangenheit zum klaren Bewußtsein kommen. Das fatalistische Fieber hat dem Gehalt des deutschen Theaters nicht wenig geschadet.

Darauf kam ein anderes Fieber, das ironische. Ganz natürlich. Ein Extrem führt das andere herbei. Ueberfättigt vom Schicksalspuk, von einem kindischen Glauben, wollte man nun gar nicht mehr glauben. Spott, Verach-

tung, Zweifel, Zerrissenheit, wie sie ins Leben schlichen, wollten sich auch auf der Bühne einschleichen. Statt ein gesundes Leben zu suchen, und ihm die poetische Seite abgewinnend, es darzustellen, hielten wir das für erste Aufgabe, in allem Sein den Schein zu suchen. Da, wie vorhin Calderon, wurde nun Shakspeare unser Modell. Wir übersahen die ungeheure positive Welt, die uns der Britte mit kräftigen Zügen hinstellt, die markige Kraft aller seiner Gestalten, das echtste tiefste Leben seiner Phantastiegebilde, selbst in seinen Phantomen, die ungeheure Vaterlandsliebe, die sein England umschließt; auf diesem sichern, positiven Elemente ruhend, läßt er erst seiner eben so tiefen Bitterkeit Spielraum, und betrachtet die Welt von seinen Höhen herab, spielend, wie nur eben er es darf und kann. Shakspeare war jung an Jahren, aber er ist alt an Lebenserfahrung. Wir, aus den Schulen erwachsen, und nicht blasirt, hatten gar keine Aufforderung, Menschen, Dinge, Welt, so skeptisch zu betrachten. Es war damals nur die Lust des Widerspruchs. Nach einer so langen Heuchelei, und einem albernen Kniebeugen vor den fatalistisch-feudalistischen Götzenbildern wollten wir die Wahrheit desto nackter hinstellen, und meinten wohl auch, es sei gewissenhafter gehandelt, das Häßliche hervorzuheben, als das Schöne. Uebrigens war unsere Ironie gar nicht so böß gemeint. Indem wir den falschen Schein, humoristisch, tragisch, malten und geißelten, meinten wir noch gar nicht, daß alles Sein nur Schein sei. Wir gaben uns oft einen Bramarbaston, und meinten es im Grunde gut und ehrlich. Von mir kann ich das wenigstens sagen, als ich wegen meiner ironischen

Novellen und Dramen heftig, von den verschiedensten Seiten her, angefochten wurde. „Woher diese Lebensauffassung, da Sie doch nicht blasirt sind? Ihnen geht es ja nicht schlimm, weshalb sehen Sie die Dinge so schlimm an?“ fragte mich ein gewiegter Freund. Ja woher kommt eine geistige Richtung? Ich fragte mich selbst, ich verfolgte sie in meinem Thun und Treiben, und ich fand zu meiner Verwunderung, daß sie weit älter war, als die Mode, weit hinaus über Datum, Feudum, ja bis in die Mitterspiele zurück reichte. Die Erkenntniß, daß das nichts war, was wir so lange verehrt, der Schicksalspuk und die Zigeunerprophezeihungen, und die ewigen Ritter ohne Furcht und Tadel, wirkte wohl etwas; es forderte den jugendlichen Muthwillen auf, umgeschlagene Schicksalsprüche und Ritter voller Furcht und Tadel zu dichten, aber die Neigung war schon früher da. Hatte sie doch vielleicht ihre erste Wurzel in der romantischen Schule selbst, welche, in Opposition mit der nüchternen Moralphilosophie des vorigen Jahrhunderts, dem Schönen und Poetischen eine durchaus unabhängige Stellung von dem Guten und Nützlichen geben wollte. Wir behandelten im reinen Priesterdienste des καλόν das ἀγαθόν übermüthig geringschätzig. Aber darum leugneten wir es nicht weg. Wir spotteten nur darüber, aber fest mochte es unsertwegen bestehen, wenn es bei unseren poetischen Spaziergängen nur nicht störend uns in den Weg trat.

Ich kann mir, mit bestem Gewissen, noch ein anderes Zeugniß geben: damals als ich am bittersten mit ihm scherzte, hielt ich das Bestehende, Ueberkommene noch für so fest und

gesund in sich, daß solche Angriffe eben nicht mehr wären als das Spiel der Welle um einen Fels. Wenn ich den Egoismus bei großartigen Bestrebungen und hohen Tugendphrasen neckisch, und mehr als neckisch vorblicken ließ, so meinte ich darum gar nicht, daß es kein uneigennütziges Kämpfen um große Gedanken, keine reine Tugend gebe. Im Gegentheil, aus dem, was mir passirt, aus meinen Umgebungen, aus meinem eignen Thun und Treiben, hatte ich gar keinen Grund, daran zu zweifeln. Aber mich verdrossen die idealen Luftgebilde makelloser Helden und Frauen, mit denen die Literatur überschwemmt war. Die Wahrheit, meinte ich, die sittliche Welt sei so fest gegründet, daß man die Phantome der Dichter schonungslos zerstören könne. Das war ein großes Versehen. Die Erfahrung hat mich seitdem anders belehrt. Die sittliche Welt in ihrer Erscheinung steht nicht so fest. Ich hatte den Teufel an die Wand gemalt. Man soll, wo die alten Zustände wanken, nicht ihre gesunden Theile verhängen, und ihre Risse vorzugsweise herausstellen; man fühle denn in sich Beruf und Kraft, das Alte niederreißend Neues zu bauen. Daran dachte ich aber gar nicht. Das Bestehende schien mir in seinen Grundfesten noch so gut, ich glaubte, es müsse und werde sich noch halten, und mit Abschaffung einiger Mißbräuche sei es gethan. Dazu konnte unsere ironische Darstellung mitwirken, vernichten sollte sie nicht. Das kam mir nicht im Traume bei. Mit bestimmten Intentionen hat seitdem eine jüngere Schule sich des Kampffeldes bemächtigt. Was damals harmloses Spiel war, ist ihnen Ernst. Sie wissen, was sie

wollen. Aber wie wir es versahen, daß wir die Wirklichkeit nur untergeordnet als Stoff und Mittel für die Poesie betrachteten, kann es auch an ihnen sich rächen, daß sie die göttliche nur als Dienerin für ihre realen Zwecke gebrauchten. Und wie wir darin fehlten, daß wir das Bestehende für allzufest hielten, um von unserm Spiel erschüttert zu werden, möchten sie ihm nicht einmal seine historische Geltung lassen. Auch das wird sich rächen und hat sich schon gerächt.

Man soll nicht spielen, wenn man seiner Kräfte nicht ganz gewiß ist. Auch ausruhen soll man nicht, bevor das Ziel erreicht, oder der Tag zu Ende. Es war unser vieler Schaden, daß wir dies Gesetz übersahen. Die Jugend ist verschwenderisch; die Zukunft ist ihr ein so weites reiches Feld, wo alles Versäumte sich nachholen läßt. Und die Tage sind doch gemessen, und jeder falsche Schritt kostet einen zurück; also sind zwei verloren, die wir hätten vorwärts gehen können. Aber es war so lockend in der Ruhe sich zu wiegen, mit den Verhältnissen zu spielen, und wir merkten nicht, daß wir es endlich waren mit denen sie spielten. So glaubten wir mit dem Theater spielen zu können, und mit den Launen des Publicums; es war so anmuthig, und ehe wir es uns versahen, waren wir umstrickt, und selbst in dem gemeinen, großen Strome, und von ihm fortgerissen, und mußten weiter, um uns nur zu halten, eben wie die hundert Andern, die wir vorher verdammt. Es war aus mit der freien Bewegung, der selbstständigen Kraft, der Begeisterung für das Hohe und Schöne, die wir wie Fausts Mantel mitnehmen zu können glaubten in das Marktgewühl, und, wenn es uns

zu arg würde, setzten wir uns darauf, und erhöben uns nach Belieben in die Lüfte. Dazu war nicht Platz und Zeit, wir wurden fortgezogen, gestoßen von den Neugierigen, und waren selbst neugierig. In dem Strudel ist eine Welle wie die andere; die Ansteckung ist nirgends mächtiger. Wie geht man aus einer Selbsttäuschung in die andere über. Das Gute muß wirken, — was wirkt ist gut — also auf's Wirken losgearbeitet — aufgesucht nun — was wirkt! — Was wirkt alles! —

Wer einmal in den Venusberg gerieth, kam, nach der alten Sage, nicht wieder hinaus. Darin steht es besser mit den theatralischen Verirrungen. Jedem gehen endlich, Dank sei es der Deffentlichkeit, die Augen auf. Er lernt — zuweilen sich selbst verachten. Aber er hat noch Zeit sich zurückzuziehen aus dem Labyrinth, wenn er, nüchtern geworden, mit klarem Auge vor sich sieht, wohin man verirren kann! Das Theater war, und es ist heut noch, und wird es bleiben, eine Erziehungsschule. Sieht man nicht mehr Muster, denen man nachstreben soll, so warnt es uns doch vor dem, was wir vermeiden sollen. Mancher Mann erschrak in späterem Alter, wenn er las, was er in der Jugend drucken ließ. Wie anders der Schreck, wenn es ihm entgegentönt, durch Mimik, Stimme, Licht und Farben gehoben, von den Bretern herab. Nochmals Preis dieser Deffentlichkeit! Sie rettete manchen Geist von gänzlicher Verirrung. Schwächer wurde wohl Manches Kraft, wer da bleiben mußte, sich nicht zurückziehen konnte, schwächer wurde wohl die Production, aber auch größer



die Läuterung von dem Thörigen und Verwerflichen. In meinen Erinnerungen an das Berliner Volkstheater werde ich noch einmal auf die dichterischen Verirrungsgeschichten zurückkommen. Dort sprechen sie sich am deutlichsten aus.

Das ironische Fieber war übrigens lange nicht so gefährlich für das deutsche Theater, als das fatalistische. Es griff nur, wo die ästhetische Bildung ihren Gipfelpunkt erreicht. Und auch da berührte es kaum die großen Massen. Sie verstanden es nicht was man ihnen gab. Ludwig Robert schrieb ein feines Lustspiel, eine bittere Satyre gegen die Aristokratie der sogenannten guten Gesellschaft; „Er wird zur Hochzeit gebeten“ hieß es, ein Meisterstück in seiner Art. Aber gerade das Publicum, das große, gesunde, bürgerliche, für dessen Rechte er das Wort führte, nur zu fein, pochte es erzürnt aus. Die Dichter hatten keinen Halt; sie waren immer fort genöthigt, durch die Organe der Kritik dem Publicum von dem, was sie wollten, eine Aufklärung zu geben. — Da hatte ich ein Lustspiel geschrieben: „Der Prinz von Pisa“; es war eine Erholungsarbeit nach den tragisch feudalistischen Versuchen. Die Harnische waren abgethan, das Fatum und die Prophezeihungen auch. Es war ein Lustspiel im Sinn, aber mit tragisch pathetischen Figuren. Lauter Tugendhelden, die Staat =, Welt = und Menschenbeglückung im Munde führen, jeder arbeitet nur für das große Ganze; im Grunde genommen hat aber jeder seine besonderen Interessen. Da ist ein geistreicher Prinz, der es kaum erst ein Paar Tage ist, aber das Regieren langweilt ihn

schon furchtbar, und er geht auf Reisen, wie er zu seinen Rätthen sagt, um zu

lernen, das was uns gebricht.

Kein Welttheil sei zu fern auf meiner Wandrung,  
 Wenn ich, was Pisa kann beglücken, suche.  
 Barbaren in den Wüsten, Neges, Türken,  
 Heimsuchen will ich mit Gefahr des Lebens  
 Selbst wilde Völker, die, der Sitte fremd,  
 Den Gast nicht ehren, sonnverbrannte Neger,  
 Will die Nomadenvölker Asiens sehn,  
 Und steigen in des Trokesen Hütte,  
 Weil oft des schlechtesten Erzes Schlacke noch  
 Ein Körnlein edleren Metalls verbirgt,  
 Das ich, einsammelnd der Erfahrung Gold,  
 Heimbringe, rein geprägt, dem Vaterland.

Aber zum Vertrauten erklärt er, daß er „den einzig wahren Weg zur Wahrheit fand,“ nämlich als ein neuer Harun al Raschid verkleidet in seine Stadt zurückzuschleichen, und Verhältnisse und Menschen zu studiren. Aber das eigentlich wahre, was er sich selbst verbirgt, ist, er kehrt unkenntlich nach Pisa zurück, um sich in alle Abentheuer stürzend die italienische Faschingslust aus dem Grunde zu genießen. Dabei geräth er denn in allerlei ergötzliche Verwickelungen, wird der glückliche Nebenbuhler in der Liebe seines politischen Feindes, wird das Haupt einer Volksschwörung gegen sich selbst, belauscht die Niederträchtigkeit seiner Rätthe und seines Reichsverwesers, wird aber so verstrickt in diesen Wirrnissen, daß er zuletzt selbst in das Gefängniß kommt, aus dem ihn allerdings die Kundbarwer-

dung seines wahren Ich's rettet, aber nicht aus einer sehr peinlichen Verlegenheit reißt. Dieß geschieht nur dadurch, daß er eine gute Miene zum bösen Spiele macht, und da er durch Schein getrügt, auch die wahre Schuld der andern als einen Schein nimmt, und vergiebt. Mit epigrammatischen Redespielen werden die gar gefährlichen Brüche geheilt, da eine Ergründung des Uebels bei allen handelnden Personen nichts weniger als eine Lösung herbeiführte, denn sie alle hüllten ihr Sein in einen andern Nimbus. Des Prinzen einzig treuer Diener bittet sich als einzige Belohnung seiner Dienste aus:

Beglück' nie mehr dein Volk, Jeronymo,  
Durch eine Reise so incognito.

Mein Walladmor hatte wunderbarer gewirkt, als ich erwartet. Man wünschte nun frische Kräfte auf die Breter. Man forderte mich auf, etwas dafür zu dichten, und es war schon fertig. Graf Brühl kam mir mit großer Bereitwilligkeit entgegen. Wolff, auf dessen Individualität ich die Hauptrolle berechnet, interessirte sich lebhaft dafür. Da standen denn goldene Berge vor mir. Schon waren die Rollen ausgetheilt, Leseproben gehalten, das Stück ange-  
setzt, als Wolff erkrankte, gefährlich erkrankte, in Folge dessen er seine Reise nach dem Süden antreten mußte, die mit seinem Tode in Weimar endete. Seine Rolle ward einem andern Darsteller übergeben. Ich konnte weder über dessen Fleiß, noch guten Willen klagen, aber das Lustspiel, das sich nur im Scheinen bewegte, versank dadurch, daß ein Heldenschauspieler die Partie des humoristischen In-

triguants übernahm, in eine materielle Sphäre, für die es nicht berechnet war. Was nur hingehaucht werden sollte, wurde mit deutschem Ernst declamirt. Was nur das allerfeinste Spiel eines gewandten Redekünstlers andeuten durfte, wurde als baare Münze gegeben, und so nahm es das Publicum hin. Der Erfolg war, die eigentlichen Lustspielszenen, die pikanten Situationen, die barock komischen Charaktere ergöigten, mein Thema aber war nicht verstanden. Man lobte mich um das, was Nebensache war, und tabelte meine Helden, daß sie schwach wären und das persönliche Interesse nicht fesselten. Freilich konnten sie es nicht fesseln, denn es war gar nicht des Dichters Absicht, er stellte ja nur eine kleine Welt von Scheinmenschen hin, die ihren Egoismus, der mannigfachsten Art, vor den Andern und vor sich selbst künstlich verbargen, und je schwächer es mit ihnen stand, in um so tönendern Tugendphrasen sich ergingen. Daß ich das dem Publicum später sagen mußte, daß Viele erst da die Augen aufschlugen, und sagten, sie hätten mir Unrecht gethan, war ein bedenkliches Zeichen. Das Drama soll durch sich selbst sprechen. Ich zweifle, ob, auch wenn Wolff den Prinzen, und alle Mitspieler in seinem Geiste gespielt hätten, des Dichters Intention dem Publicum deutlich geworden wäre. Versicherten mich doch selbst Schauspieler, daß sie erst nach der dritten und vierten Vorstellung die ironische Bedeutung ihrer Rolle verstanden; sie hatten guten Muthes ihre Phrasen für Gesinnung genommen.

Die Forderung des Publicums, das Personen will, für

die es sich interessire, ist eine gerechte, wie sehr wir uns damals auch dagegen sträubten. Es will einen Kern von Sitte, Wahrheit, Character. Auch in den phantastischen Lustspielen des Britten, die uns ein Wirbeltanz scheinen von sprühender Elfenlaune, treffen wir auf diesen Kern, an dem unsre menschliche Theilnahme unser sittliches Gefühl haften kann. Und gerade da, wo die Laune am allerzerlassensten erscheint, tritt dieser und jener Character, oft unerwartet als sittlicher Stammhalter, als Vertreter des Göttlichen im Menschlichen heraus. Meine Aufgabe war gerechtfertigt, eine Welt von Scheinmenschcn hinzustellen; aber einen sittlichen Stamm, an dem das Gefühl sich halten konnte, durfte das Publicum mit Recht fordern, und mein geistreicher Prinz, der durch alle Wechselfälle, die er erduldet, kaum zum Ernst geweckt wird, und nur zuletzt dadurch, daß er gute Miene zum bösen Spiel macht, als fliegender Character gegen die andren auftritt, genügte dem natürlichen Verlangen des Publicums ebenso wenig, als es sich mit Goethe's „Mitschuldigen“ recht versöhnen kann, welches Meisterstück dieses Lustspiel auch in anderer Beziehung ist.

Der Plan meines Lustspiels war gut, aber ich hatte es verdorben, weil mir die Begriffsaufgabe zur Hauptsache wurde. Indem ich ein Thema durchführte, gingen mir die wahrhaftigen menschlichen Charaktere verloren, ohne die die dramatische Poesie in's Blaue schießt und nimmer Wurzel treiben kann. Nun aber waren die Nebenpartien bedeutender geworden, als ich selbst gedacht. Man sagte, schade, daß nicht das Ganze so ist, und die Verführung war da. Das

Wirken, ach es ist so selig. Warum sollte nicht das Ganze wirken! Ich ging an eine Umarbeitung, an eine zweite und dritte und gab dem Stücke einen ganz andern drastischen und barock-komischen Schluß. Man war so gefällig sie einzustudiren, eine Gefälligkeit, die mir damals ganz natürlich schien, obwohl ich erst jetzt erkenne, daß es eine Freundlichkeit gegen einen jungen Dichter war, die er mit mehr Dank hätte hinnehmen sollen. Das so geänderte Lustspiel (thörichter Weise änderte ich nach dem ersten Eindruck, den es im Publicum gemacht, auch die Gattungsbezeichnung und nannte es Schauspiel) ging mehrmals über die Bühne, und gefiel, es war nun, zumal am Schluß von einer possenhafte schlagenden Wirkung geworden. Ich merkte in meinem Eifer kaum, daß mein Lustspiel unter der Hand etwas ganz anderes geworden, als ich wollte. Das Alte paßte nicht mehr zum Neuen. Dies neue Stück, mit Herauskehrung alles Drastischen, der rohen Katastrophen, und der barocken Scenen war nicht mehr die feine ironische Komödie, es war ein Fastnachtspiel. Nun verstand es Jeder in seiner Wirkung, ich zweifle aber, ob Wolff nun noch für den Prinzen sich geeignet hätte. Wenn ich es drucken ließe, würde ich mich in Verlegenheit befinden, was ich von dem Alten restauriren, und was von den Zusätzen behalten sollte. Dies Alles führe ich nicht an, um ein vergessenes Lustspiel ins Gedächtniß zu rufen, sondern als einen Beleg für mich und Andere, wie auch beim ernstesten Streben der Theatereffect verführt, und die Charybdis immer neben der Scylla ist. In jenem bangen Momente, ehe der Vorhang aufgeht, und die Duver-

türe sich ihrem Ende naht, gehen in dem jungen Dichter Gefühle vor, die sich nicht beschreiben lassen. Ein Moment ist's, gegen den der Vorabend einer Schlacht, eines examen rigorosum, die Eröffnung der Staffette von einem Börsenmann, des Antwortschreibens einer Geliebten auf unsere heiligste Frage — nichts sind sie dagegen. Ihm steht die Welt auf dem Spiele. Sein Sein und Nichtsein wird entschieden. Sein ganzes Wesen ist verwandelt. War er stolz, so wird er lammfromm; war er sicher des Erfolgs, so zweifelt er an Allem. Er ist in einem magnetisirten Zustande; er hört, sieht doppelt, dreifach. Wie dem Wilden steigert sich seine Merkkraft. Durch Breterwände sieht er die spöttischen, lachenden, gähnenden Gesichter der Zuschauer. Jedes Wort, das der Schauspieler anders betont, als er dachte, schneidet ihm in die Seele, es ist der Vorbote des Durchfallens. Jedes Räuspern, Schnauben, jede zufallende Thür im Publicum ist der Vorklang des Auspochens. Alles dreht sich um ihn, er hört nicht mehr, er sieht nicht mehr. Das ist der Moment, wo man die Seele den bösen Mächten verschreibt. Denn da, fort sind die stolzen Ideen, die der Jüngling träumte. Er will nicht mehr belehren, er will nur gefallen. Nur daß es reussirt, ist sein Gebet, die Mittel werden ihm in dem Augenblick gleichgültig. Er thäte Alles, damit das wankende Stück nur durchgeht; er möchte Coulißen schieben, Stühle forttragen, Alles, auch das, was er vorhin verschmäht, verachtet. Seine schönsten Reden erscheinen ihm selbst unerträglich lang. Ginge es, er zöge den Schauspieler an einem Faden zurück, daß er nicht zu weit geht,

während er ihm auf den Proben noch zu zag erschien. Er möchte ihm die Reden fortblasen aus dem Munde, für die er auf den Proben mit Hand und Fuß gegen Schauspieler und Regisseur focht; denn sie seien die Seele des Stücks. Was geht ihm jetzt diese Seele an, die das Publicum langweilen kann; er will ja nur wirken, nur nicht durchfallen will er. Solche diabolische Macht übt das Theater.

Die nächsten Folgen können noch schlimmer sein. Was gewirkt hat, ist ein erster Verdienst, welche Lockung hat der erste eigene Erwerb! Der Geist denkt nun und speculirt auf's Wirken. Gleichviel wie. So hat die Erfahrung gelehrt, daß die zweiten Theaterstücke junger Dichter die ästhetisch ungleich schwächer sind. Es kostet neue Kämpfe, bis sie sich wieder zur Ueberzeugung durchkämpfen, daß die Idee denn doch ihre ewigen Rechte hat, wenn gleich die innigste Verschmelzung der Idee mit der Handlung erst das eigentliche Ziel ist, nach der, wie alle Dichtung, die Dramatik, zumal ringen muß.

Von diesen Verirrungen, und wohin sie führen, will ich, wie gesagt, in einem andern Aufsatz reden. Es sind traurige Erinnerungen, aber glücklicherweise durchlebte, überwundene. Doch möchte ich hier an einen andern Irrthum erinnern, dem junge dramatische Dichter so leicht verfallen. Ihr erstes Stück, was die Breiter betritt, ist natürlicher Weise ihr Lieblingskind. Sie wollen nicht davon lassen, sie meinen daran noch immerfort feilen, poliren zu müssen, bis es das wird, was sie beabsichtigten. So that ich mit meinem „Prinzen von Pisa,“ während Raupach, der zu



gleicher Zeit (mit „Isidor und Olga“) sein Debüt auf dem Berliner Theater machte, ein ganz entgegengesetztes Verfahren einschlug. Was fiel, ließ er gefallen sein, er verschwendete seine Zeit nicht mit Flickern und Bessern, er schuf Neues, und er that Recht. Die positive Kraft allein, die unermüdlich schaffend die Zeit benutzt und sie ergreift wie sie ist, siegt auf dem Theater. Man darf nicht ausruhen, spielen, klagen, man soll eingreifen und handeln, wenn man wirken will.

---

### Das Berliner Volkstheater.

---

Das Nationaltheater war ein Hoftheater geworden. Da war nichts zu ändern. Aber der Begriff Volk war mit den Befreiungskriegen plötzlich aus dem Schlummer erwacht. Das Volksthümliche spukte in ehrenwerther Absicht, aber in wunderlicher Weise. So wunderbar ungeschickt, daß die den Begriff überhaupt fürchteten, nicht nöthig gehabt hätten, zu den Waffen zu greifen, wie sie thaten, um ihn zu unterdrücken; er vernichtete sich selbst in der Art, wie er sich benahm. Unter allen den volksthümlichen Wünschen, welche wie Schaumblasen aus jener chaotischen Aufregung in die Luft stiegen, war auch der nach einem Volkstheater.

Man war überein gekommen, es war ein nothwendiges Bedürfnis, daß die preussische Hauptstadt ein Volkstheater

erhalte. Auf dies allgemein gefühlte Bedürfniß hin, das von allen öffentlichen Stimmen besprochen und selbst in den höchsten Regionen anerkannt wurde, hatte ein gewizigter jüdischer Handelsmann sich eine Concession zu verschaffen gewußt. Dieser erfahrene Mann hatte sich zwar in allerhand Handlungen versucht, allein die dramatische war ihm unbekannt geblieben. Er konnte kein Volkstheater bilden. Aber ihm kam es auch nur auf das Geschäft an, die Bildung überließ er Andern. Er verkaufte seine Concession an eine Actiengesellschaft.

Diese wollte nun bilden. Reiche Kaufleute und Banquiers, ehrenwerthe Männer, die die Sache halb als Ehrensache und Vergnügen betrachteten. Darunter sehr unterrichtete, hochgebildete; aber von dem, was zu einem Volkstheater gehört, wußte sie kaum mehr als jener Handelsmann. Sie trifft darum kein Vorwurf. Denn wer überhaupt wußte es?

Ein Volkstheater! Es war ein schönes Modewort, ein Ding, für das der Name fertig war, aber sonst nichts. Ein Begriff, dessen Wesen noch keiner kannte, aber mit so schönen Illusionen umwoben und gefärbt, daß man dafür schwärmen konnte. Wer hatte denn ein Volkstheater gesehen? Wer in Wien war und die Leopoldstadt besucht hatte. Zudem schwebte den Belesenen unter den Lenkern allerlei vor, was unsere großen Kritiker und besonders A. W. v. Schlegel über Volksbühnen geschrieben. Alles das sollte mit einem Male werden, fertig sein, leuchten, überraschen, fesseln; aber es mußten doch zuvor Siegel gebrannt

werden zum künftigen Komödienhause, Garn gesponnen zur Leinwand für die Couliſſen, Schauspieler geworben, Dichter gewonnen werden. Denn auch an diese dachte man.

Es fehlte den ersten Unternehmern wirklich nicht an gutem Willen. Auch ist der Feureifer, mit dem sie sich der Sache annahmen, der Anerkennung werth. Daß sie ihre Erfahrung sehr theuer erkaufen mußten, daß sie doppelte und dreifache Schritte zum Ziele thaten, versteht sich von selbst. Sie waren nicht Routiniers sondern Dilettanten, und hatten volle Beutel hinter sich. Die Kaufleute, welche Erfahrung, Waaren und Kunst ihnen verhandelten, ließen sich die höchsten Preise zahlen. Aber kann man Alles erkaufen?

Giebt es ein deutsches Volkstheater? Vielleicht hat es ehedem eins gegeben, in den Puppenspielen. Das ist längst todt. Von daher war keine Erfahrung einzuholen. In Wien gab es eines. Dies schwebte allerdings den dunkeln Vorstellungen, dem sehnächtigen Verlangen danach bei uns vor. Aber kann man dieses mit Recht ein Deutsches nennen, d. h. eines, das für alle Länder gilt, wo die deutsche Zunge herrscht? Es ging ganz eigenthümlich aus den Wiener Verhältnissen hervor und war von einem solchen frohen, witzigen, genügsamen und genußsüchtigen Publicum bedingt. Wenn die bessern Producte desselben, vermöge ihres Werthes oder der errungenen Autorität, auch auf außerösterreichischen Theatern Aufnahme fanden, so scheiterten doch überall die Versuche, wo man auf dieselbe

Basiß selbstständig neu bauen wollte. — Ja, auch das Wiener Volkstheater war nur etwas Temporelles. Die Zeit seiner Blüthe ist längst vorüber. Es existirt nicht mehr; es vegetirt nur noch. Ob, weil die schöpferischen Talente ausstarben, oder weil der Stoff ausging, wie Viele behaupten (er ist nirgends enger durch äußere Schranken umgränzt als in Oesterreich), oder endlich weil auch der Wiener zu einem andern Bewußtsein gelangte und seine Brust nach anderer Luft athmet? —

Wo waren bei uns die Bedingungen für eine ähnliche Bühne? Wo war das vergnügte, wo das bescheidene, genügsame Volk? Ließ es sich thun, Wien zu übersezzen für Berlin? Wie hätte sich dagegen unsere wirkliche und unsere affectirte Bildung gesträubt! Es mußte etwas ganz neues geschaffen, von vorn angefangen werden. Ein Volkstheater mußten wir haben, es koste was es wolle. Aber was für eins? Ein norddeutsches, ein preußisches, ein berlinisches? — Welche Verwirrung von Ansichten und Vorstellungen verdeckte da der allgemeine Wunsch! Uns fehlte nicht weniger als Alles zur Erfüllung dieses Wunsches und doch war er allgemein. Das Publicum, die Dichter, Schriftsteller, Künstler, alle wiegten sich in süßen Illusionen. Da werde der alte, von Gottsched und der Neuberin feierlich begrabene Hanswurst, wieder in verklärter Gestalt aus seinem Grabe aufstehen. Da werde aller Witz und Humor, der je im deutschen Volke gelebt, wie auf den Wink des Rattenfängers von Hameln, zusammenschießen und fliegen, um an der Leimruthe des Königs-

städter Theaters zu flattern und zu singen. Die alte Lustigkeit und Heiterkeit, der moderne Humor, das Derbe und das Feine der Vorzeit und der Gegenwart, Spott und Ernst, Bildung, Intelligenz und gesunder Menschenverstand würden sich die Hand reichen zu einem Fastnachtsreigen. Die Volksgefühle würden erstarken, die falsche Brüderie zur Vogelscheuche werden und für das Volk und die Dichter eine goldene Zeit angehen.

Und was ward aus allem dem? — Nicht einmal ein einziges nationales Lustspiel kam zu Stande, um die deutsche Volksbühne damit zu eröffnen. Das wäre wohl die Gelegenheit gewesen zu einer Preisaufgabe. Die Gelegenheit macht Diebe und Dichter. Aber bei dem Chaos von Vorstellungen, die wir alle, Directoren und Dichter, Actionaire und Publicum, von dem Werden hatten, wie hätte das Lustspiel gestaltet sein müssen, das Allen genügen sollte! Einer dachte an den alten Hanswurst, der Andere an Shakspeare's phantastische Lustspiele, der an Gozzi, der an Hans Sachs, dieser an Calderon und jener an Kogebue. Es war, wie ich mich erinnere, wirklich in Vorschlag eine allegorische Posse zu entwerfen, des Inhalts, daß irgend ein Magus unter Donner und Blitz das Grab des Hanswurst sprengte, und der alte fecke Bursch solle herauspringen, und dem Publicum versichern, daß er nicht mehr todt sein wolle und für seine lieben Deutschen wieder auflebe. Aber man machte mit Recht den Einwand, daß es ja damit nicht gethan sei, ihn wieder zu erwecken, wenn er nichts mitbringe, um seine Subsistenz zu sichern.

Unsere Polizei duldet nur solche Subjecte in der Stadt, die nachweisen, wovon sie leben; und es wäre schlimmer gewesen, als ihn in seinem Grabe ruhen lassen, wenn er an Hunger und Dürstigkeit zum zweiten Male sterben müßten.

Je näher die Eröffnung der Anstalt war, um so empfindlicher zeigte sich die Armuth und der Mangel. Es fehlte an Gegenständen und an Dichtern, an Eintracht und an Zusammenhang. Einer wollte kühn anfangen, der Andere bescheiden. Der dachte an das hochgebildete, der an das niedere Publicum. Der wollte, die Eröffnungsdarstellung sollte das Symbol alles folgenden werden, jener man solle nur etwas farb- und harmloses bringen, um sich nicht die Hände zu binden, und damit leise antasten, was das Publicum anspreche, und auf welchem Wege man ihm folgen, oder es leiten müsse. Die letztere Ansicht siegte schon um deshalb, weil man ihm nichts Kühnes und nichts Neues, was ein Symbol werden konnte, zu bringen hatte. Da war mit einem Male der Humor und die geträumte deutsche Volkslustigkeit fort; die schönsten bunten Gewebe, welche der Phantasie von ferne geglänzt, waren bei Nahe besehen von der Kritik durchlöchert. Das Neue, was sich darbot, trat zu schüchtern, oder zu plump oder zu stückwerkartig auf. Man scheute den gewagten Versuch. Man machte die traurige Erfahrung, an der man zum Theil freilich selbst schuld war, es war nichts vorbereitet. Als man mit allem Eifer an die Materie gegangen, hatte man gedacht, der Geist müsse sich von selbst einfinden. Er war nicht einzutreiben. Also sah man sich gezwungen, da keine

neuen Lustspiele vorlagen, zu den älteren seine Zuflucht zu nehmen. Und hier stieß man auf eine neue Schwierigkeit. Der Concession zufolge waren der neuen Bühne nur solche ältere Lustspiele verfallen, welche innerhalb zweier Jahre auf dem Hoftheater nicht zur Aufführung gekommen waren. — So schlossen die großen Vorbereitungen zur Eröffnung der neuen deutschen Volksbühne damit, daß man sie mit einem kleinen Wiener Singspiele, einer Posse daher und einem Schubladenstücke eröffnete!

Das *parturiunt montes* war indessen damit noch nicht ausgesprochen. Um volksthümlich zu sprechen (es gilt ja ein Volkstheater), wir hatten noch Alle „Rosinen im Sacke.“ Alles sollte sich „gestalten,“ „entwickeln.“ Das waren wieder neue schöne Modeworte; sie klangen sogar philosophisch, obgleich man sie in Keines Munde häufiger als in dem eines Theateroutiniers hörte, des Schauspielers *Bethmann*, welcher eine Zeit lang die technische Direction führte.

Da wurde denn gestaltet und entwickelt, innerlich und äußerlich. Im Dirigirten und in den Dirigirenden. Ach, aber es trat von Tage zu Tage deutlicher heraus, daß die vielen Rosinen von sauren Trauben gepflückt waren. Wie man auch aus den Zuckerbüchsen nachstreute, man täuschte sich nur auf Augenblicke. Man griff in die Beutel mit beiden Händen, bis sie leer wurden, aber es that es nicht. Welche Kraft ging in den schönen Illusionen verloren!

Anfänglich glaubten die Directoren allein Alles thun zu können. Warum nicht; sie waren kenntnißreiche Männer und

hatten den eifrigsten und besten Willen. Es war ihnen Vergnügen und Ehre, und es ging aus ihren Taschen; vieles wenigstens. Jeder Feuereifer hat etwas Ehrenwerthes, und am wenigsten sollte man in unserer apathischen Zeit sich darüber lustig machen! Namen will ich nicht nennen; aber noch sehe ich den Einen, der Alles in Allem sein wollte, Baumeister, Maler, Regisseur, Inspicient, Dichter, Censor, Kritiker. Alles in ihm war Thätigkeit, Bewunderung, Entzücken. Wäre es auf seinen Willen und seine Kraft angekommen, das Königsstädt'sche Theater wäre eine Volksbühne, nicht für Berlin, für Deutschland, für die Welt geworden. Dieser merkwürdige und achtungswerthe Mann, dessen Ruf in vielen andern Branchen bedeutender ist, als es je das Theater gewesen, dessen Seele er war, hatte eine eigene anregende Kraft. Er zwang durch seine Lebhaftigkeit, durch seine Beredsamkeit, Jeden, mit dem er sprach, in seinen Enthusiasmus einzugehen. Da schaue, bewundere, staune, Philisterseele! Wehe dem, der diese himmlische Schönheit nicht bewunderte, nicht diese neue Maschinerie mit Staunen anschaute, nicht die tiefe Poese in dieser Dichtung erkannte. Es war kein oberflächlicher Enthusiasmus. Die ganze Seele strömte ihn aus und die Illusion wurde durch Gelehrsamkeit, Urtheil, Geschmack gestützt. — So waren die Zeiten; aber nicht jeder in der Zeit war so. Es gab einen weit schlimmern Enthusiasmus.

Die Einsicht kam den Directoren bald genug, daß Kunstliebe allein den Mechanismus eines Theaters nicht erhalten kann. Sie mußten zu den Routiniere ihre



Zuflucht nehmen. Wie oft wechselten diese technischen Directoren. Möglich, daß, wenn sie Holtei früher gerufen, als geschah, zwar nicht das Unmögliche möglich geworden, aber ein eigenthümliches Leben sich eher gestaltet hätte. Nun aber zogen andere Gewitterwolken über ihre Häupter heran. Die Actionaire, mit dem Gestalten und Entwickeln nicht zufrieden, wollten wenigstens Rechenschaft, da sie keine Renten bekamen. Es sah damit schlimm aus. Niemand hatte sich bereichert, es war alles, mit vollen Händen, der Kunstliebe, dem Enthusiasmus geopfert. Aber die Actionaire waren der Ansicht, daß damit das Deficit nicht gedeckt sei. Die erste Direction der Banquiers wurde gestürzt. Jedes gestürzte Ministerium erregt einen Volksjubel. Vom Kommenden erwartet man alle Wunden geheilt, alle Wünsche befriedigt. Statt der reichen Banquiers kamen wohlhabende Kaufleute, statt der Aristokraten behagliche Bürger an's Regiment. Auch sie hatten guten Willen, verfahren etwas ökonomischer und mit derselben Liebe. Es thats aber auch nicht mehr. Mit der Verschwendung war auch der Enthusiasmus für die Kunst fort. Die Wirthschaftlichkeit behalf sich so gut es ging, die Grundlagen waren aber zu groß und ohne einen Impuls war dem Theater nicht geholfen. So ward auch diese Direction gestürzt, oder vielmehr sie fiel von selbst, und das Nichts stand drohend vor der Thür. Das hätte aber in einem wohlgeordneten Staate zu viel Erschütterungen hervorgebracht. Was besteht, muß bestehen bleiben. Wie es nun gekommen, darüber ruht noch ein dunkler Schleier, aber

das neue Institut hatte in wenigen Jahren seinen Kreislauf gemacht und kehrte in die Hände des ersten Concessionsinhabers zurück.

Das ist die äußere Geschichte von dem Entwickeln und Gestalten des Berliner Volkstheaters. Als ein Handelsgeschäft fing es an, und ist nun wieder ein Geschäft. Alle Illusionen sind vorüber. Es ist ein Handel, der zuweilen gut geht, zuweilen schlecht, je nachdem der Markt besucht ist und der Verkäufer den jeweiligen Geschmack seiner Abnehmer trifft.

Schwieriger ist die innere Geschichte. Welcher Stadien der Entwicklungen und der Täuschungen hat man sich da zu erinnern! Die Bedingung in der Concession, welche die Aufführung jedes Dramas verbot, das auf dem Hoftheater eingebürgert war, erscheint im Grunde genommen als eine wohlthätige. Sie wollte das neue Theater zwingen, sich eine eigenthümliche Bahn zu brechen. Es war darauf hingewiesen, die Dichter zu gewinnen und sich einen Vorrath neuer deutscher Originallustspiele zu verschaffen. Aber es fehlte an Dichtern; und denen, die da waren, fehlte es an nicht weniger als: Stoff, Freiheit und Lust. Was letztere anlangt, so hätte die Einführung einer Tantieme am Gewinn, nach der man so oft verlangt, sie vielleicht geweckt. Erst spät dachte man daran. Aber sie ward nur theilweise und nicht als Gesetz, sondern als Abkommen mit Einzelnen in's Werk gesetzt. Die Aufmunterung war nicht schwächer als an andern Theatern, aber nicht stark genug eine Lust in's Leben zu rufen, welche nicht da war. Freiheit

konnten die Directoren nicht geben. Und doch war sie eine Zeitlang auf diesem Theater größer als auf irgend einem andern. Man wagte Vorfälle der Tagesgeschichte auf die Bretter zu bringen. Die etwa Betroffenen lachten und es blieb überall gutes Blut. Da hätte sich vielleicht etwas entwickeln lassen. Doch mit dem Jahre 1830 hörte auch diese Freiheit auf. Ich rede hier aber schon von einer spätern Epoche. Zu Anfang kannte man entweder diese Freiheit nicht, oder wußte sie doch nicht zu benutzen. Am allerwenigsten wußte man den Stoff zu finden. Man kannte noch nicht sein Publicum; man lavirte umher, und, wie es zu geschehen pflegt, wo Viele mitstimmen, und Jeder etwas findet, was ihm anstößig scheint, man kam nur in dem überein was gar keinen Anstoß gab, also in dem ganz Nüchternen und Farblosen.

Dichter fehlten dem werdenden Theater eigentlich ganz. Noch lebte Julius v. Wosß, ein satirischer Localdichter von einem gewissen Rufe und einem gewissen Talente. Aber dieses hatte sich in zu unsaubern Regionen umgetrieben, auch hatte er seinen Ruf schon zu sehr überlebt, als daß man auf ihn besonders Rücksicht nehmen konnte. Er selbst meinte freilich, er habe nicht allein den Beruf dazu; sondern ihm gebühre auch, aus irgend einer königlichen Verheißung, die Lenkung dieses Volkstheaters. Die wenigen Possen aus seiner Feder, welche später zur Aufführung kamen, schlugen nicht mehr an. Er war der Satiriker einer untergegangenen Zeit. Albin (v. Meddhammer), ein Schriftsteller von vieler Lebenserfahrung, von Witz und Geschick, lieferte

manche heitere Lustspiele, aber sein Talent und sein Humor waren zu dünn, um einem solchen Theater die Füllung zu geben. Doch gehörte sein Lustspiel „Kunst und Natur“ zu den bessern Producten der neuen Bühne; es hat sich hier und auf anderen Theatern erhalten. Vielleicht, daß Naupach der Mann gewesen wäre, der Volksbühne einen Charakter zu geben, wenn er seine ganze Kraft auf die derbe Pöffe geworfen hätte. Sein Talent dafür ist nicht zu bestreiten. Aber sein Streben ging anderwärts hin, und er suchte auf dem Rothurn den Ruhm, der ihm wohl dauernd auf dem Soccus geblüht hätte. Er lieferte nur ein oder zwei Kleinigkeiten, die wenigstens etwas Wärme und Farbe in die bald vorherrschende Monotonie brachten.

Aber die Bühne hatte bei ihrer Gründung einen Theaterdichter mit bekommen, der als Inventarium desselben fast alle Verwaltungen, Regisseure und Regien überdauerte, Angely. Seine Gegner sagten, er habe das Theater durch seine Poesie und seine in Alles eingreifende Thätigkeit todt gemacht. Friede den Todten. Er ist todt und das Volkstheater ist auch todt. Zur geistigen Belebung desselben hat er allerdings nicht mitgewirkt; aber wären solche lebende Potenzen da gewesen, die seine war nicht so stark, um sie zu unterdrücken. Von einer unendlichen Geschäftigkeit, Mührigkeit und Lust überall mitzuspielen und das Wort zu führen, übte er nur den Einfluß, eine Sache, die er hemmen wollte, mit mehr Geräusch ins Werk zu setzen. Weil er sich überall vordrängen wollte, wie es die Art kleiner Leute ist, machte er sich nur, zu seinem eigenen Schaden, bemerklich, ohne

vorzukommen. Seine Feinde sagten, er war Allem abgünstig, was nicht von ihm ausging. Wer sich an einem Theater der Herrschaft bemächtigt hat, hat auch die Feindschaft aller derer wider sich, welche selbst zu regieren sich berufen fühlen. Seine unermüdlige Thätigkeit, seine große Theaterkenntniß glich seine unangenehmen Seiten aus. Er war nicht allein brauchbar, er war nothwendig.

Aber allerdings bemächtigte sich seine schriftstellerische Thätigkeit in der ersten Zeit der Ebbe fast des ganzen Repertoirs. *Res nullius cedit occupanti*. Es war Niemand, der es ihm streitig machte, Niemand, der so rasch für das Bedürfniß die Feder führte. Er überschwenmte die Bühne mit seinen kleinen französischen Stücken bis zum Ueberdruß. Aber unter dem Vielen erhielt sich doch Einiges über dem Wasser, und bei dem Gifte war sogleich das Gegengift. Er sättigte das Publicum dermaßen, daß es nach anderer Kost begierig wurde, und ein guter Koch, wäre er da gewesen und hätte es zu nutzen gewußt, hätte leichtes Spiel gehabt. —

Noch etwas ist nicht zu vergessen. Ungely machte den ersten Versuch, der Berliner Volksbühne ein Volkselement zu vindiciren. Er griff doppelte fehl, indem er den Berliner Jargon für ein Volkselement hielt, und indem er meinte, es sei damit abgethan die französischen Orts- und Personennamen in Berlinische zu übersetzen. Jener Jargon, aus dem verdorbenen Plattdeutsch und allem Kehricht und Abwurf der höhern Gesellschaftssprache auf eine so widerwärtige Weise componirt, daß er nur im ersten Moment Lächeln erregt, auf die Dauer aber das Ohr beleidigt, konnte auf der

Bühne wenigstens das nicht erwecken, was er sollte, eine reine Lustigkeit. Das sollte dem rein und natürlich gebildeten Wiener Dialect das Paroli bieten. Es ging nicht. Höchstens stumpfte sich das Ohr für das Widerwärtige ab; man nahm es hin als nothwendig, es ergötzte aber nicht mehr. Später ward noch einmal der Versuch gemacht, und der kaustische Witz von der Berliner Straße den Eckenstehern in den Mund gegeben. Auch das waren nur flüchtige Erscheinungen. Kenner des Berliner Volkes versichern, daß in demselben ganz andere, und wohlgefällige Eigenschaften ruhten, als die, welche die Theaterdichter und die jüngern Satiriker aus demselben hervorgesucht, um die Poesie zu bereichern. Bitter, scharf, verlegend sei dieser Witz nur in der Aeußerung, zum Grunde liege mehr Gutmüthigkeit, ja Gemüthliches als wir erwarten. Nur zweifle ich, daß Familienbilder, die aus diesem inneren Gemüthsschatze schöpften, jemals Bühnengerecht werden dürften. Zwischen der Leinwand und den Lampen hat die äußere Erscheinung ein anderes Recht als auf dem Papiere.

Angely ermüdete und die anderen Dichterkräfte reichten nicht aus. Also mußte umhergesucht werden, nur um das tägliche Bedürfniß zu befriedigen. Da wurden aus allen Winkeln verbleichte Schätze und Maritaten des älteren Theaters vorgeholt. Kogebue, Iffland, Lafontaine, Großmann, Biegler, Kratter, Jünger, Beck sind durchstöbert worden. Man versuchte sich, und nicht ohne Glück, an Goethes Mitschuldigen, an Lessings Minna; man suchte die älteren Stücke Immermanns Bühnengerecht zu machen. Es half Alles

nur für den Augenblick. Der Funke schlug nirgends zur Flamme auf.

Glücklicher war man in der Ueberbürgerung der Wiener Zauberspiele. Es war eine frische Kraft. Sie schlug die Kritik, welche sich dagegen erheben wollte, nieder. Die ausgezeichneten Komiker, zum Theil aus der Wiener Schule selbst, halfen die neue Erscheinung tragen. Sie füllte einen bedeutende Lücke, aber förderte doch kein neues Leben. Die guten Wiener Stücke der ältern Zeit sind gezählt, besonders diejenigen, welche nicht durchaus local, auf eine allgemeinere Verständigung rechnen dürfen. Alle Versuche sie ins Berlinische zu übersetzen, und auf dem gewonnenen Terrain fortzubauen, schlugen fehl. Ja, als später der letzte Hauptmagus des Wiener Volkstheaters, Raimund nach Berlin kam, um seine Lorbeern in Person einzuarndten, war man verwundert, ihn selbst so ganz anders zu finden, als man gedacht. Man hatte sich an die Vorstellung gewöhnt, in dem Wiener Humor eine urkräftige Natur zu suchen, an der man nicht feilen und pußen dürfe, und es kam ein feiner Künstler. Ein Charaktermaler, in dem man die Ifflandsche Schule wahrte. Das kannten die Berliner, sie hatten es, wie man sagt, hinter sich. War das nun ein Zeichen, daß den Wienern selbst ihr Ursprüngliches nicht mehr genügte? Factisch ist es richtig; die alte Kraft, die übersprudelnde gutmüthige Lustigkeit, der harmlose Humor ist auf dem Wiener Theater zu Ende. Die neuesten Pflanzen, auf dem alten Boden gewachsen, sind farblose Abdrücke des früheren, trivial und nüchtern. Eine andere Branche that sich zwar auf

in den M e s t r o y 'schen Spectakelstücken. Aber ihre Wirkung und ihr Fundament ist ein ganz anderes; alles ist forcirt, auf die Spitze getrieben. Die Wirkung haftet in Ueberraschungen, äußeren Dingen, und nicht mehr an dem gutmüthigen Humor, der nicht großer Mittel und Anstrengungen bedarf, um zum Gemüth zu sprechen.

Da nichts mehr anschlug, um die leeren Häuser zu füllen, entschloß man sich zu einer außerordentlichen Anstrengung. Eine neue Oper sollte es thun. Die S o n t a g ward dem Theater gewonnen. Der selige G a n s hat diese berühmte Sängerin „ein historisches Ereigniß“ genannt. Und mit Recht. Sie bezeichnet eine Epoche in unserer socialen Bildung, die, einzig in ihrer Art, nie wiederkehren wird. Man hat das Strohfeuer der Begeisterung Berlin und seinen Fashionables allein zur Last legen wollen. Mit Unrecht. Es war weit verbreitet. Das Feuer brannte allerdings nicht ganz von selbst, es ward anfangs künstlich angefaßt und unterhalten, aber es hätte nimmer zu der Höhe aufschlagen können, wäre nicht die Atmosphäre dazu präparirt gewesen. Nicht das ganze, aber ein großer Theil des Volks nahm daran Theil; derjenige, der mit dem Drange nach Bewegung, nach Aeußerung seiner Kraft, alle Richtungen der D e s s e n t l i c h k e i t sich verschlossen sah. Das Theater war freigegeben, in so weit, daß die Stimmen zu einem Chor wurden, daß der Einzelne eine Gemeinschaft suchte, um dem inneren Drange Luft zu machen. Fand er kein Volk, das mit ihm anstimmte, so doch ein Publicum. — Ich sage, die S o n t a g war nicht allein ein Ereigniß, sondern eine



Nothwendigkeit. Jene Zeit vor der Julirevolution bedurfte eines Symbols.

Die Geschichte jener Sontagsepöche, mit allen ihren wunderbaren, heitern und sehr ernsthaften, Intermezzos muß noch geschrieben werden. Sie würde ein Buch füllen, und findet daher keinen Raum in meinem Kapitel über das Berliner Volkstheater. Das gerade von hieraus der Europäische Ruhm der Sangerin ausgehen mußte, ist ein zufälliger Umstand. Ich meine, nicht von Berlin, sondern gerade von diesem zweiten Theater. Man nennt es die Blütheperiode desselben; aber die Blume war nicht hier gewachsen, sie war in Töpfen mit fremder Erde hierher versetzt. Sie hatte nichts mit der Gestaltung und Entwicklung zu thun. Es war eine Speculation, die einschlug; aber dem Resultate nach umschlug. Was die Sontag selbst kostete, brachte sie wieder ein. Aber sie verzehrte Capital und Zinsen der Theilnahme. Ein Saal, dessen Beleuchtung uns sonst genügte, erscheint uns nach einer Illumination dunkel. Jenes außerordentliche Licht ließ sich nicht mehr fesseln; also mußte man immer mehr Lichter anzünden, immer auf neue Blendwerke sinnen, die immer mehr die Kräfte aufzehrten und doch am Ende wirkungslos blieben. Um der Sontag willen ward eine große Oper engagirt, die Oper blieb, als die Sontag fort ging. Die verschiedenen Surrogate forderten fast dieselben Kosten; denn Alles blieb auf demselben großen Fuße.

Darin liegt vielleicht die Geschichte des gesammten deutschen Theaters. Seine Blütheperiode war in den Bre-

terbuden; als man in die Steinpalläste mit Marmorsälen überzog paßte nicht die alte Kleidung, nicht die alten Coulißen, nicht die alte Kunst. Auch die Heroen mußten anders schreiten, lauter sprechen als in den kleinen behaglichen Räumen. In jenen wurden die Directoren reiche Männer, in diesen waren die Jahresabschlüsse stete Deficits, und Zuschüsse wurden nöthig, durch welche das Regiment des Theaters allmählig überall in andere Hände gerieth. Von Anbeginn war der Zuschnitt des Berliner Volkstheaters für ein solches zu vornehm. Doch darf man die Unternehmer kaum darum tadeln. Sie kannten ihr Publicum. Es war an Palläste gewöhnt, es wäre in kein Breterhaus getreten. Und nicht die höhern Stände allein, welche man aus dem Hoftheater herüber zu locken wünschte, auch der Bürger, das Volk. Das vornehmer scheinen wollen ist eingewurzelt in unsern niedern Ständen. Daher die ästhetische Lasur über der Stohheit und Gemeinheit. Der Berliner lacht so gut als der Wiener über das Komische, aber nachher schämt er sich, und glaubt er habe es vor andern und vor sich zu rechtfertigen. Daher der stehende Ausdruck: „Ach wie dumm; aber man muß darüber lachen!“ Aber an den Lenkern wäre es gewesen, nicht dieser Neigung nachzugeben, sondern mit Geschick ihr zu steuern. Das ist nie versucht worden.

Aber jene Sontagszeit hatte eine andere wohlthätige Wirkung. Sie belebte im Allgemeinen den Muth. Nun die Oper blühte und Theilnahme fand, regte sich auch das Schauspiel, und strebte etwas von dieser Theilnahme

sich anzueignen. Es entstand ein schöner Wettstreit unter den jüngern und ältern Schauspielern und Schauspielerinnen, das Publicum erkannte ihn an, es fanden sich mehr und mehr Dichter angeregt mitzuwirken, und die Directoren thaten redlich und nach Einsicht das Ihre zum Gedeihen. Diese Zeit nenne ich die Blüthezeit. Hätte dies Zusammenwirken früher stattgefunden, die Auspicien für das Volkstheater wären günstiger gewesen.

Wessen Anforderungen nicht auf Vollendetes gingen, für den war die Gesellschaft der Schauspieler, wie sie damals bestand, etwas wahrhaft Erfreuliches. Außer den beiden Meistern Schmelka und Spigeder freilich keine Meister, sondern meist Anfänger; aber in Allen die regste jugendliche Lust, der beste Wille, schöne Talente. Mit welchem unermüdlischen Eifer wurden die Stücke einstudirt, wie half Einer dem Andern, wie störte selbst der Rollenreid, der vom Theaterwesen unzertrennlich ist, nicht die Eintracht. Die Frische der Jugend und die Naivheit der Bestrebungen fesselte so manchen Theaterenthusiasten an diese Bühne, der Besseres gesehen und strengere Anforderungen zu machen gewohnt war. Aber man glaubte sich hier in eine Kunstschule versetzt voll junger munterer und talentvoller Schüler, nur daß die eigentlichen Lehrer fehlten. Sie halfen und unterrichteten sich unter einander. Freilich gingen ihnen Kenntniß und Lebenserfahrung ab und es fehlte Routine, und oft die rechte Füllung, zumal in den Rollen aus bekannten Stücken; man übersah das aber gern über den guten Willen und den heitern Muth,

mit dem sie vor keiner Schwierigkeit erschrafen. Wo sind alle diese jugendlichen Kräfte hin! Außer Beckmann, dem witzigen Komiker, welcher damals aber nur als Anfänger in Betracht kam, wurde keiner zum Meister. Der Tod und seltsame Schicksale rafften sie fort. Die tragische Heldin Mariane Herold, ein junges talentvolles Mädchen, das, nicht schön, doch durch ihre Anmuth und ihr feulenvolles Spiel, anzog und Erwartungen erregte, ward schwermüthig, und ging, ihren Beruf verwünschend, in ein böhmisches Kloster. Eine der lieblichsten Erscheinungen und durch ihr anmuthiges Spiel im feck Naiven der Liebling des Publicums, Julie Holzbecher, die nachmalige Gattin Holtei's, raffte vor einigen Jahren ein schmerzvoller Tod in Riga fort. Auch von den älteren Mitgliedern leben wenige mehr, die übrigen sind weit weg zerstreut. Spitzeder und Schmella, so lange Rivalen um die Gunst des Publicums starben, der Eine in der Fremde, der Andere hier als letzte schildtragende Erinnerung des projectirten Volkstheaters. Beide waren ausgezeichnete Komiker, jener mit gewaltigen Mitteln von der Natur begabt, denen nur eine höhere Durchbildung fehlte, mit der Stimme und Gestalt eines Riesen und dem gutmüthigsten Blick der kindischen Einfalt; wo er den rechten Ton traf, von unwiderstehlicher Wirkung. Doch unter allen deutschen Komikern, die ich kennen gelernt ragte Schmella durch eine intwöhnende vis comica hervor, von der ich nirgend etwas ähnliches gefunden. Nichts war gemacht, Alles an ihm geboren. Nichts locales wirkte oder störte. Wo er auftrat, in Nord-

deutschland oder Süddeutschland, er wäre überall zu Hause gewesen. Daß seine Komik sich mehr zur Sphäre des Buffo neigte, lag in den Verhältnissen; vor einem Publicum, welches den Scherz ernsthafter betrachtet hätte, wäre er auch in der Charakteristik bedeutend geworden.

Dazumal war es, wo auch alle dichterischen Kräfte, welche Berlin aufzuweisen hatte, sich dem neuen Theater befreundeten. Die Hoffnungen waren aufs Neue erweckt. Es war ein schönes aber auch ein jugendliches Leben und Streben. Mancher möchte die Erinnerung scheuen, vielleicht sogar sie aus seinen Gedächtnistafeln gern fortwischen; wie man im Alter sich nicht immer gern der Thorheiten seiner Jugend erinnert. Wir begingen große Thorheiten im Hoffen, im Streben, im Schaffen. Fast nichts von dem, was wir hofften, ist realisirt, fast nichts von dem, was damals zu Tage gefördert ward, hat sich über den Tag hinaus erhalten. Ja, indem wir die Sache leicht nahmen, und im jugendlichen Uebermuth mit dem Glücke spielten, setzte so mancher einen schon gewonnenen Ruhm auf ein gefährliches Spiel. Aber soll man darum eine Lebensperiode aus seinem Leben austreichen, weil das Resultat nur ein negatives war! Ich meine vielmehr, wir sollen uns gern der Zeiten erinnern, wo wir hofften, und nicht allein der traurigen Schlußlehre wegen daß alles Hoffen thörig ist. Die Summa des Hoffens macht ein heitres Leben, und die Erinnerung, daß wir einmal gehofft, und vergebens, soll uns etwas andres lehren, als daß wir nicht mehr hoffen sollen. Nur daß wir in der Hoffnung nicht die Geseze und Verhältnisse überspringen dürfen. Und

jene Hoffungsperiode war so hell und heiter, daß wir um die Summa der Lust, die sie uns bereitete, auch füglich der Thorheiten gedenken mögen.

Die Hofbühne erschien uns als eine verrostete Maschine, als vom Schlendrian und Stabilismus um ihre Lebenskräfte gebracht. Zum neuen Volkstheater wandten sich alle, die noch Schöpfungslust in sich verspürten. Wir waren Partheimenschen geworden. Die byzantinischen Zeiten der Blauen und der Grünen erneuerten sich. Ein unsichtbares Band, ein stiller Bund war zwischen allen geschlungen, welche die Königsstadt besuchten. Es waren nicht nur junge, es waren Männer in Jahren und Ehren darunter, es war unser Klubb, unser Meeting, eine literarische Börse. Man war identificirt mit der moralischen Person des Theaters. Man trauerte, wenn die Bänke leer waren, man blickte sich vergnügt an, man schüttelte sich die Hand, wenn das Haus voll war, wie zu einem frohen Familienereigniß. Damals entstanden die ersten Tagesblätter, die, über Nacht gedruckt, die wichtigen Ereignisse des vorigen Abends am Morgen den Neuigkeitsbegierigen Lesern brachten. Es galt für einen wichtigen Fortschritt der Cultur, daß das Publicum beim Caffee erfuhr, wie viel Sperrsitze im Königsstädtchen und wie viel im Hoftheater gestern besetzt waren, wer herausgerufen, wie oft applaudirt worden! Und diese Blätter wurden mit Geist und Witz, zum Theil von jungen Männern redigirt, welche seitdem in andern sehr ernstern Studien sich Namen gemacht haben. Andere gingen später unter in der Zerrissenheit, welche mit dem Theater nichts zu thun

hat. Beides wenigstens ein Beweis dafür, daß die Theaterlust nicht, wie man meint, die gesunden Kräfte verzehrte.

Holtei war hier in seinem Elemente. Immer im Schaffen und Plänemachen, den Augenblick ergreifend, und die Gelegenheit umarmend, mit aller der liebenswürdigen Thätigkeit, die ihm eigen, mit dem Parthei- und Freundeseifer, welche ihm eben so viel leidenschaftliche Gegner als Anhänger verschafft hat. Unregend und angeregt von allem; immer mit ganzer Seele, ausschließlich bei dem Einen, was er vorhat, darauf schwörend und Luftschlösser bauend. Ein so liebenswürdiger Partheimann kommt vielleicht nicht zum zweiten Male vor. Für was er Interesse gewonnen, eine Sängerin, ein Schauspieler, ein Drama oder ein Mensch, dafür arbeitet er und opfert, sich selbst und alles andere vergessend, denn sein Interesse ist von allem Eigennutz entfernt. Er sichtet mit Worten und Thaten, mit Talent und Geld dafür; wer dawider ist, ist auch sein Feind. Aber wie bei jedem Manne von raschen Impulsen, dauert die Feindschaft nicht lange; durch einen Einfall, einen Gedankenblitz entzündet, fühlt er sich gedrungen, dem um den Hals zu fallen, den er eben beleidigt hat. Ein so bewegliches Gemüth, ein so rasches Talent, eine solche Fähigkeit, den Moment zu ergreifen und mit dem auf die Menge zurück zu wirken, was sie im Augenblick bewegt, hätte ein Schatz sein sollen für dieses Theater. Aber die Erfahrung lehrte, daß es mit der Fähigkeit nicht abgethan war, daß eine gewisse Beständigkeit ebenfalls dazu gehört. Unregend die Andern, ward er selbst zuerst von dem durch ihn Angeregten ermüdet.

Indem er sich von nichts fesseln ließ, lag es auch nicht in seinem Wesen oder seiner Natur auf die Dauer zu fesseln. Wie viel Talent zersplitterte in seinen zahlreichen Productionen, von denen verhältnißmäßig nur wenige sich auf dem deutschen Theater erhalten haben. Seine Schöpfungsgabe hat sich nicht objectiv genug durchgebildet. Daher der so ganz verschiedene Erfolg seiner Stücke, da wo er selbst durch seine Subjectivität mitwirkte, als Vorleser, Schauspieler oder Regisseur, und an Orten, wo er nicht mitwirken konnte. Nur in gewissen Dramen, wo er seine ganze Gemüthskraft einzelnen Parthien ausdrückte, wie z. B. in seiner „Lenore,“ oder in den Liederspielen, wo er Töne traf, die zu jedem Sinne sprechen, siegte er ohne Beihülfe seiner Persönlichkeit. So viel er auch für die komische Bühne gearbeitet, sein Talent ist doch mehr sentimentaler Art, wie er denn zum Liederdichter, den ein Impuls hinreißen muß, geschaffen erscheint. Auch seine dramatischen Arbeiten sind der Mehrzahl nach aus Stimmungen hervorgegangen, meist aus elegischen; wo seine Stimmung mit der der Zuhörer zusammen trifft, ist die Wirkung immer berauschend, er reißt mit sich fort, oft auch über Klippen und Untiefen, die ein erfahrenerer Schiffer niemals zu passiren wagte. Daher, so groß die Wirkung, so rauschend der Beifall, ist die Stimme der Kritik oft eine ganz entgegengesetzte. Ein solcher Dichter konnte für ein solches Theater glänzende Momente herbei citiren, den positiven Grund und Boden aber nicht so bestellen, daß ein Dauerertrag zu gewärtigen war.

Da erschien ein Mann aus dem Süden von Deutsch-



land, ein geborner Berliner, ein echter Sohn des Berliner Geistes, den aber Verstimmungen mehr als einmal aus seiner Vaterstadt forttrieben. Leidenschaftlich wie Holtei für die reale Bühne lockte ihn das neue Sonnenlicht, welches über der Volksbühne zu leuchten schien, zur Rückkehr in die Vaterstadt. Ich erinnere mich noch lebhaft eines Abends in Dresden, wo in Ludwig Tieck's kleinem Kreise ein Fremder angemeldet ward, mit einem Namen, den ich nur halb hörte. Aber Tieck ward lebhafter davon angeregt, als uns lieb war. Er legte das Buch fort, das er uns Jüngern vorzulesen versprochen, um den Gast zu empfangen. Wir waren nicht dort, um Zeugen zu sein der Ehren eines Gastes, der uns um den Genuß des Tieckschen Vortrags zu bringen drohte. Und so ward es. Es kam an diesem Abende nicht zum Lesen; etwas sehr Ungewöhnliches, wenn man weiß, wie ungerne Tieck sich davon abhalten läßt. Aber der schwarze, feine Mann, mit den scharf markirten Zügen, mit den tiefliegenden, suchenden Augen, hatte bald mit dem Dichter ein Gespräch angefangen, welches durch mehre Stunden weder die Zuhörer noch die Sprechenden ermüdete. Nie habe ich einen ähnlichen Redefluß, solchen Reichthum von Anschauungen, solche Fülle von Gedanken gleich anmuthig entwickelt in der deutschen Conversation gehört. Vergessen war bald die Lectüre vor der steigenden Lust diesem lebendigen, improvisirten Drama zuzuhören. Zwei geübte, kunstgerechte Ringer wandten sich, den Gegner zu fassen und ihre eigene Gewandtheit herauszustellen. So Vieles ward gesprochen von zwei Männern, welche schreiben und drucken lassen, was sie niemals

niedergeschrieben hätten; und doch, wenn ein Schnellschreiber hinter der Gardine gestanden und es zu Papier gebracht, es hätte so Wort für Wort gedruckt werden mögen. Gewicht und Schärfe in den Ansichten harmonirten mit der vollendeten Form. Vor wie Vielem stuzen wir, was wir klar gedacht, empfunden, auch es ausgesprochen haben, wenn wir es niederschreiben! Tieck als kritischer Geist hat viel von seinen Gedanken in seinen Schriften niedergelegt; mehr davon, was er nur aussprach, geht verloren. Jene Zeit — es ist an fünfzehn Jahre her — war nicht politisch. Um Theater, Dramaturgie, Aesthetik, drehte sich das Gespräch, aus weiten Kreisen auf die fernige Mitte zurückgeführt. Nicht ein frivoles, persönliches Hin- und Herreden über den Werth dieses Stückes und jenes Darstellers. Man stritt, wie ein Dichter dichten müsse. Der hochgebildete Fremde, ein Idealist aus Fichte's Schule, vertheidigte an dem Abende noch die ideelle Vorweihung und Empfängniß vor der Geburt mit einem Eifer, der später manchen Rücksichten und andern Empfängnissen gewichen ist. Ludwig Tieck konnte nicht dieser Ansicht sein; aber er ließ den Gegner sich entwickeln, wie ein unterrichteter Stratege seine Völker ordnen würde, und dann fuhr er mit der Kraft des Genius dazwischen und lichtet die künstliche Schlachtordnung durch einige Impromptus. Nicht daß der Gegner auf seinem ideellen Fundamente zum Weichen gebracht wäre; er blieb stehen, mußte aber die überwiegende Kraft des Gegners anerkennen. Man kam endlich dahin überein: Begriff und Bild müsse zugleich vorweg da sein und, wenn sie sich begegnen, zündend niederfahren.

Diese Blitzwirkung sei das Element der Poesie. Es war eine Vereinigung, die freilich viele Auslegungen zuläßt, deren Grenzen bestimmen, einen neuen Krieg anregen hieß; aber jener harmonisch geführte Kunststreit forderte in seiner innersten Natur einen Abschluß. Man konnte nicht in einem edlen Bildungskampfe mit einer rauhen Dissonanz aufhören. Wenn auch nur conventionell, der Abschluß war gefunden, und beide Streiter erkannten die Bedeutung an.

Der interessante Fremde war Ludwig Robert. Er kehrte mit seiner geistvollen, mit wunderbarer Schönheit ausgestatteten Gattin nach seiner Vaterstadt zurück. Noch mehre genußreiche und lehrreiche Abende wurden mit ihm in Tieck's Kreise verlebt. Dieselbe Controverse wurde geschickt übergespielt in die verschiedensten Themata von Kunst und Poesie. Beide Ringer standen darin auf demselben Boden, ihnen war die Kunst etwas Heiliges, um ihrer selbst willen da, nicht der hörige Vasall anderer Zwecke. Ziel war ihnen Beiden, sie in ihrer höchsten Reinheit und Wirksamkeit auf den Thron zu setzen. Wäre es ein fünf bis zehn Jahre später gewesen, hätten sie diesen Kampf vielleicht ruhen gelassen und sich die Hand geboten zu gemeinsamer Abwehr gegen Angriffe, die mit Kunst und Poesie nichts gemein haben als die Absicht, sie unterthänig zu machen und dienstbar anderen Zwecken. Ludwig Robert wich, aber nur Schritt für Schritt vor Tieck's Dialectik und Begeisterung; er wußte dem geschickten Rückzuge den Schein des Sieges zu geben. Aber seine spätern Schöpfungen zeigen, daß er, innerlich überwunden, zum Gegner übergetreten war. Mit dessen Ansichten

und Geschossen kämpfte er später gegen die Begriffspoese, welche, nur handgreiflicher als er, Kaupach in seinen Tragödien zur Geltung bringen wollte. Und hätte Robert nicht mehr gewirkt, für mich war das schon etwas Bedeutendes, wie es seiner Opposition gelang, Tieck's innerste Lebensgeister, wenn nicht in Harnisch, doch in Thätigkeit zu bringen. Alle, die den Dichter an jenen Abenden sahen, erfreuten sich seiner Lebenswärme, die selten in solchen Blystrahlen und andauernd sich entwickelte.

An einem jener Abende las Robert vor einem ansehnlichen Hörerkreise sein Lustspiel: „Phantasmus und Cassius,“ vor. Glückliche Zeit, für die wenigstens, die sich dabei glücklich fühlten, wo Geist und Witz eines ausgezeichneten Mannes sich Monate, wo nicht Jahre lang, abmühen konnte, ein phantastisch-satirisches Drama zu schreiben und mit seinem Besten auszustatten, das nichts anderes zum Thema hatte, als die Collisionen des deutschen Theaterwesens und seine schwärmerischen Hoffnungen im Conflict mit der traurigen Wirklichkeit. Es war wirklich ein Werk der Begeisterung; heute glaubt man's nicht mehr; und mit welcher Begeisterung las er es vor, wie blitzten seine kleinen Augen im Kreise umher, die Wirkungen aufzufangen! Und wie entzückt waren wir Alle, wie aufmerksam horchten selbst ältere, gewiegtere Zuhörer! Es ist seitdem nicht um ein Haar besser geworden auf dem Theater, im Gegentheil schlimmer, aber wie ruhig sind wir dazu. Es würde uns lächerlich vorkommen, wenn Jemand sich die Mühe geben wollte, die Sache in einem großen, ernstgemeinten Gedichte

lächerlich darzustellen. Und das Stück war ein Herzstück aus Robert's Fleisch und Blute. Er gab sich alle Mühe, es in Berlin zur Aufführung zu bringen; daß es nicht dazu kam, ging ihm zu Herzen.

Und mit welchen Entwürfen, mit wie hochschlagenden Hoffnungen kehrte er in die Vaterstadt zurück. Der Schüler Fichte's, mit seinen Perfectibilitäts-Träumen, so kühn als man gestern noch träumte von altem Schutt und von neuem Wuchs, der von heut anfangen soll, mit der Welt wohlgeordnet zu seinen Füßen, hatte doch alle seine ausführbaren Hoffnungen auf das kleine Theater gebaut, und zwar speciell auf unser königstädt'sches. Robert war schon über die erste Blüthe des Mannesalters hinaus; welche Revolutionen oder Reformationen, wie man es damals nannte, wollte er aber auf der Bühne und von der Bühne herab wirken! Er hatte als junger Mann seinen Meisterbrief errungen. Ein zehn Jahre früher hatte er durch seine bürgerliche Tragödie: „Die Macht der Verhältnisse“ (als Verstandesdichtung ein Meisterwerk), eine neue Bahn gebrochen. Es war ein glücklicher, ein kühner Schritt gewesen, unsere Verhältnisse auch in ihren tragischen Conflicten auf die reale Bühne zu bringen. Aber Robert ruhte, überrascht von der Wirkung, auf seinen Lorbeern aus. Der Triumph, an dem er so lange zehrte, scheint seine productive Kraft mit verzehrt zu haben. Er hat kein ähnliches, großes Drama seitdem geschaffen. Er schuf und schuf; doch seine Kraft zersplitterte sich auf Kleines. Aber der Fleiß, den er auf dieses Kleine verwandte, erhob es in seinen Augen

zu Großem. Mit welchem Eifer überwachte er den Erfolg und ward mit der Reizbarkeit eines Jünglings verstimmt, wenn er nicht den erwarteten erndtete. Wenn etwas mißglückte, nicht anzog, welchen geringfügigen, äußern Umständen ward es zugeschrieben!

Er kam nach Berlin und wollte wirken. Er schloß sich der neuen Bühne an, so weit es in seiner Natur lag, sich Jemandem anzuschließen. Aber diese Natur war ganz der Gegensatz zu Holtei's. Mit scharfem beißenden Witz betrachtete er die Dinge, und pikte sich mit seinen Nadeln Gegenstände heraus, um sie zu zerlegen, und dann wieder künstlich zu componiren und als pikante Confituren dem Publicum vorzusetzen. Aber sehr Vieles, was ihn selber unendlich ergözte und uns auch, wenn er es vorlas, ergözte das Publicum gar nicht, es ließ dasselbe kalt. Es verstand nicht die pikanten Antithesen, die feinen Anspielungen, und wenn es sie verstand, so fragte es: warum uns das? Holtei riß das Publicum zuweilen mit sich, zuweilen verhöhnte es ihn; Robert hat es nie hingerissen, kaum einmal erwärmt, aber es behielt immer Respect vor seinem Verstande. Holtei's Iyrischer Muth, sein Draufgehn in's Feuer und Robert's Witz, Kenntnisse, seine Behutsamkeit, seine feine Ausarbeitung des Dialogs — man meinte immer eine Goldschmiedarbeit zu sehen — in Eins verschmolzen, das wäre der willkommne Fund für das Theater gewesen.

Robert wollte wirken, absolut wirken. Sein Drang darnach war schon krankhaft geworden. Der Schüler Fichte's stieg von seinen ideellen Höhen bis zur haarsten Wirklichkeit

herunter. Das Aegende und Beißende, das als unverwüftliches Element auf dem breiten Strome der Berliner Wize obenauf schwimmt, war seiner epigrammatischen Natur eben recht. Aber um zu effectuiren ließ er sich auch noch tiefer herab. Er gab, er gewährte, was man wünschte, bis er vielleicht selbst erschrak, wie weit er sich aus Condescendenz herabgelassen. Ein wie anderer Mann war Robert hier als in Dresden. Hier saß er nicht zu Füßen eines Meisters, sondern hatte um sich eine jüngere Schaar, die gern Sprüche aus dem Schatzkästlein des Veteranen vernahm. Aber er fargte damit, wie denn überhaupt jetzt das industrielle Princip mit der Begeisterung für die Sache, in Cheverhandlungen lag. Er war in Paris gewesen, und hatte die Theaterdirectoren vor den Thüren der Theaterdichter stehend gefunden. In Deutschland ist's umgekehrt. Gern hätte es Robert eingeführt gesehen; wer nicht mit ihm! Aber die Directoren wollten nicht kommen und anklopfen. Das Warten verdroß, und der Verdruß führt zu Schritten, die wir wohl nachher bereuen. Das Gereiztsein führt nicht zum Produciren; den Gereizten spielen ist eine undankbare Rolle.

Gereizt von einem hämischen Witz, der unter ihm stand, nahm er in dieser Stimmung ein häßliches Spiel für einen häßlichen Ernst, und ward so Anlaß und Urheber zu einem leider sehr berühmt gewordenen Kampfe, in dem die damaligen Bühnendichter (unglücklicher Weise dreizehn an der Zahl) mit Saphir geriethen. Uns schien er ungemein ernst, ja heilig, dem Publicum kam er nur lächerlich vor,

und doch willkommen. Es amüfirte sich über unsern Ernst und seinen Spaß, und meinte, man habe eine Batterie Vierundzwanzigpfünder gegen einen Maulwurfschaufen aufgerichtet. In Kämpfen der Art trägt in der Regel derjenige den Sieg davon, welcher nichts zu verlieren und nichts zu scheuen hat. Saphir hatte die Lacher auf seiner Seite, und wir nur unsre Einbildung, daß wir für eine gute, ja heilige Sache stritten. Saphir hatte noch einen bedeutenden Vorthail von dem Kriege. Er hatte seine Witzgeschosse fast sämmtlich geleert, er stand auf dem Punkte, Berlin verlassen zu müssen. Ein Einzelner, von Vielen zugleich angegriffen, hat, wer er auch sei, die Theilnahme der Unparthei'schen für sich; dazu kam nun noch die billige Rücksicht der Behörde. Sie meinten gegen einen so Angegriffenen nicht auch ihrerseits einschreiten zu dürfen, obwohl sich Grund genug angesammelt hatte, ihn, als Fremden, aus der Stadt zu verweisen. Dies unterblieb, und Saphir, mit neuem reichen Stoffe versehen, schleuderte seine Witzraketen lustig fort, in Karikaturen, Gedichten, Brochuren, gegen Personen und Dinge — es herrschte darin eine ziemliche Pressfreiheit — bis auch diese neue Fundgrube erschöpft war. Man war klüger geworden, man ließ ihn reden und antwortete nicht, bis auch er verstummte und aus Erschöpfung Berlin verlassen mußte.

Eine Erscheinung wie die Saphir's in jener Periode wäre heut nicht mehr möglich, aber auch jene Periode ist nicht mehr möglich. Er war seinerseits eine eben solche Nothwendigkeit, ein Stempel und Symbol der Zeit als



von der andern Seite die Sonntag. Einem solchen Fanatismus gegenüber war auch eine solche Opposition bedingt. Doch erscheint diese Karikatur der Zeit noch merkwürdiger, wenn man sich entsinnt, welche Männer sich ihrer bedienten, um dadurch für ihre Zwecke zu wirken. Während dieses tollen Theaterjubels der als Champagnerschaum über unserer socialen Bildung petilirte, organisirte Hegel in der Stille sein geistiges Regiment, welches, auch wenn es ganz zersplittern sollte, schon um seiner Strategie und Taktik willen ewig merkwürdig bleibt. Der große Philosoph war noch ein viel größerer Feldherr, der seine Truppen aus Cantonen recrutirte, wo andere Feldherren kaum ihren Troß herbeigezogen hätten. Er wußte alle Kräfte zu benutzen. An den Saphir'schen Blättern arbeiteten Gans und Hegel's Lieblingschüler mit, ja man behauptete, daß er gelegentlich selbst Aufsätze lieferte. Er hielt den Satiriker für eine ursprüngliche Natur, mit deren Hülfe die abgelebte Literatur, die ihm im Wege stand, zu beseitigen wäre. Das Beseitigen war vielleicht nicht schwer, aber das neue Aufbauen. Weder mit noch ohne Saphir, es ist nach dem neuen Schematismus zur Zeit noch nichts erwachsen, was sie überdauern wird, auch nichts was nur im Augenblick zu Lust und Freude das deutsche Volk entflammt hat. Daß Hegel selbst seine Erwartungen, was jenen Beistand anlangt, späterhin getäuscht sah, und zu einer andern Ueberzeugung kam, läßt sich annehmen, wenn auch nicht beweisen. Seine damaligen Schüler, aus erster Hand, die in der Praxis schärfer sahen, als ihr Meister, protestirten

schon früher gegen eine Verbrüderung, die das Ansehn der Schule nicht vermehren konnte.

Saphir's Auftreten in Berlin und sein Erfolg ist, wie schon gesagt, etwas die Zeit eben so Characterisirendes als jene Sängerin es war, die er mit allen Pfeilen des Witzes zu tödten versuchte. An andern Orten, wo er reussirte, wie auch lezthin in Wien, ist es ein Spas, bei uns war es mehr. Wenn man will eine Krankheit, die ihren Paroxismus, eine Krisis nöthig hatte, um zur Gesundheit zu kommen. Der Schriftsteller, welcher es einst unternimmt Berlins Sittengeschichte im ersten Viertel dieses Jahrhunderts zu schreiben, wird beide Erscheinungen ernsthafter würdigen müssen, als unsere Ernsthaften heut die Sache für werth achten.

An die Erinnerungen knüpfen sich natürlicher Weise auch Bekenntnisse. Auch ich habe dort mitgekämpft, mitgehofft, mitgejubelt; und alle die Illusionen, welchen wir uns hingaben, theilte ich. Aber ich bedaure es nicht; es war eine große Schule, die nur vielleicht zu lange dauerte. Die Arbeit ist verloren, aber die gewonnene Erkenntniß bleibt, und, ich leugne es nicht, manche angenehme Erinnerung. Die erste und Haupterkentniß ist, daß man nichts erzwingen wolle, wo nicht Natur und Umstände vorgearbeitet haben. Unser Verlangen nach einem Volkstheater war nicht aus dem Volke hervorgegangen, sondern aus dem Kreise der Gebildeten, der Gelehrten. Das Volk wußte nichts davon. Es war zufrieden was man ihm gab. Es machte nicht die Forderung, daß man sich zu ihm herablasse, es war vielmehr daran gewöhnt, daß man es

zu sich hinaufzog. Das schmeichelte seinem Ehrgeiz, seinem schon erwachten Verlangen, vornehmer scheinen zu wollen. Nun jauchzte es freilich, als man ihm einen Spiegel hinhielt; und es sich selbst zeigte nackt und baar wie es in den Tavernen frondirt und an den Ecken sich moquirt. Es jubelte darüber; aber seine ausgelassene Lust war keine Heiterkeit. Auch unser Volk ist ein reflectirendes. Aber die von Branntweindünsten umnebelten Reflexionen sind nicht Humor und Poesie. In die Schachte der Gemüthswelt, wo brauchbare Schätze liegen mögen, stiegen wir nicht hinab. Wir griffen das Willkürliche, die Außenseite in ihren posserhaften oder auffälligen Erscheinungen auf, wir zauberten ihm Phantasiegemälde hin, die es angaffte, belachte, wohl daran sich ergögte, die es aber nicht ergriffen. Noch immer ist die Familie des Deutschen, zumal des Norddeutschen, Heiligthum. Hier ist sein Volkstheater. Iffland hat es einmal gefaßt von dieser Seite, einseitig, beschränkt, aber er hat es doch gefaßt. Warum erhob sich kein neuer Iffland? Es läßt sich auch ein poetischer Iffland denken.

Eine andere Ausbeute: wir sollen nicht mit unsern Kräften spielen. Am wenigsten wenn wir noch weit vom Ziele entfernt sind. Und zu welchem Spiele ließen wir uns, immer im guten Wahne, nach dem Rechten zu streben, verleiten! Auf dem breiten Strome der Gemeinheit trieben wir fort, des seligen Gedankens, daß wir ihn regierten. Die Lust zu wirken war das süße Gift das wir herunter schlürften, und fühlten nicht, wie es an unsern bessern Vorstellungen zehrte. Wenn ich heute in den Versuchen blättere,

die ich für jene Bühne schrieb, erschrecke ich, wie weit wir uns zu dem Geschmacke und den Vorstellungen des Publicums herabließen, wie wir, um mit der einen Hand zu nehmen, mit der andern Hand gaben. Aber die Bilanz war selten zum Vortheil der Kunst und des Schönen. Um etwas bringen zu dürfen, was uns ergözte, aber für die Menge wäre es Kaviar gewesen, mit wie vielem Späße, den sie verstand, mußten wir es umspinnen, bis das Platte und Nüchterne den guten Kern wie eine Schmarogerpflanze erdrückte. — Auf der andern Seite wie jagten wir nach dem Pikanten. Wie verschwand bei den Versuchen im Melodramatischen alle ruhige dramatische Entwicklung, aus der Furcht zu ermüden, aus der Lust zu wirken. Handlung die Hülle und Fülle, aber es war eine nervenerschütternde; keine Charakteristik, es waren Tableaux mit Sturm- und Wetterbeleuchtung, die sich schnell ablösend, die Seele nicht zur Besinnung lassen durften. — Und alles das fühlten wir nicht. Die wenigen Stimmen der Kritik dagegen hielten wir für Partheistimmen, von Neid und Mißgunst dictirt; denn wir selbst waren in einem fortdauernden Kaufschie.

Friede den Todten! Ich will die Leser meiner Erinnerungen nicht mit der Geschichte meiner Versuche für das Volkstheater ermüde. Nur eine Boffe in einem heißen Sommer, wo auch der Wein gedieh, zu Tage gefördert, hatte eine vollständige Wirkung und hielt sich auf dem Theater. Ich hatte in meinem „verwunschenen Schneidergesellen“ die Elemente des alten deutschen Volkschwanks, die Boltergeister der Spinnstuben, die Müllerwige, die

Späße der wandernden Studenten wieder in's Leben zu rufen versucht, und Schmelfa's eminente Komik, unterstützt von der Lust aller Schauspieler, hatten dem Fastnachtschwank eine Wirkung verschafft, die wir uns nicht träumen ließen, und über die ich mich auch heut noch wundern muß, da ich in diese verben Volksstoffe manche Parodien und Zeitanspielungen einvermoh, deren Wirkung immer bedenklich ist. Aber man schmeckte nicht die Absicht, die verstimmt, sondern nur die Lustigkeit, die überwog. Doch das Stück blieb vereinzelt. Der Stoff, ein glücklicher, war ausgegangen. Die Geister, die ich citirte, natürliche Gespenster, hatte ich zugleich, indem ich sie citirte, vernichtet; aller ihr Geisterapparat, sammt dem bengalischen Feuer, war auf die Breter gebracht. Was blieb da übrig? Wer kehrt zum Gespensterglauben zurück, nachdem er ein Gespenst geprügelt und ihm die Larve abgerissen hat. Das Stück fand große Theilnahme auch unter sehr ernstern Männern; sie machten mir aber den Vorwurf, daß ich unöconomisch zu Werke gegangen. Ein deutsches Volkstheater müsse seine Geister haben, die zwar, wie überall der dumme deutsche Teufel, geprellt werden könnten; aber man müsse sie so wenig aus dem Kreise ausweisen, als den Hanswürst, den die Neuberin begrub.

Ach, es ist so vieles, dessen Erinnerung mir da aufsteigt. Doch, wenn ich Alles wieder erzählen wollte, wer will alles Vergessene hören! Auch mit Theorien schmückten wir uns, in unserm guten Muth. Eine doppelte Bahn war gebrochen, hieß es. Einmal, die alte Tragödie sei zu Grabe

getragen. Das behaupten freilich jetzt auch andere. Aber sie behaupten nicht, wie wir damals thaten, dafür werde das Melodrama in der Aesthetik eintreten. Es war ein furchtbares Genre, hervorgegangen aus der neufranzösischen Romantik. Ein entsetzliches Canibalenstück: „Drei Tage aus dem Leben eines Spielers“ hatte Furore gemacht, nun wollten wir auch solche haarsträubende Schlagwirkungen erpressen. Es ist todt und begraben, was wir versuchten, wir wollen die Gräber nicht aufwühlen. — Verzeihlicher war der Irrthum mit dem Liederspiel. Es sollte das deutsche Lustspiel ersetzen. Auch da waren die Franzosen die nächsten Muster. Aber die Sangeslust ist eine ursprünglich Deutsche. Unsere herrlichen, tief in's Gemüth dringenden Volkslieder, warum sollten sie nicht auch in das Leben des Dramas eingebürgert werden! Holtei hat darin viel gethan. Seine Liederspiele sind anmuthige Blüthen, aber das Lustspiel werden sie weder ersetzen noch verdrängen. Der Deutsche singt gern, aber er kann nicht immer singen; schon jetzt ist eine Epoche eingetreten, wo die Gefühle, die ihn bewegen, nur selten im Gesange sich Luft machen. Möchte die Lust zum Singen bald wiederkehren.

Das waren unsere Hoffnungen und Illusionen, unsere Täuschungen und unsere Irrungen. Sie sind fort wie Nebelbilder, die der Herbstwind über die Stoppeln jagt. Heut hoffen, täuschen und irren wir uns nicht mehr, wenigstens nicht in Bezug auf das Volkstheater. Aber ich bedaure es nicht, daß ich gehofft und geirrt habe.



# Liebe in alter Zeit.

Eine Novelle

von

Ch. Mügge.

## I.

Um die achte Abendstunde machte Frau Margarethe die Thür der kleinen Stube auf, in welcher ihr Mann arbeitete, und erstaunt blieb sie an der Schwelle stehen. — Der fleißige Kanzellist, der sonst nicht aufhören konnte, seine Buchstaben zu malen, und die zierliche Fracturschrift mit besonderer Kunstfertigkeit zu bilden verstand, saß diesmal nicht an dem alten geschmückten Schreibpult, auch brannte das Licht mit einer langen Schnuppe melancholisch in sich hinein und ließ dem Mondschein freies Spiel, der durch die grünen, hellen Scheiben auf die Dielen fiel. — Im ersten Augenblicke sah sie den Mann gar nicht, und, als sie ihn erblickte, wagte sie nicht ihn anzureden. Auf dem Binsensstuhle saß er, dicht am Fenster, die Hände auf das Bret gelegt, halb gefaltet, halb an sein Kinn gedrückt, und so starrte er den Himmel an, als sei da oben irgend Etwas und rede mit ihm, denn seine Lippen bewegten sich deutlich, ohne daß Worte zu hören waren.

Nach einigen Minuten trat die Frau leise näher und legte die Hand auf seine Schulter. Er zuckte heftig zusammen, dann hob er den Kopf schnell in die Höhe und schien freudig überrascht, als er sie sah. — „Du bist es, Margarethe,“ sagte er, „o! schon gut, ich komme. Wo ist Elisabeth?“

„Sie hat das Abendbrot fertig,“ versetzte die Frau.

„Und der Lieutenant?“ fragte der Kanzellist rasch. „Ist der Lieutenant auch da?“

„Nein,“ sagte Frau Margarethe mit sichtlichem Widerwillen. „Ich denke er wird heut nicht kommen.“

Die hohe hagere Gestalt des Mannes richtete sich auf und ein Lächeln schlich über sein Gesicht. — „Gut,“ sagte er, „so laßt uns essen, was Gott bescheert hat.“ — Er that einen Schritt und nun konnte man sehen, daß er einen Stelzfuß hatte; auch würde jeder errathen haben, daß ein alter Soldat in diesem langen, geraden Körper stecke, der von den Jahren ungebeugt war. — Mit beiden Armen umfaßte er seine Frau, und sagte in einem Tone, der zwischen Scherz und einer Art Mißtrauen schwankte: „Warum siehst Du mich so böse an, Margarethe? Mein Pensum ist abgethan; alle die vermaledeiten Buchstaben sind gemacht und bis Morgen haben meine armen, alten Finger Ruhe vor dem Gänsefiele, der mir jetzt oft schwerer wird, als ehemals mein Kurzgewehr.“

„Ach!“ erwiderte die Frau klagend, „ist es nicht ein Unglück, daß Du nie die Zeit vergessen kannst, wo Du Soldat warst?“

„Kann der Reiter vergessen, daß er ein Roß hatte,“ sagte



der Kanzellist mürrisch, „kann ein Mädchen den Mann vergessen, den sie liebte, oder ein Musikant die Noten?“

„Du sollst es aber vergessen,“ erwiderte Margarethe eifrig. „Ich weiß recht gut noch die Zeit, wo ich Dich kennen lernte. — Du warst Sergeant gewesen.“

„Bis zum Freiburger Gefecht,“ fiel der Kanzellist ein. — „Den ganzen Krieg, wie ein tapferer Soldat des großen Königs gefochten, und in der letzten lumpigen Bataille verlangt der Satan noch den Fuß. Das ist mein Aergers.“

„Es hatte auch sein Gutes,“ sagte die Frau. „Denn dafür wurdest Du Kanzellist beim Kriegscollegium und hast nun Dein gutes Brod. Aber seit dieser Lieutenant uns ins Haus gekommen ist, ist der böse Feind eingezogen.“

„Still!“ flüsterte der Kanzellist erschrocken und hielt Margarethen den Mund zu. „Wenn er es hörte!“

„Mag er es doch hören,“ erwiderte sie unerschrocken, wie Frauen sind, denen die Zunge auf dem rechten Fleck sitzt; „mag er es tausendmal hören, so hört er immer wieder die Wahrheit. — Seit der Großsprecher Dich ausgewittert hat, und immer wieder die alten versauerten Geschichten von seinen und Deinen Heldenthaten aufischt, unser Abendbrot verschlingt und unser gutes Bier, Deinen Taback raucht, bis man sich selbst nicht mehr sehen kann, und dabei schreit und lacht, daß man es zehn Häuser weit hört, seit der Zeit bist Du ganz und gar ein anderer Mensch geworden. — Sonst warst Du freundlich und fleißig, wie ein Seidenwurm, ich mußte Dir fast mit Gewalt die Feder aus der Hand nehmen; jetzt ist Dir alle Arbeit

zuwider: Du sitzest und grübelst und bist ein Duckmäuser geworden, als hättest Du ein böses Gewissen."

Eine sonderbare Empfindung von Bestürzung und Schrecken schien dem Kanzellisten zu durchlaufen. — „Was weißt Du von meinem Gewissen, Weib?“ schrie er so zornig, daß die Frau plötzlich verstummte. Dann ward er selbst still und die Röthe, welche sein alterndes Gesicht überzogen hatte, verschwand vor einer graugelben Färbung. „Schwage nicht so dummes Zeug, Margarethe,“ fuhr er besänftigter fort, „und bringe mich nicht auf. Ach! was sind die Frauen doch für häßliche Geschöpfe! Alles soll sein, wie sie es haben wollen; jeder Mensch soll ihnen gefallen und wenn er andern gefällt, sind sie um so boshafter mit der bösen Zunge. — Gönne mir doch meine Freude, wie ich Dir Alles gönnen möchte, was Du gern hast. Lieutenant Grabow ist mein alter Vorgesetzter; wir haben zusammen manchen heißen Tag erlebt, manchen blutigen,“ jagte er mit hohler Stimme. „Nun sind wir beide älter geworden, und was können wir mehr, als sprechen von dem, was wir waren.“

„Nein, Joseph,“ rief sie eifrig, „das ist es nicht, ich weiß es, Du kannst den Lieutenant so wenig leiden, wie ich. Ich seh es ja noch, wie er zuerst bei uns hereintrat und Du weißt wurdest, wie eine Leiche. Das ist es nicht, aber Du fürchtest Dich vor ihm. — Wie könntest Du auch den Menschen leiden,“ sagte sie eifriger. — „Du hast ein gutes, weiches Herz, Du liebst die ganze Welt und er haßt sie und flucht, wie ein Schelm.“

In dem Augenblick hörte man draußen eine raube

Stimme. — „Sergeant, wo bist Du? — Sergeant, ins Teufels Namen! steckt der Kerl schon wieder bei seinem Gänsefiele? Millionen Element! laßt mich nicht so lange warten.“

„Da ist er,“ sagte der Kanzellist mit bebender Lippe, indem er sich an dem Tische fest hielt.

„Faß ein Herz,“ flüsterte Margarethe; „sage ihm Du danktest für seine Bekanntschaft, oder wenn Du nicht willst, so laß mich machen.“

Der Kanzellist riß die Frau mit einem krampfhaften Ruck zurück. — „Um Gottes Barmherzigkeit!“ sagte er, „geh nicht, es ist mein Unglück.“

Margarethe sah ihn erstaunt an. „Der böse Feind hat es Dir angethan,“ murmelte sie, „und ich glaube fast, er ist es selbst, der da draußen umherbrüllt.“

Jetzt schlug eine Hand fest auf die Thür, ein Kopf steckte sich herein, und dann schob sich ein Körper nach, der in der That Frau Margarethens Besorgnisse rechtfertigen konnte, so ungeschlacht und abentheuerlich war er anzusehen. — Ein kleiner dreieckiger Hut von einer verbogenen Silbertresse eingefast, saß auf einer alten Perrücke, die mit glänzend weißem Puder reich bedeckt war, und wo dieser aufhörte begann ein Gesicht, roth aufgedunsen, und mit so wunderbar grotesken Zügen, als sei es eine Fastnachtmaske. — Eine riesenhafte bläulich glühende Nase, weit herabhängende Backen und kleine feurige Augen, die unter dicken weißen Brauen hervorbligten, paßten seltsam zu dem großen Munde voll blinkender Zähne. Der hohe vorgebeugte Körper des Mannes war von einem blauen alten Reitermantel umhüllt, und die

mächtige Hand, welche sich darunter hervorstreckte, trug ein Bambusrohr mit einem Eisenbeinknopfe, den er drohend gegen den Kanzellisten ausstreckte. Es war ein wunderliches Gemisch von Jugend und Alter, von Kraft und Schwäche in diesem Manne. Seine schnelle starke Sprache und sein feurig rollendes Auge zeugten von Lebendigkeit der Leidenschaften, sein hinfälliger Schritt von dem Gewicht der Jahre.

„Alter Sergeant,“ sagte er, als er den Kanzellisten sah, und sein Gesicht nahm einen Ausdruck von Spott und Mißtrauen an, „steckt hier mit der Frau zusammen und läßt den guten Freund draußen friern und hungern. — Vorwärts mit Euch, Frau Margarethe, seht nach dem Abendbrot. Hört, Spangenberg, mir ist heut zu Muth, wie in der Nacht nach der Schlacht bei Torgau, so hungrig und durstig, so lustig und ingrimmig. Mit meinen Zähnen könnte ich die ganze Welt zerreißen, und wenn ich sie verschlungen hätte, wäre ich doch nicht satt.“

Dabei lachte er laut und schlug mit dem dicken spanischen Rohr auf den Tisch, daß die Federn des Kanzellisten davonsoben. Dann sah er sich um, blickte auf den blassen Mann, der mit weit offenen Augen ihn ansah, dann auf die Frau, welche leise eine Verwünschung murmelte, und nun schrie er mit seiner wilden gellenden Stimme: „Seid Ihr noch nicht hinaus, Margarethe? Seid Ihr noch nicht in der Küche, Frau? Soll denn das arme Lischen ganz allein ihre Liederchen singen von dem Grafensohne, der nicht kommen will, um sie zu holen, und von den Schätzen im Berge Samsam, der sich doch niemals vor ihr aufthun wird. — Was seht Ihr dem Mädchen für vertrackte Geschichten in den Kopf?!

Was laßt Ihr das kleine Ding lesen und schreiben lehren, damit sie Liebesbriefe zusammenschmieden kann; was werft Ihr das Geld zum Fenster hinaus für einen alten Kasten von Klavier, wo die Klimperei und Singerei nun vom Morgen bis in die Nacht geht?! — Kochen, waschen, stricken, spinnen, das lehrt sie, aber ich rieche die angebrannte Suppe bis hierher, — und hütet Euch, Frau Margarethe, hütet Euch, daß Ihr nicht etwa den Nagel zu tief in ihren Kopf drückt. Es paßt nicht und es darf nicht sein, daß ein Grashalm ein Eichbaum, oder ein Sperling eine Nachtigal werden möchte.“

Während seiner Rede, die halb spöttisch halb strafend klang, hatte Margarethe alle Wuth in ihrer Brust gesammelt. „Mit welchem Rechte,“ schrie sie nun, „mischt sich denn der Herr Lieutenant in unsere Haus- und Wirthschaftsangelegenheiten? Was geht es Sie an, wie wir unser Kind erziehen? Ist es nicht genug, daß Sie täglich unser schlechtes Haus beehren mit Ihrer stolzen Gegenwart bis in die Nacht hinein, uns großmüthigst mit Ihren Heldenthaten zu unterhalten belieben, und dabei, was Gott uns bescheert hat, verzehren helfen? — Es ist zu viel, Herr Lieutenant, mir ist es längst zu viel, und wenn Sie nichts dawider hätten, und wenn Sie's einer ehrlichen Frau nicht übel nehmen wollen“ —

„Schweig still! Margarethe,“ rief der Kanzellist drohend und schlug mit dem Holzbeine auf den Boden.

„Nein, ich will nicht schweigen, ich will durchaus nicht schweigen, bis Alles heraus ist, was ich seit langer Zeit aufgespart habe,“ schrie die erbitterte Frau.

„Nun denn,“ sagte der Lieutenant, indem er sich behaglich

niederließ, „so gebt eine Nachtmütze her, Sergeant, diese Schlacht wird vor Morgen nicht beendet. Eine Frau in Wuth schnurrt wie ein Spinnrad, bis zuletzt der Faden reißt; und Margarethe thut mir den Gefallen, holt Taback, Pfeife und Bier, dann nehmt Euch Zeit und legt los.“

Seine unbeschreibliche Ruhe, die etwas Satanisches hatte, that alle Wirkung, welche er erwarten konnte. Frau Margarethe war so bestürzt in ihrer unmäßigen Wuth, daß sie die Sprache verlor. Sie stammelte noch einige Worte, dann nahm sie die Thür und warf sie hinter sich zu, daß die Wand zitterte.

Der alte Grabow brach in ein dröhnendes Lachen aus. „Da sieht man, wie die Weiber sind,“ sagte er; „mit nichts in der Welt kann man sie besser fassen, als mit Geduld und ein wenig Spott. Was wäre es geworden, wenn ich auf den Tisch geschlagen, und sie zu allen Teufeln gewünscht hätte. Bei Gottes Thron! meine Perrücke und meine Augen wären nicht einen Heller werth gewesen. Sie hätte mich zum Hause hinaus gewiesen und auf der Schwelle ein Kreuz gemacht, wie vor dem Gott sei bei uns. Statt dessen sitz ich hier nun ganz behaglich und der böse Feind hat selbst Reißaus genommen vor ein paar Worten.“

„Margarethe ist ein gutes Weib,“ erwiederte Spangenberg, der, verlegen, wie er war, doch etwas sagen wollte, „aber sie hat ihre Launen, wie alle Frauen.“

„Das liegt an den Männern,“ rief der alte Officier schnell, „weil sie die Püppchen verwöhnen und ihnen die Launen nicht austreiben.“

Der blasse Kanzellist lächelte trübsinnig. — „Sie sind niemals verheirathet gewesen,“ meinte er, „und wissen nicht was eine Frau für Künste kann, um ihren Willen zu behalten.“

„Also darum,“ rief Grabow lachend, „weil ich das Joch noch nicht über meinen Nacken werfen ließ, weiß ich nicht, wie es thut, und welche Mittel man anwenden soll, um solch übermüthiges Geschöpfchen Mores zu lehren. — O! mein guter Freund, da irrt Ihr ganz und gar. Was ich nicht selbst erfuhr, habe ich doch genau beobachtet an tausend und aber tausend Christenleuten. Ich habe die Ehe mit ihren Freuden und Leiden förmlich studirt; ganz heimlich, wie eine Spinne im Neze, meine Beobachtungen gemacht, und mich köstlich belustigt, wenn ich die Fliegen zappeln sah, und wie ihnen langsam, Tropfen für Tropfen, Blut, Muth und Kraft ausgefogen wurde, bis der Pantoffel ihnen den letzten Rest Verstand zertrat.“

„Und dabei haben Sie sicher Respect bekommen vor allem Eheleben,“ sagte der alte Kanzellist.

„Hört, Spangenberg,“ erwiderte der Lieutenant ernsthaft, „wenn irgend Etwas mir Lust gemacht hat, es noch jetzt zu versuchen, so seid Ihr es. — Ihr habt ein gutes Weib; wenn sie Launen hat, liegt es an Euch nur, weil Ihr, wie eine Memme, dazu schweigt, statt wie ich es Euch zeigte, Sie mit Spott zu kirren. Frauen sind wie Uhren, jede will sorgsam täglich aufgezoogen und mit Vorsicht behandelt werden. Verstehet Ihr wohl; man muß um glücklich zu leben und eine folgsame Frau zu haben, genau studiren, was man in jedem Falle zu thun hat. Was bei der Einen Leben giebt, bringt aber bei der

andern Tod, und somit ist das eine Kunst, eine schwere, große Kunst, die nicht jeder begreifen kann.“

„Gehört es auch mit dazu,“ sagte der Kanzellist, „daß Sie Margarethen so zornig machten?“

Der Alte schwieg ein Weilchen, indem er starr vor sich hinblickte. „Hört, Sergeant,“ sagte er dann, „Ihr wißt es vielleicht schon, daß bei mir niemals Etwas ohne Plan und Absicht geschieht. Was ich auch Böses gethan haben mag im Leben, Gott ist mein Zeuge, es geschah nie aus Lust daran oder auch aus Uebermuth, ich that es immer, wohl überlegt, und weil es so sein mußte. Verstehet Ihr, Mann, weil es so sein mußte.“

„Lassen Sie uns nicht von der Vergangenheit sprechen,“ sagte Spangenberg leise und drückte die Hände vor sein Gesicht.

„Narr, der Ihr seid,“ erwiderte der Alte spöttisch. — „Gerechtigkeit! fürchtet Ihr die immer noch nach langen Jahren? — Guter Freund, in dieser lumpigen Welt, geht es sonderbar her. Das Menschenvolk hat sich Gesetze herausgeflügelt und schreit nun jedem Neugeborenen schon an der Wiege zu, daß soll dein Wegweiser zum Paradiese, oder zum Galgen sein. — Aber das Unrecht, das tief in den Herzen aufschreit, die Gewalt, die uns zertritt, die bittere Tyrannei, unter welcher Millionen seufzen, das nennen sie Recht, denn ihre Gesetze haben es geheiligt. — Nun seid Ihr einmal herausgetreten aus dem Zauberkreise, habt selbst Recht und Gesetz gesprochen und die Ungerechtigkeit ein Bißchen ins Gleiche zu bringen versucht.“ —



„Ich bitte, Herr,“ sagte Spangenberg zitternd, „schweigen Sie davon.“

„Nun ins Henkers Namen! was fürchtet Ihr denn?“ rief Grabow ärgerlich. „Niemand auf der Welt weiß etwas davon als ich, und ich bin Euer Gefährte, der Euch nicht verrathen wird; Euer Freund, der es gut mit Euch meint.“

„Das Gewissen,“ erwiderte der Kanzellist mit hohler Stimme; „wissen Sie, Herr, was das ist, das Gewissen? — Wenn kein Mensch zu fürchten ist, kein Gesetz, kein Richter auf Erden, dann klopft es leise hier innen an und eine schreckliche Stimme ruft ohne Unterlaß: Gott sieht, Gott weiß Alles, er wird es rächen! — O! mein Heiland, es ist entsetzlich immer den Vorwurf zu hören: Du hast Böses gethan! immer fürchten zu müssen, es kommt doch einmal an den Tag. Dann Ehre und Reputation zu verlieren, in Schimpf und Schande, in Ketten und Gefängniß endlich den Tod zu leiden, und zuletzt, nach irdischem Gericht, das ewige, wo der Sünder die Strafe empfängt!“

Der alte Officier verzog sein dunkelrothes Gesicht zu einem fatalen Lachen, das er mühsam unterdrückte. — „Gut,“ sagte er dann, „laßt es vergessen sein, und eigentlich habt Ihr Recht, es könnte uns, trotz der langen Zeit, doch übel bekommen, wenn die Herren mit den langen Armen es herauskriegten. — Seht, Spangenberg, darum schon sollte ich denken, müßten wir uns beide so innig wie möglich verbinden, und, so lange wir leben, eine Familie ausmachen, wo Einer nicht vom Andern lassen kann.“

Eine Art schauerndes Entsetzen schien den armen Kan-

zellisten bei diesem Vorschlage zu packen. Er stand kerzengerade auf seinem Stelzfuß und sagte dann stotternd: „Zu viel Ehre für mich, hochgeborner Herr Lieutenant. Ich bin ein armer niedriger Mann, der wenig von der Welt versteht, und meiner Frau, Margarethe, würde auch damit nicht gedient sein, wenn ihre Wirthschaft sich vergrößerte.“

„Aha,“ meinte Grabow spöttisch, „das ist der wahre Punkt. Frau Margarethe, die einen Zahn auf mich hat; aber seid ohne Sorgen, guter Freund, ich sage, dieser Vogel wird bald anders pfeifen. — Ich habe ihr gezeigt, daß ich mich vor ihrer Zunge nicht fürchte, nun hat sie Respekt bekommen und nächstens wird sie ganz freundlich aussehen, wenn der alte Lieutenant hereintritt und sie Frau Mutter nennt. — Nun, was starrt Ihr mich an, Sergeant?“ fuhr er fort und richtete sich auf. — „Glaubt Ihr denn, daß ich ohne alle Absicht seit drei Monaten täglich in Euer Nest trete; daß ich ohne Absicht Euer Essen theile und Euren schlechten Taback rauche? Hier steh ich vor Euch, Sergeant, der Lieutenant Balthasar Grabow, ein alter Kriegskamerad, der manches mit Euch erlebte und manches weiß,“ setzte er nachdrücklich hinzu. „Hier stehe ich und frage Euch, wollt Ihr mir Eure Tochter Elisabeth zur Frau geben, so will ich sie zu meinem Weibe nehmen und alle meine Ehren mit ihr theilen.“

Der Kanzellist hielt die Hände gefaltet; leise sagte er: „Ich habe es geahnet. Eine Stimme in mir sprach es längst aus, so mußte es kommen. — Kinder sollen büßen für der Eltern Schuld, so steht es in der Bibel. Ach! arme Elisabeth, ach! mein armes Kind! — Es geht nicht, es geht, weiß es

Gott nicht, Herr Lieutenant. Bedenken Sie den Unterschied, ich bitte Sie um Alles, was gut und recht ist, thun Sie uns diese Ehre nicht an."

In dem häßlichen Gesicht des alten Mannes kämpfte der Zorn mit Spott und Stolz. „Faßt Euch, Sergeant, faßt Euch,“ sagte er mit einem grausamen Lachen, „oder wie? bin ich Euch etwa kein willkommener Schwiegersohn? Alle Teufel! was habt Ihr gegen mich? — Ich bin ein Mann in den besten Jahren, der an der Seite einer jungen Frau wieder aufleben will, nach langer Einsamkeit; ich habe meinen Titel, meine Pension und ein Paar Thaler Ersparthes obenein. — Ich bin nicht jung mehr, kein Milchsuppengesicht, kein Haselant, kein süßlicher Patron, aber ich bin ein Kerl, der immer weiß, was er will, und der nichts scheut, um zum Ziele zu kommen. — Merkt es Euch, Kanzellist, der nichts scheut, und wem ich nicht wohl will, der mag sich in Acht nehmen. — Holla! wollen wir die alten Sünden aufdecken, soll ich reden, was ich zu reden weiß? — Aber ruhig, Sergeant, ruhig. Ich sehe wie Ihr zittert, ich lese es Euch in den Augen, daß Ihr nichts dagegen habt mir das flinke junge Ding in die Arme zu geben und Euren Segen dazu, mein würdiger Schwiegervater. Schlagt ein, da, schlägt ein, und der Handel ist abgemacht.“

Es lag so viel Hohn in seinen Worten, daß der arme Kanzellist vor innerm Grimm bebte, und doch auch so viel Drohendes, Entsetzliches, daß er aus Furcht mechanisch die Hand ausstreckte, welche Grabow in seine nervige Rechte preßte.

„Machen Sie mit mir, was Sie wollen,“ sagte er mit dumpfer Stimme, in der die Resignation der Verzweiflung lag, „aber zwingen kann ich mein Kind nicht. Es ist das einzige Gut, das ich auf Erden habe; es ist meine Seligkeit an der ich mich anklammerte, seit ich sie zum ersten Male auf den Arm nahm. — Ich kann sie nicht unglücklich sehen, Lieutenant Grabow; ich könnte es nicht aushalten, wenn sie mich mit den großen Augen ansähe, in welche Gott so viele Freude und Glück gelegt hat; und wenn ihre Thränen auf diese alte Hand fielen, sie würden durchbrennen, durch den Arm in Herz und Kopf. Ich thäte etwas Entsetzliches.“

„Zwingen!“ rief der Lieutenant, „ei Element! wer hat denn das von Euch verlangt, alter Mensch? — Ich will keine erzwungene Frau, sage ich Euch. Sie soll selbst wollen, die schnippische Jungfer Elsbeth, und sie wird wollen, das seid versichert.“

„Was verlangen Sie denn also?“ fragte Spangenberg, sichtlich erleichtert.

„Ihr sollt nicht dagegen sein, meinen Absichten in nichts hinderlich. Wenn Elsbeth Euch fragt, sollt Ihr sprechen: Meinen Segen hast Du. Der Grabow ist alt, aber auf einem alten Stamm ist gut ruhen, und es ist ein gerechter, rechtschaffener Mann, ein Mann von Ehren, Würden und Mitteln, der Dich gut halten wird, wenn Du ihm eine treue sorgsame Hausfrau bist.“

Ein unwillkürliches Lächeln glitt durch das Gesicht des blassen Kanzellisten. „Haben Sie auch Alles recht bedacht, Lieutenant Grabow,“ sagte er. „Elsbeth ist wie ein junges

Füllen, übermüthig; ehe man's sich versteht schlägt's vorn und hinten aus, und auf und davon."

„Ich will ihr den Kappzaum schon anlegen,“ erwiderte der Lieutenant lachend, „will ihr den Kopf in die Höhe richten, damit sie nicht mehr das schlechte Gesindel auf den Straßen als ihres Gleichen ansieht. — O! ich weiß wohl, fuhr er leiser fort, daß ihr Kopf schon voll Streiche steckt, die ausgetrieben werden müssen, wenn's etwas werden soll mit uns. — Da ist der Bengel, der Eberhard, warum habt Ihr dies pfeifende Vieh in's Haus gelockt, alter Sergeant? — Macht Musik, ein armer Musikant. Ein Bettelgesicht, der keine Berücke bezahlen kann, bindet das eigene Haar in einen Knoten, Mehl darauf gestreut, basta! — Den Jungen müßt Ihr aus den vier Pfählen schaffen, oder halt! laßt es sein — ich werde ihn hinaus schaffen, wenn es Zeit ist, werde ihn zum nützlichen Menschen umwandeln.“

Das hämische Lachen, das sein Gesicht so oft verzerrte, kam zurück und starr richtete er die kleinen stechenden Augen auf den Kanzellisten, als dieser sich zu entschuldigen suchte. „Eberhard,“ sagte er, „ist ein armer, herzlicher Mensch. Sie wissen es vielleicht nicht, sein Vater war Bürgermeister in einer kleinen Stadt und hinterließ viele Kinder. Der Stiefbruder des alten Bürgermeisters hatte meiner Großmutter Schwestertochter zur Frau, so sind wir verwandt. — Da kam die arme Mutter hierher mit dem Eberhard, denn der Junge hatte von klein auf die Musik im Kopf. Er piff im Bolrock schon Melodien auf den Rohrpfeifen, und war von dem alten Hackebret nicht fortzubringen. — So brachte sie

ihn her zum Lernen bei der Stadtmusik und ich glaube wohl, daß manches aus ihm werden könnte, aber du lieber Gott! viele tüchtige Menschen sind schon untergegangen und werden untergehen, weil der Himmel ihnen wohl Verstand, aber kein Geld und keine Freunde gab. — Nun studirt er wacker darauf los; der alte Herr Friedemann Bach hat seine Lust daran, wie er auf der Orgel in Sanct Marien Bescheid weiß, und wenn er so spricht mit Elisabeth von diesem und jenem, sogar von großen Herren in der edlen Musika, von einem gewissen General Baß, mit dem er sehr viel zu thun haben muß; so denke ich doch, der Junge wird sich noch hohe Gönner erwerben, denn sein Sinn strebt hoch, und wer ihn ansteht muß ihm gut sein.“

„Er ist also nicht in Berlin geboren?“ sagte der Lieutenant.

„Ja und nein,“ meinte der Kanzellist lächelnd, „es ist eine sonderbare Geschichte damit.“

Hier wurde ihr Gespräch von einem leisen Bochen an der Thür unterbrochen und noch leiser steckte sich ein freundliches, tiefblondes Köpfschen herein, das die großen schelmischen blauen Augen demüthig auf und nieder schlug. — Der Lieutenant, welcher der Thür zunächst stand, schien von dieser Goldseligkeit erfüllt zu sein; er lächelte und kopfnickte mit aller möglichen Anmuth, und dabei griff er mit der großen plumpen Hand um die Thürecke nach dem Arm der hübschen Dirne und zog die Sträubende ganz in das Zimmer.

„Guten Abend, hochachtbarer Herr Lieutenant,“ sagte

ſie mit einem gewiſſen Anflug ſchalkhafter Luſtigkeit, die in den glänzenden Augen aufloderte, und welche ganz zu dem tiefen Knir paßte, mit welchem ſie ihre ſchlankte Geſtalt ſenkte. „Warum laſſen Sie denn mich armes Kind heut Abend ſo lange auf Ihre merkwürdigen Hiſtorien warten? Und Sie, Herzvater,“ fuhr ſie fort und reichte dem Kanzeliſten beide Hände, indem ſie ſich kindlich an ihn ſchmiegte, „Sie ſollen ſogleich mit mir kommen. Die Milchſuppe ſteht auf dem Tiſch, ich habe ſie ſelbſt bereitet und ſie iſt nicht angebrannt und räucherig, wie gewiſſe gottloſe Menſchen behaupten. Aber kalt iſt ſie geworden und die ſchönen Erdoſſeln dazu, woran die Leute ſchuld ſind, welche immer Andern den Appetit verderben, damit ſie ſelbſt das Beſte und Meiſte für ſich behalten. Verſtanden?“ — Sie drohte dem Lieutenant mit dem Finger und drehte ſich luſtig auf dem hohen Hacken eines ihrer hohen Schuhe.

„Ja, wahrhaftig, Elsbeth,“ rief der Lieutenant, „ich ſah ſchon öfters das Füßchen und das Pantöſſelchen, und lege auch ohne dieſe neue Probe einen Eid ab, daß wenige Mäd- chen ſo wenig Platz auf Gottes Erdboden brauchen, als meine kleine Wetterhexe hier. — Bei allen Göttern der Schönheit, Du allerliebſtes Elsbethchen; Dein Füßchen iſt ganz gemacht nur in Sammet und Seide zu gehen, und in Portſaiſen getragen zu werden. Pfui Teufel! wenn es anders kommen ſollte. Heirathe einen Mann, der Dir's ſchaffen kann; keinen pauvren Schlingel von der Gaſſe, wo es an's Hungern geht und die zarten Finger Blaſen bekommen.“

„Wer hat denn auch gesagt, daß ich das will,“ erwiderte sie trotzig. „Reich muß er sein, der mich freien kömmt. Ich will in Sammet und Seide gehen, ich bin nicht dazu gemacht, zu Fuß zu spazieren durch dick und dünn, und wenn der Herr Lieutenant etwa einen hübschen Freier wüßten —“

„Den weiß ich,“ schrie Grabow in Ernst und Scherz sein Gesicht verziehend; „den weiß ich für Dich,“ rief er noch einmal und schlug an seine Brust. „Was meinst Du Hexchen, was denkst Du, Weibsbildchen, wer es ist?“

„Nun,“ sagte sie ganz ernsthaft, „entweder ist es einer der drei Grafensöhne vom Rhein, die nach der schönen Lorelei vergebens fuhren, oder Aladin, der mich mit der Wunderlampe sucht, oder gar der Räuberhauptmann aus dem Berge Samsam, der mich zu seinen andern Schätzchen entführen will.“

„O! Du gottloses Mädchen,“ rief der Lieutenant lachend, „Daran denkst Du also auch schon. Es ist aber ein Lieblingsgedanke aller jungen Dirnen, sie möchten Alle gern entführt sein. Einige sagen's laut, die Andern sprechen's heimlich und träumen davon, bis es wahr wird. Wenn ich's nun aber wäre, Du schlimmes Kind; ich, der Lieutenant Balthasar Grabow. — Ich bin zwar kein Graf und kein Räuberhauptmann, aber ein wohlgeborener Mann, der Dich zur gnädigen Frau erheben, Dir Sammet und Seide und Ehre geben kann, und Geld genug hat, alle die Wünsche wahr zu machen, welche Du des Nachts träumst.“



Elisabeth sah ihn starr mit den großen Augen an; plötzlich faßte sie seine Hand und sagte: „Wer seid Ihr? Ihr müßt mehr als ein König, als ein Kaiser, Ihr müßt Gott selbst sein, wenn Ihr meine Wünsche zu Wahrheiten machen wollt. Ihr wißt nicht, daß die weit über alle Himmel reichen. Schafft mir den Grafensohn, schafft mir die Schätze aus dem Berge Samsam, dann fragt wieder an; jetzt aber kommt doch endlich zur Milchsuppe, die Mutter wartet und mich hungert.“

Damit sprang sie hinaus und ließ die Thür offen. — „Bleib,“ rief der Lieutenant, „bleib, Lieschen, höre doch noch einen Augenblick. — Das Herchen ist pures Quecksilber.“

„Nun,“ sagte der Kanzellist, der bis dahin ganz still geschwiegen hatte, „nun habt Ihr es doch gehört, Lieutenant Grabow.“

„Daß sie mich nehmen will,“ erwiderte dieser leise lachend. — „Hat tausend Narrenstreiche in dem kleinen Kopfe; aber so will ich meine Frau haben. — Was soll ich mit einer, die den Kopf hängt und kein Wort über die Lippen bringt; die nach der Bibel verfährt: Eure Rede soll sein: ja, ja, oder: nein, nein! und wie ein Jagdhund zum Gehorsam abgerichtet ist. — Ich will sie selbst schon fassen und firren, dies soll meine Lust an der Sache sein. Eine Frau soll sein, wie ein muthig Pferd, das Zaum und Gebiß und Sporn nicht leiden kann und doch tragen muß, so ist sie des Herrn Freude. — Abgemacht ist abgemacht, flüsterte er und drückte dem Kanzellisten die Hand, und jetzt kommt zur kalten Milchsuppe.“

## 2.

Der Tisch war richtig längst gedeckt und die Suppe dampfte nur noch ganz wenig, als sie in das Wohnzimmer traten; aber die lachenden Züge des Lieutenants verfinsterten sich sichtlich, als er neben Frau Margarethen den jungen Musikanten stehen sah, der seinen eifersüchtigen Zorn längst erweckt hatte. — Verliebte in seinen Jahren kennen ihre schwachen Seiten viel zu gut, um nicht in jedem Jüngling einen hassenswerthen Nebenbuhler zu entdecken, und Lieutenant Grabow hatte es sich fest vorgenommen, was es auch gelten und kosten möge, diesem bettelhaften Tonkünstler die Saiten zu zerreißen. Sein scharfer Blick hatte manche Vertraulichkeiten zwischen den beiden jungen Leuten bemerkt, und er setzte dies nicht auf Rechnung der Verwandtschaft und Jahrgleichheit, sondern auf ein Liebesverständnis, das er nicht leiden mochte. — Darum betrachtete er unter den buschigen weißen Augenbrauen hervor mit wahrem Haß das junge hübsche Gesicht und die schlanke Gestalt. Er lächelte verächtlich über das dürstige Kleid, maß ihn, von oben bis unten, und brummte dann zwischen den Zähnen einen Fluch über den dummen Jungen, der hier den Großsprecher machte. Im nächsten Augenblick aber war er ganz freundlich und hörte zu was Eberhard erzählte. Dieser schien in großer Aufregung zu sein. Seine Stimme war hell und voll, ein Lächeln schwebte um seine weichen Züge und verklärte seine Augen, sein Kopf saß stolz auf dem Nacken. — „Ja, wahrhaftig,“ sagte er, „er hat mit mir gesprochen.“

„Wer?“ fragte der Kanzellist.

„Der König, lieber Herr Better,“ sagte der junge Mensch voll Freude.

„Gaha!“ rief der Lieutenant, „aber es ging Ihm doch nicht so, wie dem Bauer, der sich's auch rühmte, und es kam heraus; der König hatte gesagt: Lummel, geh' er aus dem Wege.“

Margarethe hätte dem boshaften Lieutenant die Nägel zeigen mögen, Elisabeth sah ihn mit den hellen Augen lustig an und lachte laut, aber Eberhard that, als hörte er's nicht. „Ich ging die Jakobsstraße hinauf,“ fuhr er fort, „mein Kästchen mit der Flöte unterm Arm, Er weiß ja, Herr Better, daß ich da einen Schüler habe, achtzehn Pfennige die Stunde. — Wie ich am Kirchhof bin, kommt der alte Herr geritten, und wie's gewöhnlich ist, viele Menschen um ihn her. — Ich stehe still, verbeuge mich und nehme mein Hütlein ab, da hält er sein großes Pferd gerade vor mir an und steht mir in's Gesicht, daß ich die Augen niederschlagen muß. — Es muß hier wo ein Durchgang sein? sagt er mit seiner klaren Stimme, da faß ich plötzlich ein Herz und spreche: Ja, Majestät, hier geradeüber geht es durch nach der Grünstraße, und wie ich das sage, schreien sie Alle: Hier ist es, da gerade aus ist der Durchgang, kommen Sie, Majestät, wir wollen Sie führen. — Da weist er mit seinem Krückstock auf mich und sagt: Zeig Er mir den Weg, mein Sohn. — Ich gleich voran, und wie ich nun neben dem Pferde bin sagt er: Was hat Er denn da unterm Arme? — Eine Flöte, Majestät, sage ich. — Ist Er ein Musikant? — Möchte gern ein recht tüchtiger werden,

sprach ich — da sah er mich ganz freundlich an und sagte: Das ist eine edle Kunst, ich wünsche ihm Glück dazu. Ist Er ein Berliner? — Ich stockte ein klein wenig, aber dann sagte ich herzlich: Ja, Majestät. — Na, lerne Er was Ordentliches, spricht er weiter, so wird Er gut durch die Welt kommen. Ich dank' Ihm für seine Mühe; und damit lüftet er seinen Dreimaster und reitet davon. — Ich stand wie festgenagelt eine lange Weile, dann lief ich was ich konnte. Das Herz that mir ordentlich weh vor Lust, die Stunde konnte ich absolutement nicht geben."

„Da kostet Dir also die Ehre achtzehn Pfennige,“ sagte Elisabeth lachend. „O! was bist Du für ein armer Narr, Eberhard. Mit mir sollte der König gesprochen haben, ich wollte es ihm anders geben. — Majestät, hätte ich gesagt, es ist eine edle Kunst, die Musika, aber ich bin ein armer Knabe, hab' weder Freunde noch Gönner, noch Geld und Gut in der Welt, und wo du nicht bist, Herr Jesu Christ, da wandelt die Kunst als ein Bettelmann umher. Darum, allerliebster Herr König, thut Eure milde Hand auf und helfst einem jungen Künstler, es wird Euch nimmermehr leid thun, ich gelob's bei allen Geigen und Flöten!"

Während der Zeit hatten sich Alle niedergesetzt, und die Antwort Eberhard's ward durch das Gebet unterbrochen, das der Kanzellist sprach. Dann flüsterte er ihr aber halblaut zu, „so dreist sie auch wäre, sollte sie doch wohl solche fecke Worte lassen, wenn sie den alten Herren ansähe.“ Der Lieutenant dagegen rief: „Geld soll er rausrüken? ja, da kommt Ihr ihm schlecht, den alten Tabakspinner.

Haben, nehmen, da ist er bei der Hand, aber geben, da kostet's Künste."

Nun redeten sie manches hin und her über den König, die Zeit und die Menschen. Der Kanzellist und Eberhard sagten viel Lößliches, der Lieutenant erzählte Geschichten, und mischte seinen Groll hinein über die Ungerechtigkeit auf Erden; denn wenn Recht und Verdienst gälten, würde er nicht Lieutenant geblieben sein. Manches wußte er so natürlich und richtig darzustellen, daß Frau Margarethe ihm trotz ihres Grolles beipflichten mußte, besonders als er von der Regie sprach, und wie kein Mensch seinen Kaffee sich billig brennen und kochen, seinen Tabak kaufen könne, wo und wie er wolle. — „Ist es nicht eine Schande,“ sagte er. „Muß man hinlaufen nach der Accise und seine Blechbüchsen mitbringen, muß stundenlang warten und schweres Geld bezahlen, um ein paar Kaffeebohnen von dem königlichen Kaufmann einzuhandeln, der sich seine Preise selbst macht, und uns sein schlechtes Zeug dafür aufzwingt. — Was war es sonst für Kaffee und wie schnürt er uns jetzt die Gurgeln zu; und sonst das halbe Geld, jetzt noch einmal so viel; sonst roch er lieblich, wie Maiblumen, jetzt stinkt er, wie Knoblauch. Pfui Teufel! und überall die französischen Musjes, die er in's Land geschleppt hat. Sind die Deutschen freilich zu gut dazu; aber solch verdammtes Gefindel ist überall in allen Winkeln und Ecken und thut als sei es Herr im Lande.“

Zu alle dem hatte die Frau Kanzellistin beifällig genickt und zuweilen geseufzt, zuweilen auch ein Wort hinzugefügt, was ihr Mann mit Unwillen hörte.

„Mag sein, wie es will,“ sagte dieser endlich, „mir hat er Brot gegeben, ich bin sein Diener und habe so viel, um den Kaffee und Tabak zu bezahlen. Ueberhaupt aber ist bei allen Klagen doch gute Zeit im Lande. Tage werden kommen, wo keine Regie mehr ist, kein Tabaks- und Kaffeezwang, kein Zucker- und Seifmonopol, und die Frage bleibt's, ob arme Leute dann so gut ihr Brod finden, wie jetzt.“ —

„Hört, Sergeant,“ schrie der Lieutenant. „Ihr seid ein Kerl, wie er sein muß im guten deutschen Lande, und es ist Jammer und Schade, daß nicht Alle denken wie Ihr. Aber Mancher,“ sagte er, und blinzelte mit seinen kleinen Augen Frau Margarethen an, „weiß der Regie und ihren Spionen doch eine tüchtige Nase zu drehen, trinkt seinen guten billigen Kaffee und raucht sein gelbes Kraut ohne Stempel und Taxe.“

„Mag jeder thun was er Lust hat,“ erwiederte der Kanzellist mürrisch, „ich achte meinen König und seine Gesetze. Was der thut ist wohlgethan, und es ziemt und schickt sich schlecht, dagegen zu murren, oder gar Betrug zu machen. Jetzt räsonniren sie freilich, nennen ihn Tabakspinner, Kaffeebrenner und mit mancherlei, noch viel ärgern, sauberen Namen, und das weiß er Alles und lacht dazu. Aber keiner wagt zu mußsen, und wartet nur, wenn er nicht mehr sein wird, mit den Nägeln werden sie ihn wieder ausgraben wollen.“

Der Lieutenant suchte, nachdem er noch einige Spöttereien über den Kanzellisten losgelassen hatte, dem Gespräch

eine andere Wendung zu geben, die in Frau Magarethen's Augen nicht minder vortheilhaft für ihn war. — Ueberhaupt war er heut liebenswürdiger, wie er jemals gewesen, wenigstens kam es der Kanzellistin so vor, die ihm zum ersten Male mit Interesse zuhörte, denn Lieutenant Grabow sprach heut nicht von Schlachten, Paraden, Aekrutensfangen und überlisten, Feldwachten, Prügeleien mit Studenten oder Ueberfällen der Panduren; er schwor und fluchte auch nicht, er qualmte auch nicht so sehr mit der Pfeife und trank selbst manierlicher, wie es der Frau vorkam. — Es beliebte ihm ein Stück seines eigenen Lebens zum Besten zu geben, und das wußte er mit guter Art zu thun. — „Hätt's nicht geglaubt,“ begann er, „daß ich in meinem Leben noch eine Reise machen mußte, und doch wird's wohl nächstens losgehen. Was sagt Ihr dazu, Frau Margarethe, wenn der ungebetene Gast Euch plötzlich den Gefallen erzeigt, und nicht wieder kommt? — Schlagt Euer Kreuz hinterher und bittet Gott, daß er sich den Hals bricht auf den wohleingerichteten bequemen Postwagen, die nach Preußen hinauf gehen.“

„Daß Gott erbarm!“ erwiederte Margarethe lachend, „lieber Herr, ich wünsche Niemandem Böses, aber ein Postwagen nach Preußen ist sprichwörtlich in der Leute Mund, eine Buße für alle Sünden.“

„Es muß doch sein,“ sagte Grabow. „Ich hätte nicht gedacht, daß ich noch eine Erbschaft machen würde. Ich bin aus Preußen gebürtig, ganz oben nach Litthauen zu, ging früh in die Welt und ließ mich umherstoßen, links und

rechts. — Nun, ich habe in meinem Leben manches erfahren und bin dabei besser fortgekommen, wie viele, die längst unterm Rasen liegen. Bin gesund, wie ein Fisch, habe Würden und Ehren, eine Pension dazu, und hatte manche hübsche Gelegenheit auch einen guten Thaler zu sparen. Habt wohl gehört, Frau Margarethe," flüsterte er lachend, „wie's so im Kriege beim Freicorps hergeht. Das Mein und Dein wechselt da, wie Gestern und Heut, und ein Narr, der's nicht zu benutzen versteht." — Hier sah er über den Tisch den Kanzellisten scharf an, der unruhig auf seinem Stuhle hin und her rückte und die Augen auf den Teller heftete. „Mit einem Worte," fuhr Grabow fort, „ich habe genug in die Milch zu brocken, ständ ich auch nicht so allein in der weiten Welt. Könnte wohl meine Frau gut halten und meine Kinder dürften nicht hungern, jetzt aber fällt mir mehr zu, als ich erwartete. — Mein Bruder hatte das Freigut bekommen in Preußen und war sein Leben über ein sparsamer Mann. Nun ist der todt, ich bin der einzige Erbe. Ist ein feines Gut, will's aber verkaufen, mag nicht in dem einsamen Lande da oben leben. Hier in der Stadt, das Geld genommen, ein hübsches Haus und freundliche Gesichter darin, das ist so mein Geschmack."

„Nun," sagte Frau Margarethe mit mehr Freundlichkeit, als es Grabow gewohnt war, „wo ein Haus ist und ein schmucker Mann, dem's in den Taschen klimpert, hat's an Kranz und Ring niemals gefehlt."

Der Lieutenant sah eine Zeit lang ganz ernsthaft vor sich hin und schielte dann nach dem Fenster hinüber, wo



Elsbeth mit Eberhard schon lange heimlich sprach. — „Es ist eitel Thorheit, daran zu denken, Frau Margarethe,“ sagte er. „Ich bin kein sanftmüthiger Mann, ein alter Soldat, habe auch viele Launen, und was das schlimmste ist, ich weiß, wie leicht so ein junges Weib einen alten Mann unter den Pantoffel hat, und wie er nach ihrer Pfeife tanzen muß.“

„Männer müssen immer ein bißchen nach den Frauen hören, werther Herr Lieutenant,“ rief Margarethe lachend; „der da muß auch pariren und es geht ihm gut dabei.“

„Aber wo wäre wohl Eine, die es so redlich meinte wie Ihr,“ sagte Grabow, indem er aufstand. „Wie lange wird's noch mit mir, dann klopft der Sensemann an und Alles was ich habe wäre dann freilich ihr Eigenthum. — Da ist Elsbeth,“ fuhr er lustig fort, „bei der habe ich schon angefragt, aber da soll ich Wunder thun und dann wiederkommen.“ — Er sah sich nach den beiden um, sie waren aber hinausgegangen, und eine dicke Falte legte sich auf Grabow's Stirn, die er mühsam wieder fortbrachte. — Margarethe sagte nichts, der Kanzellist sah zum Fenster hinaus, ob Elsbeth etwa an der Thür stehe, der Lieutenant hing seinen Mantel um, und leise zog er aus der tiefen Tasche einen großen Beutel mit Kaffeebohnen, den er der Kanzellistin in die Hand drückte. — „Nehmt,“ sagte er, „ist für Euch bestimmt; Moccakaffee, bekommt ihn Niemand sonst, brennt ihn morgen früh, ganz heimlich.“

Margarethe schwankte einen Augenblick zwischen Furcht

und Freude. — „Wenn er es nur nicht erfährt,“ flüsterte sie und deutete auf ihren Mann, „oder ein Angeber gar.“ —

„Bah!“ sagte der Lieutenant; „thut mir leid, wenn Ihr Furcht habt; aber solcher Kaffee ist eine Seltenheit.“

In dem Augenblick machte der Kanzellist das Fenster zu, Margarethe steckte den Beutel unter die Schürze und escamotirte ihn in der nächsten Minute mit merkwürdiger Geschicklichkeit unter die Bettdecke. — Die wirthschaftliche Sparsamkeit hatte über alle Bedenken gesiegt, denn das furchtsame Geschlecht der Frauen ist durch nichts leichter zu bewegen, Staat und Gesetze zu verhöhnen, als wo es sich um häusliche Interessen handelt. Es liegt in ihnen ein angeborener Haß gegen Zoll und Mauth, sie sind die Freundinnen aller Pascher und paschen selbst, wo und wie es geht.

Der Lieutenant nahm nun schnellen Abschied, was vielleicht auch deshalb geschah, da er draußen lautes Lachen und Elisabeth's fröhliche Stimme hörte. Als er die Thür aufmachte stand sie an der Küche und Eberhard, vor ihr, hielt ihre Hand in den seinen. — „Du bist nicht klug,“ sagte sie, „der alte Eisenfresser! zum Todlachen wär's, wenn er sich verliebt hätte und zärtlich würde.“

„Wie Du nur darüber lachen kannst,“ sagte Eberhard traurig.

„Und wie Du nur darüber ernsthaft sein kannst,“ sprach sie dagegen. „Es ist gar zu lächerlich, diese Vogelscheuche als Bräutigam zu denken.“

Herr Grabow wußte nicht, was er denken sollte, galt das ihm, oder einem Andern? aber die dunkle Ahnung, mit der

sein Selbstgefühl stritt, erhöhte wenigstens den Zorn in ihm. Er schämte sich, gelauscht zu haben; die Thür riß er weit auf, schrie mit donnernder Stimme sein: „gute Nacht, alter Sergeant!“ und sprengte die beiden Verschworenen auseinander.

„Nun, Herr Musikant,“ sagte er so spaßhaft er konnte, „fort nach Haus, hier ist Feierabend für heute, begleite Er mich ein Stückchen. Er ist ein kluger junger Mensch, der mit dem Könige gesprochen hat, und dem ich gern auch guten Rath geben möchte.“

Eberhard nahm Abschied. Elisabeth aber reichte dem Lieutenant, der auch ihre Hand forderte, nur den kleinen Finger und sagte, „die übrigen Vier wären schon fort, er müsse sich mit dem einen begnügen.“

„Das ist der Goldfinger, der Ringfinger,“ erwiderte Grabow mit einem listigen Lachen, „ja, Elisabethchen, daran hab' ich auch genug. Bewahrst Du mir den nur, so will ich die übrigen vier wohl auch bald bekommen.“ — Er hielt den Finger mit Gewalt fest und wollte ihn küssen, als das übermüthige Mädchen Daumen und Zeigefinger zusammenbog und in demselben Augenblicke, wo seine Lippen die Fingerspitzen berührten, so unsanft seine Nase traf, daß er zurückflog und sie losließ.

„Das nehmt für Eure losen Worte, böser Herr,“ rief sie laut lachend, „womit Ihr mir solche hohe Ehren und Gedanken in den Kopf setzen wollt. Gute Nacht, mächtigster Herr Lieutenant, und Du Eberhard, denke daran, was ich gesagt habe.“

So sprang sie in die Stube zurück und der blasse Kanzellist mit dem Lichte in der Hand verzerrte sein Gesicht zu ei-

nem halb ängstlichen halb triumphirenden Lächeln, als der Lieutenant mit einem Fluche die Perücke zurecht schob, welche ihre stolze Haltung verloren hatte. „Der Schelm,“ sagte er halb laut, „Spaß ist Spaß, aber er soll bald sehen, daß Ernst Ernst haben will.“ So ging er fort.

Eberhard ging schweigend an seiner Seite, und dankte Gott, daß der Lieutenant nichts fragte, denn der unverhoffte Nasenstüber hatte ihn so lustig gestimmt, daß er ihm in's Gesicht gelacht hätte, wäre irgend seine Zunge gelöst worden. An der nächsten Ecke wollte er sich auf und davon machen und eben faßte er nach dem Hut, als Grabow ihn anredete.

„Ich habe immer geglaubt,“ sagte der Lieutenant, „daß Er ein Berliner wäre.“

„Ich bin auch einer,“ meinte der Musikant.

„Das hat Er zwar dem Könige heut auch gesagt,“ fuhr der Lieutenant fort, „aber Er hat ihm was vorgelogen. Lüg' Er nicht, ich weiß es besser.“

„Dho!“ rief der junge Mensch, „ich weiß es aber noch besser.“

„Laßt's ja nicht laut werden,“ sagte Grabow. „Er ist groß und schlank, gäbe einen prächtigen Grenadier; dahinter sind sie her, ist ein seltnes Wild.“

„Ich fürchte mich nicht,“ sagte Eberhard. „Wenn ich auch nicht hier geboren wurde, so ward ich doch in der Stadt getauft, was eben so gut ist. — Meine Mutter wollte ihre Niederkunft hier halten, wie es alle Mütter thun aus den Orten weit und breit, um ihre Kinder vor dem bunten Nocke zu schützen, weil Berlin einmal das Privilegium hat, daß kei-

ner Soldat zu werden braucht. Sie war aber zu spät ausgefahren und so wurde ich freilich vor dem Thore geboren, aber gleich herein gebracht und getauft.“

„So steht's also,“ murmelte Grabow vor sich hin. — „Ich würd's aber doch keinem sagen,“ fügte er laut hinzu.

Eberhard schien über diese Antwort ein wenig betroffen. „Was hab ich denn zu fürchten,“ sagte er zaghaft, aber Grabow antwortete nur mit seinem heiseren spöttischen Lachen. Dann streckte er die Hand aus und sagte: „Hört, Musikant, Euer Weg geht dort und der meine hierhin. Lauft was Ihr könnt, junger Mensch, und hütet Euch in meine Färthe zu gerathen. Wißt, es hat noch Niemandem gut gethan, der mit dem Grabow in Streit gerieth, oder ihm etwas nehmen wollte, was er für sich bestimmt hatte. Gute Nacht, Musikant; pfeif Er sich Lieder auf seiner Päckelflöte soviel Er will, aber flöte Er nicht der Elsbeth in die Ohren, und wenn Er vernünftig wäre, blieb er fort aus dem Hause des Kanzellisten, denn was Er denkt, daraus kann doch niemals etwas werden. — Verstanden?“ — Er wickelte den flatternden Soldatenmantel fester um seinen breiten Körper, nickte drohend mit dem Kopfe und schritt dann um die Ecke.

Eberhard sandte ihm ein lautes Gelächter nach, das Grabow empfindlich sein mußte, denn einen Augenblick stand er still, als wollte er umkehren, und hob drohend den Arm mit dem dicken spanischen Rohr auf, gleich darauf besann er sich aber eines Besseren und eilte, so schnell er konnte, davon.

„Der alte Narr!“ rief der junge Musiker. „Es ist also wahr, er hat seine Absichten auf Elsbeth. Gott steh uns

bei! Ist es möglich, dieß seltsame rothäugige Geschöpf und das liebe blanke Mädchen, wo Alles zu einem reinen Accorde stimmt. — Pfui Teufel!“ sagte er dann lachend und wischte sich die Stirn, „was sind das für Gedanken, Eberhard. Und wenn er so reich wäre, wie alle römische Kaiser und ein römischer Kaiser selbst, sie sagte doch nicht ja.“ Dann schlug er sich an den Kopf und rief: „Welcher Satan plagte mich denn, daß ich mit dem böshaften Kerl so vertraulich werden konnte. Ach! was thut’s,“ meinte er dann lachend, „laß ihn böshaft sein, wie er will, die Elisabeth liebt mich und nimmt keinen Andern als mich — vorausgesetzt, daß ich Brot für eine Frau habe,“ setzte er bedächtiger hinzu. Während er nun in tiefen Gedanken über die Auslegung des Wörtchens Brot, an welcher schon so manche Liebe auf Erden zerschellte, und unter allen Hoffnungsträumen eines heißblütigen Jünglings seinen Weg verfolgte, schritt auch Grabow rüstig seiner entfernten Wohnung zu. Diese lag in einer der schmalen Gassen der innern Stadt, in einem jener kleinen, hölzernen vom Zahn der Zeit verrotteten und verkrümmten Häuser, wie sie jetzt kaum mehr in wenigen zerstreuten Exemplaren aufzufinden sind. Die Stufen von ausgetretenem Sandstein, in welchem sich tiefe Pfützen Regenwasser gesammelt hatten, führten an eine schmale Hausthür, deren dunkles Schnitzwerk und rostige Nagelköpfe, welche ihre Fläche schachbrettförmig überdeckten, mehr als ein Jahrhundert zu verkünden schienen. Zwischen einem Zierrath von Eisenblättern hing ein alter Klopfer, den Grabow, nachdem er vorsichtig den Regenschächern ausgewichen war, leise bewegte und dann horchend sein Ohr an

die Thür lehnte. Nach einiger Zeit erst that er einen stärkeren Schlag, und nun rauschte drinnen ein schnarrender Tritt, ein Riegel ward fortgezogen, und eine ziemlich alte Frau, eine Lampe in der Hand, öffnete das schwere Schloß. — Es war ein faltenreiches, merkwürdiges Gesicht, das beim Anblick des Lieutenants einen höchst lächerlichen Versuch machte, so viel Liebenswürdigkeit und Güte, wie möglich in diese zerknitterten Züge zu bringen. Klein und behend, wie sie war, vermehrte die runde bepuffte weiße Mütze auf ihrem Kopfe das Sonderbare ihres Anblicks. Das Gesicht mit seinen abgemagerten Theilen sah gespensterhaft bleich und spitz zwischen den langen Haubenstrichen hervor, und fadenartig leuchteten ein Paar hellgrüne Augen mit verliebtem Schmachten und Schmolten dem Lieutenant entgegen. Uebrigens lag in der Erscheinung dieser Frau eine gewisse Sauberkeit und zur Schau getragener Wohlstand. Ihr schwarzes Camisol war von Seide, das weiße Tuch darüber, das den Hals züchtig umhüllte, von Battist, und der weite Abstand ihrer Röcke zeigte, daß sie Fischbein bezahlen konnte. Dieser Schimmer des Wohlstandes und großer Sauberkeit ward auch auf der Hausflur sichtbar, die mit rothen Ziegeln ausgelegt, mit Sand bestreut und die Wände weiß getüncht, freundlicher ausah, als das Alter des Gebäudes es vermuthen ließ. — Die alte Dame machte einen tiefen Knix und ließ einen hörbaren Seufzer erschallen. — „Wie lange habe ich gewartet und mich abgeängstigt, daß Ihnen ein Unheil wiederfahren sein könnte, werthester Herr Lieutenant,“ sagte sie. „Es ist heut ja neun Uhr vorüber, so spät sind Sie noch niemals

nach Haus gekommen. Ist das Recht, eine Frau so in Furcht zu setzen? kann ein ehrbarer Mann das verantworten? — Wo stecken Sie denn alle Abende, du lieber Gott! und lassen mich immer mehr allein, statt Sie sonst so schöne Gespräche mit einer armen Wittwe pflogen, die ihr gerührtes Herz Ihnen aufschloß und einen Freund gefunden zu haben glaubte, der die Einsamkeit eines traurigen Wittwenlebens zu versüßen, von Gott gesandt schien. — Nun aber sehe ich wohl ein, fuhr sie fort, indem sie ihre heftige Stimme nach und nach in Rührung schmelzen ließ, Treue muß man nicht bei den Männern suchen, ach! sie verdienen den Gram unserer Herzen nicht, und, wie mein Seliger so oft sagte: Katharine, glaube mir, sie taugen Alle nichts! So ist es in dieser bösen Welt.“

Als der Lieutenant diese und eine unerschöpfliche Reihe von Klagen und Aussprüchen des Seligen hörte, schien er große Lust zu haben, seinem Spott freie Zügel zu lassen, indeß besann er sich, daß er Rücksichten zu nehmen hatte. Er wohnte bei der Wittwe äußerst billig, und indem er ihren Heirathshoffnungen von Zeit zu Zeit frisches Futter reichete, erhielt er dafür nicht allein irdische Speise in Hülle und Fülle, sondern auch auserwählte Leckereien nebst jeder möglichen Bequemlichkeit, die er wünschen konnte. In diesem Hause, so alt und haufällig es ausah, hatte der Selige, der sein Lebenslang mit Watten und Strümpfen handelte, ein gar nicht so geringes Vermögen zusammengeschachert, das seiner kinderlosen Wittwe einzig und allein zugefallen war. Und Frau Katharine wußte den Mammon zusammenzuhalten.



Denn so verschwenderisch sie war, wenn es galt, dem herzlieben Herrn Lieutenant ein verdecktes Gerichtchen zu verschaffen, so hungrig sah es sonst in den festverschlossenen Schränken aus. Täglich hörte Grabow den Zank über die Gefräßigkeit des kleinen Dienstmädchens, die, aus dem Waisenhanse von der sparsamen Frau geholt, wie ein Schatten im Hanse umherschlich, und mit dem Skelett einer Katze sich um den Preis der Magerkeit stritt; auch wußte er sehr wohl, daß Jedermann überzeugt war, der Selige sei den Hungertod gestorben, ein Schicksal, dem er sich keinesweges aussetzen wollte. Aber er meinte auch diese mörderische Leidenschaft wohl zur Vernunft zu bringen, und wäre die Anfechtung seines alten Fleisches für die blonde Tochter des Kanzellisten nicht dazwischen gekommen, er hätte die ehrbare Wittve sicher glücklich gemacht. Damit war es nun aber ganz und gar vorbei, und wie die Liebe, wenn die Flamme, welche sie nährte verbraucht ist, einen immer stärkeren Widerwillen gegen den unglücklichen zärtlichen Gegenstand erzeugt, so brummte der Lieutenant auch einen schlimmen Fluch über die alte verliebte Märrin und schwor, daß es Zeit sei, sie sich vom Halse zu schaffen. Er that das aber nur innerlich, sichtlich war er so mildfreundlich und traulich, als er konnte. Er schimpfte auf Geschäfte und alte Freunde, die ihn nicht loslassen wollten, seufzte über die verkehrte Welt und die schlechten Menschen darin, erzählte ein Paar Zaubergeschichten von Betrügereien, deren Opfer er gewesen, und hatte in wenigen Minuten den Frieden schon so weit hergestellt, daß die Wittve, als er über schwere

Ermüdung, Frost und Kopfschmerz klagte, ihn nicht eher entlassen wollte, bis er ein Glas warmes Bier gegen Erkältung genossen hätte. — Der Lieutenant ließ es sich gefallen, und während er trank und die Frau ihn tröstete und erzählte, prüfte er noch einmal die Tassen von altem Porcellan, die silbernen Löffel und die mancherlei Vorzüge, welche sie vor der armen Elisabeth hatte, die nichts besaß als ihre blonden Flechten und den jungen Körper. Es war ein schwerer Seelenkampf, der um so stärker wüthete, als die Wittwe ihm zutraulich eröffnete, ein Prozeß mit einem blutarmen Verwandten sei entschieden, und eine hübsche Summe, welche sie sonst aus dem Nachlaß ihres Seligen zahlen mußte, verbleibe ihr nun auch. Das alte wurmfstichige Haus werde sie zwar nie verlassen, da ohne Niemand so leicht, daß Geld und Gut darin sei, aber reichlich solle es darin hergehen und pflegen wolle sie ihre alten Tage.

Grabow hatte sich in ein stilles Entzücken versenkt, als er aber aufblickte, war Alles vorbei. Der greise Kopf ihm gegenüber, wackelte auf dem schmalen gelben Halse, und Elisabeth — wie weiß und fein schwebte sie an ihm vorüber! — Er stand auf und trotz der Bitten der Wittwe entfernte er sich, so schnell er konnte. An der Thür fragte er, ob Dubois zu Haus sei, und da er sich überwand und der Wittwe die Hand küßte, verging ihr Mergel in einem süßen Lächeln.

„Der ausländische Mensch sitzt längst oben,“ sagte sie, „aber der soll mir nächstens aus dem Hause.“

„Warum denn?“ versetzte Grabow. — „Ist ein Dummkopf zwar, aber ein guter Kerl.“

„Von der Regie!“ rief die Wittwe, „das sind alles Spitzhuben. — Und wenn Sie wüßten, wie er sitzt und mich ansieht und Gesichter schneidet.“ — Sie legte beschämt die Hände vor die Augen, aus denen ein gewisser Stolz leuchtete.

„Bah!“ meinte der Lieutenant lachend, indem er ihr die Hände fortzog, „verdank's ihm nicht, wer könnte da gleichgültig bleiben.“

„O pfui!“ sagte Katharine fichernd, „warten Sie — Sie böser Mann.“

Sie gab ihm einen zärtlichen Schlag auf den Mund, indem sie an ihm emporhüpfte, aber Grabow ergriff die Flucht und hörte hinter sich noch ihre besorgten Rathschläge, sich ja warm zu halten und dergleichen, die er mit einigen schwachtenden Gegenwünschen erwiderte. Als er die alte Treppe hinaufflieg faßte er seine Entschlüsse, und diese waren so verrätherischer Art, daß er die magere Kaze, welche ihm miauend und störend in den Weg kam, im Ausbruch heftiger Bewegung mit dem Fuß die Stufen hinunterschleuderte. Dann wand er sich durch ein Labyrinth alter Schränke und Kisten des seligen Strumpfwegers, um fünf Ecken und Schornsteinwände, bis er an eine niedrige etwas verborgene Thür gelangte, die er sofort mit einem kräftigen Druck auf das wankende Schloß, öffnete.

Ein niedriges herabgelesenes Zimmer that sich auf; eine Hexenfüche von allerlei seltsamen alten Gerümpel, das bunt durcheinander stand und lag. Einer jener alten ungeheuern

Oefen von schwarzen Kacheln mit eingebrannten Zierrathen, stand auf hohen geschnörfelten Füßen an der Hinterwand. Das Feuer brannte hell darin, aber es mußte doch kalt sein, denn vor der geöffneten Ofenthür saß in einem alten Lehnstuhl ein Mann, der sich in einen alten Pelz gewickelt hatte, dessen Kragen bis über die Ohren reichte. Sein lauges schmales Gesicht, die hervorstehende Nase und sein Schädel mit der weißen Zipfelmütze, die kerzengerade emporstand, waren vom Feuerschein überglänzt. Hinter ihm auf der spitzen Ecke des hohen Stuhles hing seine Perücke und die bewegliche Flamme spiegelte an den dunkeln Wänden hin, über den alten Hausrock und das Gardinenbett in der Ecke.

Als Grabow eintrat, sah der Mann einen Augenblick auf, dann wendete er gleichgültig den Kopf zurück in die alte Stellung, streckte seine Füße mehr gegen das Feuer aus und blies aus der langen weißen Thonpfeife mit der Rosenspitze eine stärkere Dampfwolke, die ihn ganz in göttlichen Nimbus hüllte. Grabow setzte sein Licht auf den Tisch, trat, ohne ein Wort zu sprechen, an das Fenster, holte aus der Ecke eine ähnliche Pfeife und Taback, stopfte, zündete an, ergriff dann einen Stuhl, setzte diesen dem Andern gegenüber und begann nun mit derselben Schweigsamkeit und demselben Eifer zu rauchen.

Bald war das kleine Zimmer ganz mit Rauch angefüllt. Grabow hatte auch seinen Haarschmuck abgezogen und eine Nachtmütze aufgesetzt, die Flamme im Ofen brannte nieder, die rothen Kohlen wurden nur zuweilen von Windstößen frischer angefaßt, welche durch Schlott und Röhre

herabfuhren. Ein heller Schein durchbrach dann die Dämmerung, beleuchtete die Gesichter der Beiden, und erlaubte ihnen sich gegenseitig zu betrachten, was sie mit dem Ausdruck der größten Ruhe und Gleichgültigkeit thaten. Die Lichter auf dem Tisch erloschen fast in ihren langen Schnuppen, draußen auf dem Gange sprach die alte Uhr mit Tick und Tack eintönig herein, die Katze miaute dazu, die kleinen grünen, verblindeten Scheiben zitterten leise dazwischen in der Bleieinfassung, und schauderten über die kalten Regentropfen, welche Wind und Nacht ihnen zuwarfen. — Noch immer verharrten die zwei in ihrer Stille, bis plötzlich der im Pelze eine Bewegung mit der Hand nach seinem Halse machte und mit fremdlautender Betonung sagte: „eine große Kälte heut hier.“

Hierauf folgte ein langes Schweigen. Die Uhr schlug draußen, die Katze schrie jämmerlich, der Regen flog hastig mit einem Windstoß über die Fenster hin. Der Mann schüttelte sich, sagte aber nichts, bis er nach einiger Zeit vor sich hinbrummte: „Kalt, wie der Teufel hier.“

Nun richtete Grabow die Augen auf ihn, sah ihn lange an, schüttelte dann den Kopf und versank wieder in Nachdenken. — Der Mann im Pelze sagte auch nichts, aber er begegnete den Blicken seines Gefährten. Endlich stieß er mit dem Fuße eine verlöschende Kohle in den Ofen zurück und flüsterte halblaut: „Ist ein viel schlimmes Land, das Deutschland.“

Grabow ließ die Pfeife sinken, legte beide Hände auf die Seitenwände des Stuhls und betrachtete den Andern.

„Controleur von der Regie,“ sagte er dann langsam, „seid ja heut verflucht gesprächig.“

Nun war es wieder still; beide rauchten, aber die Unterhaltung war eröffnet und wurde in langen Zwischenräumen fortgesetzt.

„Altes Haus, wird bald umstürzen,“ sagte der Controleur.

„Könnt warm drin sitzen, so lange Ihr lebt.“

„Will fort.“ —

„Warum?“

„Bin krank hier.“ —

„Seid verliebt.“ —

„Diable vous porte!“

„Controleur von der Regie, habt ein Auge auf die hübsche Wittve geworfen.“

„Monsieur Lieutenant!“ rief der Controleur mit einem wilden Blicke und wickelte den Kopf aus dem Pelz, indem er die Flügel seiner großen Nase auf und zuklappte. — Grabow sah ihn ruhig an, der Controleur fiel wieder in den Stuhl zurück und hielt die Pfeife weit vor sich ausgestreckt.

„Hilft Euch nichts, Dubois,“ sagte Grabow nach einer sehr langen Pause, „will mit Euch reden.“ — Der Controleur sah ihn scharf an. — „Will Euch sagen,“ flüsterte Grabow, „daß Euer Glück gemacht ist. — Denkt, ich will die Wittve haben, will sie aber nicht, hab etwas Anderes auf's Rohr genommen. Verstanden?“ — Der Controleur nickte gravitatisch, aber in seinen Augen funkelte es, er sah

den Lieutenant fragend an. „Ich verschaffe sie Euch,“ sagte Grabow, „Ihr müßt mir aber auch helfen.“ — Der Controleur versuchte zu lachen und nickte wieder. Nun rückte Grabow dicht heran und sprach ganz heimlich mit ihm, Dinge, über welche Dubois so freundlich wurde, als er konnte. — „Also ein Mann ein Wort,“ sagte der Lieutenant, „und pünktlich.“

„Werde Alles machen,“ versetzte der Controleur, „Alles gut. Morgen will ich früh gehen, schreib den Namen und die Wohnung auf, soll schnell besorgt sein.“ — Grabow nahm sein Licht und seine Perücke, der Controleur war in seine alte Stellung gesunken. Er ging hinaus, ohne ihn zu stören. Seine Wohnung war auf der andern Seite des Hauses, sie war geräumiger und selbst bequemer. Zuerst verriegelte er die Thür, dann zog er seinen Nachtmantel an, spärrte vorsichtig alle Winkel und schlich zuletzt in die Kammer, wo er ein altes festes Pult aufschloß, leise die versteckten Fächer öffnete und mit wollustvoller Gier in den Kasten umherwühlte. Wenn es wie Geld klang, hielt er schnell ein und sah umher, dann zählte er die Beutel und Päckchen, rechnete zusammen und sprang mit Entsetzen auf, als eine Maus mit einem Papter auf der Diele raschelte. Endlich war er befriedigt, und wie er den Schlüssel zu sich steckte, sagte er: „Ich brauche das Geld der alten Hexe nicht. Wahrhaftig, ich bin nicht geizig, die Elisabeth wird mir viel kosten und sie hat nichts, aber ich möchte sie doch nicht missen. Wenn's nur erst so weit wäre mit uns.“

## 3.

Am nächsten Tage in der zehnten Morgenstunde war die Küche bei dem Kanzellisten vorsichtig verriegelt. Der Mann war nach dem Kriegscollegio, Elisabeth hatte einen weiten Gang thun müssen, so war denn Frau Margarethe allein an dem stattlichen Feuer, auf welchem sich langsam die Blechtrommel mit dem kostbaren Kaffee drehte. Aber das Gewissen schlägt allen Sündern, den großen wie den kleinen, so konnte es denn nicht fehlen, daß die Kanzellistin ängstlich bald rechts bald links sah, bald die Trommel festhielt und athemlos nach jedem Geräusch horchte, bald heimliche Stoßseufzer ausstieß über den Rauch und den bläulichen Dufte, der sich verbreitete, endlich aber in allem Ernst wünschte, sie hätte sich nicht in solche Gefahr begeben. Wer jedoch darin ist, der muß durch. Sie hielt nicht ein, sondern betrieb ihr Geschäft nur um so eifriger; bald schwigten und knallten die Bohnen, jetzt war er fertig, sie schüttete ihn aus in die große Schüssel, freute sich, wie blank und braun er war, und sagte eben leise: „Gott Lob und Dank! es ist vorbei; aber in meinem Leben stehe ich diese Angst nicht wieder aus,“ als plötzlich mit starker Hand an die Thür gepocht wurde. — Vor Schreck ließ Margarethe den Blechlöffel fallen, mit dem sie den Kaffee rührte; sie zitterte an allen Gliedern, ihre ganze Zukunft, das Aussehen, die Strafe, vor allem aber der Zorn ihres Mannes trat mit größerem Entsetzen vor ihre Seele, als mancher Verbrecher die Criminalrichter an seine Thür klopfen hört. Sie wollte das arge Geschenk verbergen oder vernichten, als das Pochen sich heftiger wiederholte und eine



heifere, fremde Stimme draußen sagte: „Aufgemacht, aufgemacht! nicht geleugnet; im Namen des Königs, aufgemacht!“

Bei diesen schrecklichen Worten ließ Margarethe die Schlüssel fallen, die in Stücken zertrümmert, den ganzen Inhalt über den Boden verbreitete. „O! Jesus,“ sagte sie die Hände faltend, „es ist ein Kaffeeriecher, ich bin verloren.“ — Dieser spaßhafte Name, der für uns so viel Lächerliches hat, war damals aber ein überaus gefürchteter. Die Regie hielt Aufspäßer mit wohleingerichteten Nasen, welche in allen Straßen umherspazierten, und wo der penetrante Duft frischgebrannten Kaffee's ihnen zuslog, da brachen sie in die Häuser immer dem Dufte nach und überraschten die Strafbaren, welche bedeutende Buße zahlen mußten.

„Wollt Ihr den Augenblick öffnen?“ rief die Stimme draußen nun mit erhöhter Wildheit. Da überkam Frau Margarethen der Stoicismus der Verzweiflung, sie schob den Kiegel zurück, und vor ihr stand der Controleur Dubois, der mit einem grimmigen Lächeln die Kaffeepflanzung auf dem Boden beschaute, mit der einen Hand drohte und mit der andern ein ungeheuer großes Stück Papier aus seiner Brusttasche zog.

„Gnädiger Gott!“ rief die arme Frau, „haben Sie doch Erbarmen, lieber Herr, ich schwör es Ihnen, es ist das erste Mal in meinem Leben und soll auch das letzte sein.“

„Nichts Erbarmen,“ erwiderte der Franzose sehr gleichmüthig. „Wie heißt Sie?“ — „Ich will ja bezahlen, was es macht,“ sagte Margarethe, und suchte sich an seinen Arm

zu klammern; „ach, allerliebster Herr Controleur, ich will noch mehr geben, aber lassen Sie Ihre Papiere stecken, und daß es mein Mann nicht erfährt, er ist ja in des Königs Diensten.“

„In des Königs Diensten?“ rief der Controleur. „Gut, ist um so schlimmer, muß noch mehr bestraft werden, muß abgesetzt werden; schlechter Diener.“

Diese unverhoffte Vermehrung ihrer Leiden brachte die arme Frau völlig außer sich. Sie brach in heftiges Weinen aus, rang die Hände, und war nach einigen eben so fruchtlosen Versuchen, das Gemüth des Kaffeeriechers zu erweichen, im Begriff halb ohnmächtig zu seinen Füßen zu sinken, als plötzlich Grabow hereintrat.

„Was zum Teufel giebt es hier?“ sagte er mit seiner polternden Heftigkeit. „Was habt Ihr mit der Frau vor, Herr Franzos von der Regie?“

Statt aller Antwort wies Dubois auf die Kaffeebohnen.

Grabow lachte laut auf. „Ist das Eure ganze Verzweiflung, Frau Margarethe,“ schrie er. „Möhren Element! darum vergießt keine Thränen und ringt Euch die Hände wund. Hört, Ihr da, Controleur von der Regie, holt Euer verdammtes Papier heraus und schreibt auf. Der Kaffee da ist mein, ich gab ihn der Frau zum brennen; ich, Balthasar Grabow, Lieutenant auf Pension, ich bin für Alles verantwortlich, bezahle die Strafe, und nun laßt mir die gute Frau in Ruh, Franzos.“

„Nehmt Euch in Acht, Herr,“ sagte der Controleur

aufgebracht, „wenn Ihr mich beleidigt, wird es Euch schlecht bekommen.“

„Vorwärts Mann,“ schrie der Lieutenant dagegen, und zeigte ihm den dicken Stock, „meinen Namen wißt Ihr und nun fort mit Euch.“

Der Controleur schrieb und drohte abwechselnd, aber Grabow lachte ihn aus und als Dubois fertig war und ging, warf er die Thür kräftig hinter ihm zu. „Hinaus mit dem Schelm,“ sagte er, „muß ihn der Teufel plagen und Euch überraschen. Aber grämt Euch nicht, Frau, Alles ist abgemacht. Sucht die Kaffeebohnen auf und kauft eine neue Schüssel, die ich bezahlen will, so wahr ich ein ehrlicher Kerl bin.“

„O, mein werther Herr!“ rief die arme Frau entzückt, „wie soll ich Ihnen danken.“ Sie wollte ihm in ihrem Entzücken die Hand küssen, aber Grabow faßte sie um und drückte einen herzhaften Kuß auf ihre Lippen. — „Ihr sollt meine gute Freundin sein, liebe Frau Margarethe,“ sagte er; „und den alten Grabow nicht schelten, der es herzlich gut mit Euch und Allen hier meint.“

Er half nun, so viel er konnte den Kaffee auslesen und die Trümmer fortbringen, weil der Sergeant, wie er ihn nannte, eine feine Nase habe und doch nichts riechen dürfe. Das Bücken ward ihm sauer, und Margarethe wehrte ihm so viel sie konnte, aber er wollte sich so jugendlich als möglich zeigen, und lachte heimlich auch dabei über seine wohlfeile Geldenthat, die sie zu rühmen nicht aufhören konnte.

Endlich war Alles abgethan, Margarethens Angst hatte sich in Freude aufgelöst, und als nun Grabow bei ihr in der Stube saß, wußte sie, in Anerkennung seiner Verdienste, kaum, mit welcher Auszeichnung sie ihn behandeln und bewirthen sollte. Der Lieutenant schlug jedoch standhaft Alles aus. Niemand, sagte er, solle wissen, daß er hier gewesen sei, Zufall habe ihn hergeführt, zu Haus sei es einsam und verdrüßlich, und nach diesem Eingange wußte er geschickt das Gespräch dahin zu bringen, wo er es gestern gelassen hatte.

„Ich würde noch einmal jung werden,“ sagte er endlich nach vielem Hin- und Herreden, „wenn ich immer so mit meinen Freunden leben könnte. Was hilft mir mein Geld und Gut, ich habe kein Wesen auf der Welt, mit dem ich es theilen könnte.“

„Darum, lieber Herr Lieutenant,“ erwiederte Margarethe, „müssen Sie eine Frau nehmen, die es brav mit Ihnen meint; dazu ist der Mensch niemals zu alt auf Erden.“

Das war es, was Grabow wollte. „Hört mich an, Frau Margarethe,“ sagte er und ergriff ihre Hand. „Ich habe zwölf volle Tausend gespart, dann das Gütchen in Preußen und meine Pension. Eine Frau zu nehmen, ist mir oft schon eingefallen, ich könnte sie in Ehren und Würden bringen, aber ich habe noch immer keine gefunden, zu der ich das rechte Herz hätte. Jetzt ist mir aber geworden, wonach ich so lange suchte, Ihr werdet wohl wissen, wen ich meine?“

Seit gestern Abend hatte Margarethe daran gedacht, und während der Nacht manche Möglichkeit abgewogen.

Oftmals, schon früher, hatte sie den Lieutenant beobachtet, wenn er mit Elisabeth sprach, aber was sie Anfangs abscheulich und lächerlich gefunden hatte, war ihr seit wenigen Stunden im ganz andern Lichte erschienen. — Er war zwar ein Mann, wie ihn wenig junge Mädchen wünschen, alt und häßlich, von heftiger Gemüthsart und unheimlichen, frechen Sitten; aber er konnte auch verständig sein, er hatte einen Rang, er hatte Geld, Elisabeth war arm, und wenn der alte Mann todt war, gehörte ihr Alles. — So speculiren Mütter oft, die ihre Kinder zärtlich lieben. Die Liebe gerade ist es, welche sie treibt, verständig zu handeln, wie sie es nennen, und ein Glück nicht von der Hand zu weisen, um die kindische Leidenschaft eines jungen unersahnen Herzens, das der bessern Einsicht nicht fähig ist.

Frau Margarethe hatte es in der Nacht gar nicht so unannehmbar gefunden, wenn Elisabeth Frau Lieutenantin würde. Träume fügen sich zu Träumen. Sie hatte mit mütterlicher Freude daran gedacht, wie schön es wäre, eine gut versorgte, wohlhabende Tochter zu besitzen, die hinter großen, hellen Fenstern im bequemen Polsterstuhle, eine Reihe Zimmer hinabschauen könnte, in denen Sauberkeit und Reichthum walteten. Ueber so etwas vergißt manches Mutterkind das Herzleid. Elisabeth's leichter Sinn schien ihr ganz dazu gemacht, andere Dinge aufzuwiegen, zudem, sagte sie sich, ist ihr Herz noch frei, denn Eberhard ist ja ein armer Knabe, der doch an nichts Ernstliches denken kann. Sie mit ihrem lustigen Wesen wird den Gram auch leicht überstehen. Rang und Reichthum, was giebt es schöneres in der Welt!

Den alten Mann wird sie schon gehorsam machen, und dann kann sie herrlich und in Freuden leben.

Alle diese Gedanken gingen ihr nun wieder durch den Kopf. Sie war ganz umgewandelt. Der Lieutenant schien ihr der Mann gar nicht mehr, den sie gestern noch gehaßt hatte. Gewiß hatte er bei aller Rauheit doch ein gutes weiches Herz, das hatte er ja so eben bewiesen; er würde die Elisabeth auf den Händen tragen, gewiß, das würde er, und wie sie ihn ansah, kam er ihr auch gar nicht so häßlich vor. Seine hohe Gestalt hatte etwas Würdiges; es war ein gesetzter, ernster Mann, und welche Vortheile für eine arme Familie brachte er mit sich! Ihre Eitelkeit spreizte sich. Ein solcher Mann konnte wohl wo anders anklopfen. Sübsche Mädchen, die alte Männer heirathen, hat es von jeher genug in der Welt gegeben, viel stolzere Mütter würden ihn nicht abweisen. Frau Margarethe erwiderte daher mit innerm freudigem Lächeln: „Ich kann es mir wohl denken, werther Herr, wen Sie meinen.“

„Nun, und was sagt Ihr dazu?“ rief Grabow.

„Viel zu große Ehre für uns arme Leute. Ach! mein Gott, was sollte die Welt denken, wenn Elisabeth so hoch hinaus wollte.“

„Laßt sie denken was sie will,“ sagte der Lieutenant, „nichts ist schlechter und ungerechter, als die Meinung der Menschen. Ihr allein, gute Frau Margarethe, sollt darüber entscheiden. Wollt Ihr mir Elisabeth zur Frau geben?“

„Ich? — ja, ich will gewiß,“ sprach sie zögernd, „aber mein Mann und — und —“

„Und Elisabeth,“ fiel Grabow ein; „freilich wohl, da wird mein Glück zertrümmern, wenn Ihr nicht meine gütige Fürsprecherin seid. Ich meine es ehrlich und recht mit ihr; ich will sie halten wie mein Kind und meine liebste Freundin zugleich. — Ich weiß wohl,“ sagte er traurig, „wie wenig ich ihr gefallen kann; aber sie muß es recht bedenken, daß ich es vorhabe, sie auch glücklich zu machen, so viel ich vermag. — Was Euren Mann betrifft, so hab ich schon mit ihm gesprochen. Er ist mir nicht entgegen, aber er sagt, wie Ihr sagt; er kann sein Kind nicht zwingen, und das will ich auch nicht, Gott soll uns behüten! wenn sie mich nicht mag, so habe ich nichts gesprochen.“

Nun trat eine Pause ein, nach welcher Margarethe mit vieler Entschlossenheit sagte: „Ich werde mit ihr reden, wie eine Mutter reden muß, die das Glück ihres Kindes will. Elisabeth ist immer ein folgsames gutes Kind gewesen.“

„Fromm und ehrbar erzogen,“ fiel der Lieutenant mit Salbung ein. „Wer Vater und Mutter ehrt und ihrem Willen folgt, dem wird es wohlgehn auf Erden.“

Dieser heilige Spruch fiel auf keinen schlechten Boden. Er entzündete Margarethens Bewußtsein. „Ich bin überzeugt,“ sagte sie mit Thränen in den Augen, „daß mein Kind hören wird, was ich und ihr Vater sprechen. Sie muß Gottes Finger erkennen, daß ein so würdiger Mann sie zur Frau begehrt, und ich denke — Lassen Sie mich nur machen, lieber Herr, es soll sich Alles bald fügen und schicken.“

„Und das sollt Ihr niemals bereuen, Frau Mutter,“ rief Grabow freudig. „Ich will Euch Alle in den Stand

setzen ein gutes Leben zu führen, und ein Testament will ich gleich machen, daß Elisabeth meine einzige Erbin ist."

Hier schwieg er und legte den Finger auf den Mund, denn er hörte draußen die Stimme des Mädchens, das er begehrte, und fröhliche Worte und Lachen, mit welchem die Thür aufging. Elisabeth trat rasch herein und Grabow machte plötzlich ein ernstes Gesicht, als er den verhaßten Musikanten dicht hinterher kommen sah. „Gott steh uns bei!“ rief das übermüthige Mädchen, „da ist der Herr Lieutenant wirklich, wie er leibt und lebt. Ich habe meine Wette verloren!“

„Wie, Jungfer,“ sagte Grabow, „habt Ihr auf mich gewettet?“

„Wenn Sie's nicht übel nehmen, ja, mein werther Herr,“ erwiderte sie lachend. „Den Eberhard traf ich auf der Straße, der hatte Sie hier einpassiren sehen und sagte mir's. — Es ist nicht möglich, sagte ich. — Es ist gewiß, sagte er. — Nun erzählte er mir sonderbare Geschichten, da lachte ich noch mehr. — Du hast heut wieder mit dem König geredet, sagte ich, und bist in eine Art Wahnsinn gefallen. — Mein, sagte er, ich sehe nur allzu richtig. — Gut, sagte ich, willst Du wetten, es ist nicht wahr? — Ja, sagte er, ich will wetten, es ist wahr. — Da wetteten wir, und es ist wirklich wahr.“ — Sie sah den alten Liebhaber dabei mit so hellen spottenden Augen an und hielt Eberhard's Hand so fest in der ihren, als sie vor ihm stand, als wollte sie sagen: Nun weiß ich wirklich, alter Thor, daß es wahr ist, was ich nicht glauben konnte; aber hier steht der, den ich liebe, und ich will ihn nimmermehr von der Hand lassen.



Ehe der Lieutenant etwas erwidern konnte, war Margarethe sehr erzürnt dazwischen getreten. Ungestim trennte sie die beiden jungen Leute und ruckte Elisabeth's Arm heftig, zur Strafe. „Was sind das für alberne Streiche, Du unbesonnenes Mädchen,“ rief sie. „Hast Du nicht bessere Sitte gelernt? und Er, Vetter Eberhard, könnte auch etwas Gescheueres vornehmen, als in den Frühstunden auf den Straßen umherlaufen, um zu sehen, wer hier aus- und einpassirt. Wenn er einmal sein Brot in der Welt essen will, so nüz Er die Zeit und lern' Er was Rechtes, bis jetzt sieht es nicht danach aus.“

„Aber Frau Mühme,“ sagte Eberhard leise und roth vor Scham und Zorn, „ich habe so strenge Worte nicht verdient.“

„Mehr hat Er verdient,“ fiel Margarethe eifrig ein. „Ich habe es längst schon gemerkt, wie Er mit der Elisabeth zusammen Narrenstreiche treibt. Das soll aufhören, sage ich Ihm, Er hat hier nichts zu suchen.“

Eberhard nahm schweigend seinen Hut. Die Zornröthe in seinem Gesicht hatte einer tiefen Blässe Raum gegeben, seine Augen suchten kummervoll Elisabeth's Blicke, die um so heiterer und inniger glänzten. Plötzlich machte sie sich von der Hand ihrer Mutter los, schlang beide Arme um ihn und zog ihn nach der Thür. „Komm fort, Eberhard,“ sagte sie lachend, „hier wollen sie Dich nicht haben. Wenn man Dich aber aus dem Hause wirft, so will ich es thun und kein Anderer.“

„Willst Du hier bleiben, Elisabeth,“ rief Margarethe.

Die Tochter stand still und sah die Mutter fragend an. „Was ist denn geschehen?“ sagte sie. „Es ist nicht Dein Ernst, liebste Mutter.“

„Den Augenblick kommst Du hierher,“ rief Margarethe.

„So geh denn, guter Eberhard, und komm am Abend wieder. Die Mutter meint es so böse nicht, mein Vater liebt Dich, wie seinen Sohn, das weißt Du, und Elisabeth ist Deine beste Freundin für alle Zeit.“

„Wenn er vernünftig ist, mag er wiederkommen,“ sagte Margarethe beruhigter, „aber die Narretheien müssen aufhören, ich leide es partout nicht mehr.“

„Was giebt es denn hier?“ fragte der Kanzellist, der hereintrat, und dessen schweren Gang mit dem Stelzfuß nur der Lieutenant gehört zu haben schien, denn er war aufgestanden und zu seiner Beschützerin getreten, der er leise etwas zuflüsterte.

Margarethe schwieg und Grabow sagte: „Der Musikant da läuft auf den Straßen umher Deiner Tochter nach, Sergeant. Bringt das Kind in der Leute Gerede, das will die Mutter nicht leiden und hat ein gutes Recht dazu. Nun hat sie ihm etwas scharf eingeheizt, war aber so böse nicht gemeint. — Er hat mich verspottet, junger Mensch,“ fuhr er fort und wendete sich zu Eberhard, „das vergeb ich Ihm, aber denke Er daran, was ich Ihm gesagt habe.“

„Ich habe daran gedacht,“ erwiderte Eberhard mit steigendem Muth, „und was ich weiß und dachte, habe ich meiner Ruhme mitgetheilt. Wenn es wie Spott klang, so ist die Schuld nicht mein.“

„Was hat Er denn weises ausgedacht,“ rief Grabow.

„Wenn Sie es wissen wollen, so mögen Sie's hören. — Ich sagte meiner Muhme, daß Sie in alten Tagen den Hochzeitsrock anziehen und um sie werben wollten, das hätt' ich deutlich genug gemerkt. — Sie lachte mich aus, aber es ist wahr.“

„Und wenn es wahr wäre,“ sagte Grabow mit großer Ruhe, „was hat Er damit zu schaffen? — Hier stehen die Aeltern und dort das Mädchen, deren Sache ist es. — Wenn Vater und Mutter ja sagen, wenn Elisabeth deren Willen folgt, wie Gott es den guten Kindern befohlen hat, damit sie gesegnet seien, welchen Einspruch kann Er machen? — Wer ist Er, Musje Musikant, daß Er ein Recht hätte, in solche hochwichtige Sache einzusprechen, wo Verständige zu Rathe sitzen? — Er ist ein junger, unbesonnener Mensch, der nichts ist und nichts hat. Kaum hat Er die Knabenschuhe ausgetreten, Welt und Menschenschicksale kennt Er nur dem Namen nach. Kann Er etwa Ansprüche machen, seine Muhme zu ehelichen? Womit? Wovon? — Wo sind Seine Mittel, selbst wenn man Seine große Jugend nicht berücksichtigte — wo sind Seine Aussichten auf eine Zukunft, die Ihn und Sein Weib vor Hunger schützt? — Junger Mensch, lerne Er erkennen, daß Er auf schlimmen Wegen wandelt. Geh Er in sich, bete Er und arbeite. Viele Jahre werden vergehen, ehe Er im Stande ist, ernsthaft daran zu denken sich sein Haus zu bauen und ein Weib zu nehmen. Will Er Unglück über eine Familie bringen, die Ihn nur Gutes gethan hat? Will Er das Lebensglück eines guten Mädchens zerstören, und Fluch über Sein Haupt bringen?“

Eberhard sah ihn mit brennenden Augen an. Was der alte Mann sagte enthielt so viel Wahrheit, und doch war es eitel Lug und Trug, das fühlte er. Er ballte die Fäuste heftig zusammen, dann faßte er Elisabeth's Hand und sagte mit ersticker Stimme: „Ich liebe sie aus ganzer Seele; Gott wird uns helfen.“

Es lag etwas Heiliges in dieser Fülle glühender Leidenschaft, die sich dem Vernünftigen widersetzt. Der arme Eberhard! er hatte nichts als seine Liebe, die unter den Menschen ohne Geld und Gut, als eine Thorheit verdammt wird und verdammt werden muß.

„Er liebt sie also?“ sagte Grabow mit noch größerer Ruhe, „und wagt es, das laut zu sagen. Wer hat Ihm geheißen, sich dergleichen Narrheiten in den Kopf zu setzen? Sieht Er denn nicht ein, daß alle vernünftige Leute Ihn auslachen müssen? — Aber ehrlich ist es von Ihm, das zu gestehen, damit der Wahnsinn Ihm ausgetrieben werde, und redliche Aeltern ihr Kind schützen können.“

„Und darum,“ fiel Margarethe zornig ein, „ist es am besten, Er geht seinen Weg für sich und meidet unser Haus. Was will Er denn mit seiner sogenannten Liebe, die Er so unverschämt eingesteht? Er ist ein Kind und die Elisabeth auch, da thut die Zuchttruthe noth, um Vernunft hineinzubringen.“

„Ruhig, werthe Frau,“ sagte Grabow lachend, „der junge Mensch wird wohl zur Besinnung kommen. In seinen Jahren ist es ganz verzeihlich, zu lieben und verliebt zu sein, man muß nur nicht gleich bis an's Heirathen hinaufgehen.“

Die Herzen sind in diesem Lebensalter wie weiches Wachs; jedes hübsche Gesichtchen drückt sich darin ab und ein Paar Wochen lang glaubt man wohl, nicht leben zu können, wenn es an's Scheiden geht. Aber solche Wunden heilen schnell, neue Liebe blüht auf, vergessen ist vergessen, und die Zeit kommt auch, wo er lachen wird, daß er so närrisch war, wie heut.“ —

Ein heißer verzweiflungsvoller Zorn glühte in Eberhard. Er fühlte die hinterlistige Schlaubeit in Grabow's Worten. Seine Liebe wollte er verdächtigen, Elisabeth selbst sollte den Glauben verlieren, es sollte nichts sein, als ein nettes kindisches Spiel, das über ein anderes vergessen würde. Er ergriff die Hand des blassen Kanzellisten, der schweigend neben ihm stand, und drückte sie mit Innigkeit an seine Brust. — „Vetter,“ sagte er, „Sie waren mir Wohlthäter und Vater, ja, Sie haben mich immer geliebt, und Elisabeth ist Ihr einziges, liebes Kind; wollen Sie das dem alten schlechten Manne dort hinwerfen, wie ein Lamm dem Wolfe hingeworfen wird?“

„Recht so,“ schrie Grabow dazwischen und seine Augen funkelten auf den Kanzellisten. „Der Bursche kann ein Poet werden. Werft das Lamm dem Wolfe hin, damit er den Hirten nicht zerreißt.“

„Sehen Sie ihn an, Vetter,“ fuhr Eberhard fort. „Ach! er hat recht, ich bin jung und arm, und meine heiße Liebe zu Elisabeth hat nur Hoffnungen, die in Gottes Hand liegen, aber wir sind ja beide jung, und braucht es denn vieles Gutes, um glücklich und zufrieden zu sein? — Paßt er denn etwa besser

zu Elisabeth? Soll ihr junges frisches Leben auf ewig verderben; wollt Ihr das Herz Eures Kindes brechen? — Bosheit und Rohheit liegen in seinem Gesicht. Gott hat ihn vor vielen gezeichnet; er rühmt sich selbst seiner schlechten Streiche und hat gewiß manches begangen, was der Himmel noch strafen wird.“

„Schweig still!“ schrie hier der Kanzellist mit wilder Stimme, und heftig stieß er Eberhard's Hand zurück. „Fort! hinaus, ich will nichts hören! Hinaus mit Dir, Du verdienst meine Liebe nicht!“

Da war der Muth und der Zorn des Jünglings gebrochen. Er starrte seinen Verwandten an, der todtenbleich stieren Blickes vor ihm stand; dann füllten sich seine großen Augen ganz mit Thränen; er streckte die Hand gegen Elisabeth aus und flüsterte ein leises Lebewohl!

„So muß ein Vater thun, der sein Kind liebt,“ rief Grabow mit schlecht verhehltem Spott. — „Geht, junger Mensch, ich vergebe Euch, was Ihr gegen mich sagtet. Es wäre unwürdig, wollte ich von einem halb Tollen mich beleidigt fühlen; geht, vielleicht habt Ihr Gelegenheit bald vernünftig zu werden.“

Elisabeth hatte ganz ruhig gestanden. Es war kein Schmerz in ihrem Gesicht, ihre Augen leuchteten freundlich, sie beobachtete Alles, bald mit größerer Lebendigkeit, bald mit sinnendem Nachdenken; kaum hätte man glauben sollen, daß sie, die stille Zuschauerin, eigentlich die meist Betheiligte sei. — Erst als Eberhard die Hand gegen sie ausstreckte und Verzweiflung aus allen seinen Zügen sprach, verließ sie die

stumme Rolle. — Sie faßte mit ihren beiden Händen die seine und schaute ihn so trostvoll und liebend an, daß eine wunderbare Freudigkeit über ihn kam. Die dunkelblauen Augen strahlten ein Feuer aus, das ihn ganz durchwärmte und ihre feine, klingende Stimme rauschte durch Ohr und Herz muthbringend und zum Kampfe herausfordernd. — „Geh fort, mein guter Eberhard,“ sagte sie, „wenn sie Dich auch Alle verstoßen, ich bleibe doch Deine liebste Freundin so lange ich lebe. — Du kannst Dein Leben für mich lassen, das weiß ich, und denke nur nicht, ich könnte Dich vergessen. Ich bin aber kein Lamm, das sich so ohne weiteres dem Wolfe vorwerfen läßt, darin hast Du Unrecht. Ich bin eine Soldatentochter; ein folgsames Kind, das gehorsam Gottes Gebote ehrt, aber das Herz habe ich auch auf dem rechten Fleck und ich zittere nicht. Jetzt geh, Eberhard, und gedenke mein, bis der Vater zu Dir schickt und Du wieder kommen darfst.“

Sie öffnete die Thür und schob ihn sanft hinaus, indem sie ihm zulächelte. Als sie dann das Schloß zgedrückt hatte, ging sie unbefangen auf ihre Mutter zu, küßte ihre Hand und sagte: „Sei nicht böse, liebste Mutter, ich habe ja nichts gethan, was Unrecht wäre. Und Sie,“ fuhr sie dann fort, und betrachtete lachend den Lieutenant, „Sie haben wirklich die Absicht, mich zu Ihrer Frau zu nehmen?“

„Das ist ein närrisches Mädchen,“ erwiederte Grabow, halb zu ihr, halb zu der Mutter gewendet; „sagt sie das nicht in einem Tone, als wäre es ihr so gleichgültig, wie dem Kaiser von Feg und Marocco?“

„Es ist mir auch gleichgültig!“ rief Elisabeth lustig; „ich wundere mich nur, wie Sie so viel Muth besitzen können, werther Herr. — Sehen Sie mich doch nur an, und dann sagen Sie, wie es werden soll mit uns in Zukunft? — Ich bin eine Art Kobold, lieber Herr, mit dem es nicht gut thut, wenn sich ein ehrbarer, achtbarer Mann damit einlassen will, ihn zu fangen. — Habt Ihr die Historie gehört vom Währwolf, wie er Nachts sein Menschenkleid abwirft und das Wolfsfell anzieht, und wie er dann mit seinen weißen Zähnen und langen Krallen Alles zerreißt? Seht, so ein Währwolf bin ich, und seht Euch Krallen und Zähne wohl an, mein würdiger Herr.“

„Elisabeth,“ rief die ärgerliche Mutter, und zog ihre Hände heftig zurück, „Du bist närrisch und ungezogen. Nehmen Sie's doch ja nicht übel, hochgeehrtester Herr Grabow.“

„Ach was!“ schrie dieser lachend, „das hört sich ja Alles ganz allerliebft an. — Du liebes, kleines, närrisches Zuckerpüppchen willst ein Währwolf sein, willst mir die Krallen zeigen, willst mich beißen? — O! mein Herzchen, hast Du nicht gehört, daß es kluge, anstellige Jäger giebt, die Zaubersprüche verstehen und sich weder vor Kobolden noch Währwölfen fürchten? — Sei Du ein Währwolf, ich bin solch Jägersmann, und so wollen wir beide versuchen, wie weit wir mit einander auskommen und wer den Andern am meisten liebt und am schnellsten versöhnt.“

Elisabeth richtete das hellfunkelnde Auge auf ihn und er sah sie mit den blinzelnden, stechenden Blicken auch



lange an, bis sie in ein lautes Gelächter ausbrach. — Sie faßte ihren Vater an, legte den Arm um seinen Leib und schaute in sein blaßes, kummervolles Gesicht. — „Herzwater,“ sprach sie leise, „sagen Sie es mir, muß ich den Mann dort zu meinem Eheliebsten nehmen?“

Der Kanzellist blickte mit seinen todten, kalten Augen auf sie hin und dann drang eine jähe Röthe in sein Gesicht. Er beugte sich über sein Kind, ein grausamer Schmerz zuckte um seine Lippen und in dem schnellen Funkeln seiner Augen, das er auf den Lieutenant warf, lag eine Wuth, welche an Verzweiflung gränzte. — „Wenn Du wolltest, meine gute Elisabeth,“ sagte er ängstlich bittend, „Dein Vater würde Dich segnen.“

Elisabeth stand eine Minute lang still sinnend vor ihm. „Es ist sonderbar,“ sagte sie, „wie eine einzige stille Nacht die Herzen der Menschen umwandeln kann. — Zwingen sollt Ihr mich nicht und fluchen auch nicht; nein wahrhaftig, ich bin Euer Kind, und will gehorchen, wenn ich soll. Aber Ihr, lieber Herr, hütet Euch, ich habe Euch gewarnt. — Eine Stimme in mir sagt mir so eben, es werde Euer Unglück sein, daß Eure weißen Haare durchaus meine blonden begehren, und es kann wahr werden, ehe Ihr's denkt.“

Sie lachte dabei und drohte mit dem Finger, indem sie in ihre Kammer ging. — Die Mutter schalt laut und wollte ihr Benehmen entschuldigen, aber Grabow beschwichtigte sie mit der Versicherung, daß dieser trotzige, feste Sinn der Dirne ihm gerade am meisten gefalle. — Dann sprach er

lange noch und laut, damit Elisabeth auch Alles höre, von seiner schnellen Werbung, wie es ihn freue, daß seine Braut ihr Jawort so willig gegeben habe, und mit tausend Ausichten für die Zukunft, vergaß er nicht, sein Geld weitläufig zu berechnen. — Als er ging, war Alles in Wichtigkeit. Die Mutter besonders schien recht glücklich zu sein; der Kanzellist aber war ernst nachsinnend. Er wußte sich nicht recht, weder in seine Frau, noch in sein Kind zu finden, allein es beruhigte ihn außerordentlich, daß er beide so vergnügt, vernünftig sah, und Freude fand, wo er Abscheu erwartet hatte. — Als der Lieutenant von seiner Braut Abschied nehmen wollte, war die Kammer verriegelt, Elisabeth antwortete auch nicht; sie lachte aber laut bei seinen schönen Worten. Die Mutter schalt von Neuem. —

## 4.

Einige Wochen vergingen, und man verständigte sich immer mehr. — Grabow zeigte sich im besten Lichte, wie er nur immer vermochte, als einen klugen, berechnenden Mann, der, nachdem der Bolzen geschmiedet und abgeschossen war, nichts übereilen wollte. — Viele seiner Untugenden legte er ab, weil Elisabeth damit spotten konnte. Seine Manieren waren gesitteter geworden, seine Reden wußte er so einzurichten, daß sie der Mutter immer gefielen, und selbst dem Kanzellisten wußte er den Trübsinn oft fortzubringen. Er wußte auch recht gut, daß alternde Männer viel gewinnen, wenn sie ihr Aeußeres sauber halten und Wohlstand in allen Dingen zeigen. Darum erschien er in den nächsten Tagen

im stattlichen neuen Kleide mit Silberborten, dessen tiefe Tasche gewöhnlich ein kleines Geschenk für Mutter oder Tochter enthielt. Frau Margarethens Hochmuth wurde dadurch immer mehr angeregt. Sie sprach schon von der Zeit, wo sie bessere Kleider tragen müsse, und für ihre kleine Wohnung, welche sonst von ihr so gelobt und geliebt ward, hatte sie nur verdrüßliche Anspielungen. Die Tochter nahm dagegen die Geschenke des alten Herrn mit vermehrter Lustigkeit und spaßhaftem Dank an. Mit ihren strahlenden Augen betrachtete sie die Gaben und dann schaute sie wieder auf den Bräutigam und warf sie bei Seite. „Hast Du denn gar keine Demuth und keinen Dank in Deinem kindischen Herzen für alle diese Freundlichkeit?“ sagte die Mutter.

„Vielen Dank,“ erwiderte sie lachend. „Es fällt mir eine Geschichte dabei ein. — Ein Herr hatte ein wildes Täubchen gekauft und brachte ihm alle Tage frisches, schönes Futter, aber das Täubchen saß traurig und der Herr schalt sehr. Undankbares Thier, sagte er, siehst Du nicht, wie ich Dir wohlthue? Ach! rief das Täubchen und warum thut ihr's? Damit ich besser schmecke, wenn ihr mich schlachtet.“

„Aber Du böse Dirne!“ rief die Mutter, „schämst Du Dich nicht, solche dumme Geschichten zu erzählen?“

„Sollst mein Täubchen auch sein,“ sagte der Lieutenant, vor Liebe ganz roth, und hielt ihre kleinen Hände fest, die er küßte; „aber schlachten will ich Dich nicht, Du gottloses Geschöpfchen, obwohl ich Dich vor lauter Zärtlichkeit aufessen könnte. Mein Täubchen sollst Du bleiben, ich will Dich

pflegen und Herzen, und das Schönste, Beste soll nicht gut genug für Dich sein.“

Da riß sich das übermüthige, schlanke Mädchen von ihm los, und sagte: „Meine Geschichte ist noch nicht aus. Das Täubchen sah, es half nichts, es mußte sterben, warum sollte es also nicht lustig sein, so lange es konnte? Es nahm und aß und lachte, denn es war eine Lachtaube, und der Herr freute sich darüber, und wie sie so zahm war, gab er ihr größere Freiheit und blickte sie mit immer größerer Gier an, denn die Stunde des Todes war nahe, und im Gedanken sah er sie schon gebraten vor sich liegen. — Endlich schlich er leise hin, holte das Messer und plötzlich griff er nach ihr. Aber das Fenster war offen, das Täubchen flog hinaus, draußen stand ein alter Baum im Garten, da saß ihr Liebster unter dem grünen Geblättern und hatte traurig gegirrt, so lange sie gefangen war. Nun lachten sie beide ausgelassen laut und husch, husch! flogen sie fort.“ — Wie sie das gesagt hatte, drehte sie sich auf dem Absatz ihrer Pantöffelchen um, lachte so ausgelassen, wie sie von der Taube erzählte, und klappte schnell aus dem Zimmer.

Der Lieutenant hatte sich das, was sie sprach, wohl zu Herzen genommen. Er hing den Kopf mit den finstern drohenden Augen und seine Ohren zogen sich auf und ab, er konnte sie sonderbar bewegen. Frau Margarethe sah nicht ohne Grauen in sein Gesicht. Er sah wie ein boshafter alter Affe aus und sie fühlte fast Mitleid mit ihrem Kinde. Es lief ein Zittern durch ihren Körper; sie hatte wohl gehört, daß draußen etwas leise an die Laden geschlagen,

dann war Elisabeth hinausgegangen, die Küchentür hatte geknarrt; sie wußte recht gut, wer draußen war, aber sie sagte nichts.

Mit ihrem Mann hatte sie gar nicht gesprochen, Alles hatte sich gemacht, wie von selbst. Sie schämte sich auch, mit ihm zu reden, da ihr Sinn sich so schnell gewandelt hatte, und dem Kanzellisten schien es lieb zu sein. — Nur einmal, als der Lieutenant neulich den Verlobungstag festsetzte, und der war morgen, und sie Freudenthänen weinte vor einigen Vettern und Gevattern, und Elisabeth so still lächelte und sich den Kuß des Lieutenants zum ersten Mal gefallen ließ, da hatte er sie angesehen, mit dem stieren, unheimlichen Blick, in welchem ein schrecklicher Vorwurf lag. „Weib,“ stand darin zu lesen, „um Deinen Hochmuth verkauft Du ihr junges Leben. Gott erbarme sich ihrer! ich kann nicht helfen.“ — In der Nacht lag er tief seufzend und zitternd, aber sie hatte nicht gewagt, ihn zu fragen; sie fürchtete sich.

Grabow hob jetzt den Kopf empor und sagte mit seinem häßlichen, falschen Grinsen: „Elisabeth rumort da draußen in der Küche umher, ich höre sie sprechen und lachen, wie sie immer thut. Das wird ein lustiger Ehestand werden mit uns; aber ich glaube fast, der Bengel, der Eberhard, hat so lange draußen aufgepaßt, bis er sie richtig ausgewittert hat, und nun flüstern sie da zusammen.“

Die Mutter ward unruhig und verlegen unmuthig, aber sie suchte es dem erwählten Schwiegersohne auszureden. „Ich habe den thörichten Burschen nicht wieder gesehen,“

sagte sie, „und gewiß magt er es auch nicht, sich blicken zu lassen; aber wenn ich wüßte, daß er wirklich so viel Frechheit besäße.“ — „O! laßt ihn immerhin,“ fiel Grabow lachend ein, und zog sie zurück, als sie aufstehen wollte. „Draußen ist er, denn mein Ohr ist nicht zu täuschen, das ist jung geblieben in dem alten Körper; aber laßt ihn nur Abschied nehmen, es wird das letzte Mal sein, denn morgen ist ja unsere Verlobung.“

Nach einem Weilchen stand er dann auf und ging. Als er hinaustrat, bemerkte er wohl, wie Eberhard leise vor ihm hinschlüpfte und in dem Abenddunkel verschwand. Grabow stieß mit seinem großen Stock auf das Pflaster und sagte dann ingrimmig und leise: „Ich muß mit dem Jungen ein Ende machen, er will es nicht anders. Fort muß er, weit hinaus, da oben hinauf ins schlesische Gebirge, oder sonst wohin, da wird er schon mürbe gemacht werden und die Liebesgedanken vergessen, der fatale Schelm. — Und Du, mein Püppchen, Du sollst mir auch Deine Taubengeschichte nicht umsonst erzählt haben. Lache Du nur, wer zuletzt lacht, lacht am besten. Daß der alte Grabow ein Narr wäre und Dir den Galan ließe. Der muß fort, und dann will ich schon einen Ort suchen, um meinen Schatz zu verbergen.“

An diesem Abend kam er spät nach Haus. Die Witwe sah mürrisch aus der kleinen Stube hervor und nöthigte ihn nicht, hereinzutreten; aber Grabow machte sich nichts daraus, denn die Zeit war ganz nahe, wo die heirathslustige Frau doch seine ganze Untreue erfahren mußte; darum, je

schneller je besser. Er nahm sein Licht und stampfte die morschen Stufen der Treppe so fürchterlich hinauf, daß die Witwe dafür dem verhungerten Dienstmädchen eine Maulschelle gab, weil sie behauptete, ihre Unordnung sei schuld daran. Die Kage machte diesmal einen so weiten Bogen, daß der Lieutenant vergebens nach ihr stieß, und so gelangte er denn an die Thür des Controleurs, wo er voller Verwunderung stehen blieb. — Er hörte, wie der Eigenthümer mit lebhaften Schritten drinnen auf und ab ging; vorsichtig öffnete er das Schloß und fast hätte er laut geschrien — Dubois war noch in seiner vollen Amtstracht. Der Ofen war ohne Feuer, das Holz lag umher, das Licht brannte tief nieder; es war eine grimmige Kälte, aber der frostige Franzose schien gar nichts davon zu empfinden.

Er hielt seine Hände auf der Brust gekreuzt, aber sein Kopf lag fast im Nacken, und die lange, frostblaue Nase starrte wie ein Spieß gegen die Decke auf.

Grabow trat langsam bis in die Mitte des Gemachs. Der Controleur schien ihn gar nicht zu bemerken; er setzte seinen Spaziergang fort, indem er ihn fast streifte, worüber der Lieutenant immer stärker den Kopf schüttelte. — Endlich streckte er den Arm aus und hielt den Nachtwandler fest. — „Controleur von der Regie,“ sagte er, „seid Ihr mondsüchtig geworden, oder toll?“

Dubois klappte seinen Kopf auf die rechte Stelle, zog dann eine finstere Falte über der rothen Nase und ließ seine kleinen Augen giftig funkeln. — So starrte er den Lieute-

nant an und deutete dann majestätisch auf den Sessel an dem kalten Ofen.

„Dank Euch herzlich,“ murmelte Grabow; „ist eine grausame Kälte in dem Hundeloch; müßt einen Feuerklumpen in der Seele haben, wenn sie nicht friert. — Aber Controleur von der Regie, weiß wohl, seid toll vor Liebe, und gratulir' Euch dazu.“

Wie er das gesagt hatte, stand der kleine Franzose plötzlich still und schoß im nächsten Augenblicke, wie eine abgebrannte Rakete, aus dem Winkel in gerader Linie auf den Lieutenant los. Seine Hände waren geballt, seine Nasenlöcher bliesen sich auf und klappten zusammen, das ganze Gesicht pustete sich roth und der kleine dürre Kerl sah fast wie ein Truthahn aus, der ausgespreizt kollernd gegen das glänzende Gesicht des alten Grabow auffliegen wollte. Als er aber dicht an ihm war, stand er still, reckte die Fäuste und die Nase empor und sagte dann: „Monseur Lieutenant, geh fort, schnell, da hinaus, ich nicht gestört sein will hier. Bon jour, mein Herr!“

Dabei machte er einen tiefen Diener und ein grimmiges Gesicht, indem er nach der Thür zeigte.

„Was, Kanonen Teufel!“ schrie Grabow, „was soll das heißen? Controleur von der Regie, habt Ihr die fünf Sinne alle verloren?“

„Nichts verloren,“ sagte Dubois noch grimmiger. „Aber Ihr seid ein falscher Mann, Ihr. — Habe gut gehört, wie Ihr habt von mir gesprochen. — Ich ein Dumm=



Kopf, ein Landläufer? Wart, wart! geh hinaus, fort, da hinaus!"

Er war in der äußersten Wuth, welche Grabow sehr zu belustigen schien. „Aha!“ sagte er halb für sich, „es ist eine Verschwörung gegen mich losgebrochen. — Die Witwe hat ihm erzählt und er hat der Witwe gebeichtet. Nun weiß sie Alles und da hat mir der kleine französische Cujon den größten Dienst gethan. — Gute Nacht, Controleur von der Regie. Nehmt die gute Frau Katharine, ich gönne sie euch von Herzen; gebt aber wohl Acht, Mann, daß Ihr so wohlbeleibt und munter aushaltet unter ihrer Herrschaft.“ — Er machte sich nach diesem Spotte schnell davon, denn der französische Controleur schien nicht übel Lust zu haben, den Leuchter aus seiner Hand ihm an den Kopf zu werfen.

Am nächsten Morgen brach der Verlobungstag an. Grabow erschien in einer neuen Uniform bei dem Kanzellisten, den Degen an der Seite und von einem alten Kameraden begleitet, der nicht minder verdorben an Leib und Seele war, als er selbst. — Beide waren jedoch hohe und ehrenvolle Gäste, und Frau Margarethe war außer sich vor Entzücken, als der andere invalide Herr Elisabeth die Hand küßte und gnädige Frau zu ihr sagte. Dann wurde sie roth und ärgerte sich bis zum Zittern, als das alberne Mädchen dazu lachte und leichtfertig sagte, noch wäre sie es nicht, und vom Becher zum Munde sei ein weiter Weg. — Sie konnte auch gar nicht begreifen, wie der Kanzellist so entsetzlich finster aussah, wie seine Augen angstvoll und krampfhaft umherrollten und die schmalen blauen Lippen verzweifelnd lächelten

und zu lachen versuchten. Elisabeth war so schön und sah nicht im geringsten traurig aus. Ihr schlanker, hoher Körper war ganz in schwere Seide gehüllt, zahllose blonde Locken umringelten den weißen Hals und fielen auf den faltigen, blendend weißen Kragen. Grabow war auch ganz voll Lust bei ihrem Anblick und flüsterte viel mit seinem alten Kameraden, dem Kapitain, der dann laut und roh lachte. Endlich zog er aber zwei goldene Ringe hervor, denn ein Wagen hielt an der Thür, aus dem ein geistlicher Herr stieg, und dann stand er auf, räusperte sich und sprach: „Meine lieben Freunde alle, hier stelle ich Ihnen meine geliebte Braut, die ehr- und tugendsame Jungfer Elisabeth Spangenberg vor, mit der ich mich heut vor Ihren Augen und Zeugenschaft feierlich verloben will.“ — Nun begann der geistliche Herr eine Rede, Grabow hielt dabei Elisabeth's Hand in der seinen und beide standen vor einem weißbedeckten Tische, den man als Hausaltar eingerichtet hatte. Das junge Mädchen lächelte still vor sich hin, aber es war doch ein anderes Lachen, wie ihr gewöhnliches. Ein wehmüthiger Ernst ruhte dabei auf ihrer Stirn, ihre Wangen brannten heiß und in den Augen schimmerten Zorn und Stolz. — Als der Priester die Ringe forderte, um sie den Verlobten an die Finger zu stecken, machte sie sich frei von dem Bräutigam und trat einen Schritt zur Seite auf ihren Vater zu. — Sie nahm seine kalte Hand und küßte sie, man sah es ihr an, wie sie sich bezwang. Sie wollte ihm ins Auge sehen, aber er schlug es nieder, seine Knie schienen zu schlottern, er seufzte leise. — Elisabeth sagte kein Wort, sanft ließ sie seine Hand wieder los, trat

an den Platz zurück und streckte fast ungeduldig den Finger aus, um den Ring zu empfangen. Wie alles vorbei war, hielt sie die Hand vor die Stirn und rieb diese heftig, als wollte sie einen bösen Traum fortwischen, oder eine Thräne verbergen, die ein Paar menschenfreundliche Muthmen, welche, wie sie sagten, Elisabeth über Alles liebten, doch bemerkt haben wollten und sie boshaft die ganze Zeit über darauf ansahen. Aber ihr Mitleid und ihre geheime Schadenfreude fand leider viele Anfechtungen und ward irre geleitet, Elisabeth's blaue Augen flimmerten und blitzten bald wieder, sie war so freudig neckisch, wie noch nie, und die ganze Versammlung war einstimmig in dem Lobe ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit. Grabow allein zürnte mit ihr. Er hatte sein neues Recht benutzt, das schöne Mädchen in seine Arme genommen und geküßt und wieder geküßt, und sie hatte es still und geduldig gelitten. Aber als seine Lippen sie berührten, fühlte er keine Erwiderung; sein Auge, so nah dem ihren, konnte wie durch einen Spiegel, in ihre tiefste Seele hinabblicken. — Ein unaussprechlicher Hohn schimmerte ihn an und ein Abscheu, der sich mit der schadenfrohen Begier mischte, ihn zu verspotten. Seltsamer Weise aber waren ihre weichen Züge dabei ganz freundlich, ein Ausdruck sicherer Ruhe schien jene verborgenen Empfindungen Lügen zu strafen, und diese doppelte Falschheit machte ihn wild und furchtsam zugleich.

Endlich setzte er sich in eine Ecke des Zimmers und sprach leise mit ihr. „Nun, mein liebes, theures Bräutchen,“ sagte er, und versuchte eine Zärtlichkeit, „nun bist Du ganz mein,

nun kann Dich Niemand mehr nehmen, auch der Narr von Musikant nicht mehr, der seine Abendbesuche wohl in Zukunft lassen wird.“

„Meint Ihr, mein würdigster Herr Bräutigam?“ erwiderte sie spöttisch. „Nein, im Gegentheil, ich denke den armen Knaben nun recht oft zu sehen, denn jetzt werdet Ihr doch nicht mehr eifersüchtig sein?“

„Eifersüchtig,“ sprach Grabow, „ist die gekränkte Liebe, nicht die glückliche. Zeige mir, daß Du mich liebst, und es kann wohl sein, daß ich dem Narren noch Gutes thue.“

Sie sah ihn mit durchdringenden Augen an, als wollte sie errathen, was er dachte. „Lieben,“ sagte sie dann lachend, „Euch lieben? Ihr wißt nicht, was Ihr sprecht. — Ihr habt, Gott weiß es durch welche Mittel, meine Aeltern bethört, und ich halte Euch nun selbst für einen Kobold oder Hexenmeister. — Weil Ihr mehr gekonnt als der Zauberer mit seiner Wunderlampe, so habe ich mich nicht widersetzt; was sollte ich thun, da Ihr Fluch und Schande über mich bringen wolltet? Nun habt Ihr mich, weil ich mußte, aber Ihr habt mich auch nicht. Alles kommt mir wie ein Traum, wie ein Scherz vor, aus dem Tag und Ernst mich wohl erlösen werden.“ —

„Kind,“ sagte Grabow mit einem finstern höhnischen Blicke, „für den Scherz ist die Sache zu ernsthaft, und für den Ernst scheint Du mir wahrlich zu spaßhaft gelaunt. Hast Du keine Liebe, um so schlimmer für Dich, dann hast Du freventlich leichtsinnig gelogen. Ich bin aber der Mann nicht, der sich narren und foppen läßt von einem Weibsbilde. Alt

bin ich, aber was ich will, will ich. Vor dem Priester hast Du dein Ja gesprochen, davon erlöst Dich keiner. Jeder unbändige Sinn ist zu brechen, ich breche ihn. Du bist mein.“

Wie er das sprach und sie unheimlich düster anstarrte, ward sie plötzlich bleich. Vor ihrem innern Auge that sich eine unermessliche Wüste der Zukunft auf, ihre Seele zitterte davor, ein furchtbarer Schmerz leuchtete in ihren Blicken. Nach wenigen Minuten aber leuchteten die Augen wieder hell, und da sie sah, daß Andere sie beobachteten, faßte sie des Bräutigams Hände, neigte sich zu seinem Ohr und sagte leise: „Ihr kennt mich gar nicht lieber alter Herr, sonst würdet Ihr mir nicht drohen. Es kommt mir äußerst spaßhaft vor, Euch als meinen Bräutigam zu sehen, und vor Euren zornigen Blicken fürchte ich mich ganz und gar nicht. — Denkt nur nicht daran, mich zu erschrecken, dadurch macht Ihr mich lustiger. Ich habe Euch gesagt, nehmt mich nicht, ich bin ein Kobold, das werdet Ihr empfinden.“ — Sie drohte ihm schalkhaft mit dem Finger und er fing und küßte diesen.

„Mein Täubchen,“ sagte er dann freudig leise, „Du weißt noch gar nicht, was der Grabow für ein Kerl ist. Bist Du ihm gut, so wirst Du ein Leben führen, wie keine Edel-dame; willst Du ihm Streiche machen, so glaube mir, er setzt Dein Köpfchen zurecht.“

„Hört,“ erwiederte sie noch lustiger. „Gottes Auge wacht über alle Menschen, daran glaubt Ihr freilich nicht. In meine Brust hat er aber besondere Kraft und Gläubigkeit gelegt. Seht, ich würde sicher meiner Aeltern Gebot erfüllen

und mit Euch an den Altar treten, im festen Vertrauen, daß doch seine Hülfe nahe sei. Und diese wird er mir senden, mein lieber Bräutigam. Ich bin wach und gerüstet dazu alle Zeit; ich bin so ohne Zagen, daß ich immer lachen muß über all Eure vergebene Mühe, und bitt' Euch, bewahrt Euch selbst vor Schaden, denn ich suche immer umher nach den rechten Mitteln, ich finde sie sicher, und dann seid Ihr verloren."

„Sucht nur fleißig danach, mein herziges liebes Bräutchen," rief der Alte laut lachend und küßte ganz närrisch ihre kleinen Hände. „Ihr macht mich glücklich, theuerste Elisabeth, denn das müssen die ächten Liebesmittel sein."

„Hat man je so etwas erlebt," flüsterte eine Mühme der andern zu; „die Thräne von vorhin war wohl gar eine Freudenthräne. Sie ist ganz schamlos vor Liebe zu dem alten häßlichen Menschen."

„Weil er Geld und Gut hat," sagte die andere, „und einen Titel für ihr Gesichtchen, an dem eigentlich doch auch nichts ist. Es ist Heuchelei, aber sie war von jeher hoffärtig. — Wie sie verliebt zusammen flüstern und lachen. Pfui! es ist nicht anzusehen von ehrbaren Jungfern. Laß uns gehen." —

## 5.

Und bald gingen sie Alle, selbst der Bräutigam. Grabow war nach und nach stiller geworden, besonders seit beim Verlobungsmahle Elisabeth's Uebermuth immer höher stieg. Nun wußte er, worüber sie lachte; sie verhöhnte seine Mühe, seine Zuneigung, sie gab sich nicht das Ansehn, ihn zu ver-

achten oder zu hassen, sie verspottete ihn. — Er konnte sich nicht in diesen Zwiespalt von Sonderbarkeiten finden. Wäre sie böse gewesen, zornig, gleichgültig, das Alles hatte er vorher berechnet, aber der bittere übermüthige Spott fraß grimmig in seiner Brust und verkehrte fast die Liebe in Rache. Eines nur stand fest: Er wollte sie haben und Gott selbst nicht ausliefern. Wie er ihren Stolz brechen, wie er ihre Thränen erpressen, ihren übermüthigen Sinn hinsterben sehen wollte in kleinlicher Verzagtheit, das zu denken gewährte ihm Erheiterung.

Aber früh brach er auf, die Gäste folgten und wie sie fort waren, riß Elisabeth die Blumen aus dem Haar, sie warf das Seidenkleid fort, den Spitzenkragen dazu und den Ring schleuderte sie verächtlich in einen Kasten. — Die Mutter sprach einige zürnende Worte, aber die Tochter sah sie streng und scharf an, daß sie roth wurde und die Augen niederschlug. —

„O! mein Kind,“ sagte sie leise und fast weinend, „Gott ist mein Zeuge, nur zu Deiner Ehre und Glückseligkeit habe ich Alles fügen helfen.“

„Mutter,“ versetzte sie ruhig, „ich will glauben, was Du sagst, obwohl schon viele Mütter, wie Du sprachen, wenn sie Elend über ihr Kind brachten. Ihr habt mich fortgestoßen in mein Glück, nun so laßt es denn wachsen, und wundert Euch nicht, wenn die Frucht anders schmeckt als die Blüthe.“

Die Mutter wollte etwas erwiedern, als an die Thür geklopft wurde und die alte Frau hereintrat, bei welcher,

wie sie mußten, Eberhard wohnte. — Sie sah erschrocken aus und rang die Hände mit schmerzlichem Ausruf, ehe sie sprechen konnte. Erst nach einiger Zeit fing sie an zu erzählen, wie in der Mittagsstunde ein Offizier und zwei Corporale in ihr Haus gekommen seien, wie sie nach dem jungen Menschen, dem Eberhard, gefragt hätten. Darauf wären sie in seine Stube gegangen und hätten laut und heftig mit ihm gesprochen. — „Da haben wir einen hübschen Vogel erwischt,“ hatte der Lieutenant lachend gesagt, „leugnen hilft Ihm gar nichts, ein Berliner ist Er nicht, das wissen wir besser und wollen es Ihm beweisen. — Vorwärts, angezogen und keine Umstände. Er ist Soldat und für die Betrügerei soll er seinen verdienten Lohn erhalten.“ — „Das arme junge Blut,“ fuhr die Frau weinend fort; „wie er aussah, als sie ihn fortschleppten, die rohen lasterhaften Soldaten, die seinen Schmerz verlachten, das ist nicht auszusprechen. Ich schrie laut und schimpfte auch wohl, da faßten sie mich an meine kraftlosen Arme und stießen mich, wie einen Ball, in die Stube hinein. Aber das gute fromme Kind hatte mich so rührend angesehen, daß ich ihn gleich verstand, was er wollte. — Ich sollte zu Euch gehen, Euch sein Leid klagen, ob Ihr ihm nicht helfen könntet.“ —

„Wie können wir helfen, wir armen Leute,“ sagte Margarethe betrübt. „O! der arme gute Eberhard, mein Leben gäbe ich her, wenn wir ihn loskriegen könnten. Jetzt fällt mir etwas ein,“ rief sie plötzlich, „Grabow wird ihm helfen, der muß ihm helfen, der gute, liebe, wohlthätige Mann, er weiß gewiß einen Weg.“



„Weil er den Weg wußte, den Unschuldigen zu verderben,“ sagte Elisabeth mit dumpfer Stimme, „aber nun ist es auch um ihn geschehen; nun will ich den alten Heuchler auch zu Schanden machen.“ — Margarethe blickte erstaunt zu ihr auf, sie erschrock vor ihr. — Das große Mädchen stand ganz verwandelt. Die Ruhe und der Spott waren von ihr gewichen, ihr Auge glühte und bligte, die reichen blonden Flechten und Locken, aus denen sie Kranz und Blumen gerissen hatte, ringelten, wie Schlangen, auf dem glänzenden Halse und dem jungen wogenden Busen. Sie stieß die reichen Kleider ganz von sich, und in dem knapp anschließenden Röckchen sah die hohe stolze Gestalt fast wie die blauäugig schöne und doch so furchtbare Kriegsgöttin der Alten aus. Die weißen Arme hielt sie zürnend aufgehoben, ganz still, nachsinnend, mehrere Minuten, während die Frauen weiter klagten, dann ging sie plötzlich hinaus.

Sie öffnete die Thür in dem kleinen Zimmer ihres Vaters mit schneller starker Hand. Der alte Mann saß in der tiefen Ecke am Fenster, ohne sich zu bewegen. Sein hageres Gesicht war starr aufgerichtet, durch die kleinen Scheiben fiel das Abendlicht herein; mit seinem warmen rothen Schimmer zitterte es tröstend auf den kummervollen Zügen hin und her, und verlieh den Augen des Greises einen wunderbaren Glanz.

Elisabeth war tief ergriffen davon. Das weißliche Haar des Vaters leuchtete wie Flammen- oder Heiligenschimmer; sein Gesicht war voll Angst und Schmerzen, sein Blick flehend und verzweiflungsvoll zu den kleinen rothschimmernden

Wolken gerichtet und die krampfhaft gerungenen Hände fest in einander gepreßt. Ein grausamer Kampf der Seele malte sich in seinen verwilderten Zügen, die schreckliche Ueberzeugung, daß seine Gebete vergebens seien, daß kein Gott sich seiner Leiden erbarme.

Elisbeth kniete an seiner Seite und wie ihre warmen Hände seine kalten Finger umfaßten und zu lösen suchten, sah er auf sie nieder ohne Zeichen der Verwunderung mit derselben trostlosen Resignation. „Warum bist Du hier,“ sagte er, und Seufzer erstickten seine Stimme, die mühsam Worte fand, „kommst Du, mein einziges Kind, um Deinem Vater zu fluchen?“ — Hier schüttelte er seinen großen Körper, als laufe Frost darüber hin. Sein Kopf mit den halb geschlossenen Augen sank stumm und müde auf seine Brust. In der nächsten Zeit aber richtete er sich stolzer empor; eine zornige Begeisterung schien ihn zu ergreifen. Der einfache Mann fand plötzlich die Beredsamkeit eines unglücklichen sündigen Geschöpfes, das, nachdem es vergebens im Himmel und auf Erden nach dem Erlöser gesucht hat, sich der Energie eines unvermeidlichen Geschickes überläßt.

„Fluche mir,“ sagte er, „Du wirst dadurch nichts ändern. Segen und Fluch der Menschen sind leerer Schall, ein Hohngelächter für die bösen Geister. Glaube an Gott, mein Kind, Du bist fromm, ja glaube, daß es ein Wesen giebt, das sich der Guten erbarmt, Du hast den Trost nöthig, aber glaube nicht, daß Gott ein Ohr hat für den Sünder. — Steht es nicht in der Bibel,“ rief er, und seine schmetternde rauhe

Stimme sank zum Flüstern herab, „sagen es nicht alle Orte, schreien es nicht die Thiere aus, wie die Menschen, daß dem Neuen vergeben sein soll? — Es ist nicht wahr, ihm wird nie verziehen! Gib ein Haar Deines Hauptes dem Teufel und er läßt Dich nicht los, Du bist ihm auf ewig verfallen. — Und wärst Du es allein,“ fuhr er langsamer fort, „wäre es Dein verfluchter sündiger Leib, Du könntest Dein Verbrechen sühnen, Du könntest empfangen, was Du verdienst und in Frieden sterben. — Aber die Sünde ist ein ewig dürstendes Ungeheuer, Gott rächt die Thaten in's zweite und dritte Glied, er läßt die Unschuldigen büßen, was ihre Väter und Urväter verbrochen. O! Elisabeth, ach! mein armes herzlichstes Kind, da kniest Du vor mir in dem rothen Sonnenmantel, wie ein wahres Gottesbild, so heilig, jung und schön. — Kann Gott Dich verderben lassen?! O! Erbarmen, Erbarmen! Kann es ein gnädiges allmächtiges Wesen geben und es hat kein Mitleid mit Dir und mir?!“

Elisabeth hatte sich leise aufgerichtet und nun schlang sie die Arme um seinen grauen Kopf, drückte ihn an ihren jungen Busen und sah mit den hellen Augen ihn so lange zärtlich an, bis die Thränen heiß und in reichen Quellen auf ihn niederflossen. Wie ein Engel stand sie über ihn hingelehnt, und unter ihren Küssen und Friedensworten schmolz der Schmerz von seinem Herzen. Er faßte sie mit seinen beiden Armen, dann begann er zu weinen und ihre Küsse zu erwiedern, und mit zitternder Stimme sagte er: „Mein, Gott hat mich nicht verlassen. Er hat Dich mir gegeben, Du liebes Kind. Ich will die Schmerzen besiegen und die

Schande, Du sollst dem Teufel nicht angehören, der mich zur schrecklichen Sünde verleitet hat.“

„Nein, Vater,“ sagte Elsbeth, „Gott verläßt keinen, der ihn nicht verläßt, und nimmer hat der böse Feind Macht über uns, wenn wir nicht wollen. — Ich fürchte mich nicht, Vater; ich bin so muthig, wie ein König; es ist, als spräche eine höhere Stimme, daß ich Dir Vergebung und Vergebung verkündigen soll.“

Sie setzte sich auf die kleine Bank zu seinen Füßen, sah voll Ruhe zu ihm auf und küßte seine Hände. — „Ich nenne Dich nun Du,“ sagte sie, „obwohl ich es sonst nie gethan, denn Du sollst mir vertrauen, was Du noch Niemandem anvertraut hast. — Ich bin das beste Stück von Deinem Herzen und Deinem Leben, mein Vater. Die heiße Liebe zu Deinem Kinde leuchtet überall hervor, mein Glück und meine Freude waren immer Deine Sorge, wie kannst Du mich also nun dem bösen schlechten Menschen hinwerfen und mich elend machen für alle Zeit? Ich habe wohl gesehen, wie er Dich mit einem Geheimnisse plagt und zwingt, und wie Du davor zitterst. Der böse alte Wicht lacht dazu, er verläßt Deinen Gram, er selbst fürchtet nichts, und darum ist es sicher, daß mit der Schlechtigkeit die Lüge verbunden ist. — Ich habe geschwiegen bis jetzt, denn ich war überzeugt, es müsse etwas geschehen, das mich befreite, indem es ihn verdürbe; das ist nun Alles auch gekommen, und nun mußt Du reden, liebster Vater, nun mußt Du mir entdecken, womit er Dich plagt, dann wirst Du auch erlöst sein.“

Sie sagte das mit so vieler Innigkeit und Ueberzeugung,

daß ein Gefühl des Glaubens das düstere Gemüth des Alten durchdrang. Sein bleiches Gesicht war plötzlich von einer jähen Röthe überzogen worden, seine Augen irrten umher, bald bittend, bald verwirrt und voll Bestürzung und Schrecken. Elsbeth sah ihn sanft und voll Liebe an. — „Du armer Vater,“ sagte sie, „was mußt Du gelitten haben?! Ach! öffne doch Dein gequältes Herz Deiner Elsbeth, die so voll von heißer Begier ist, Dein Leid mit Dir zu theilen. — Rede, liebster Vater, der Trost der Mittheilung an ein liebendes tröstendes Wesen ist ja schon ein Himmelsglück.“

„Und wenn ich nun bekennen müßte,“ sagte er mit leiser schwankender Stimme, „daß ich ein elender verworfener Mensch bin, ein Verbrecher, der den Tod verdient, ein Dieb, o, Jesus! ein Mörder!“

Elsbeth blickte ihn traurig aber fest an. „Ich kann's nicht glauben,“ sagte sie, „wenn es aber auch wahr wäre, so hat der Grabow es sicher angestiftet, und Deine Schuld ist gering, denn wie konntest Du mit Deinem einfachen redlichen Gemüth, ein so großes Verbrechen begehen?!“

„Ich war nicht immer so, wie ich jetzt bin,“ sprach der Kanzellist nach einer Pause, in der er sich zu besinnen schien, ob er sein angsterfülltes Herz öffnen sollte — „ich war ein rascher wilder Kerl, der das Blut nicht fürchtete. Gott ist mein Zeuge! ich habe keine Grausamkeit begangen, aber ich war ein Soldat des großen Friedrich's, und ich war stolz, wie ein alter Grenadier sein kann, der den Schwerin vom Schlachtfelde tragen half. Es half aber Alles nichts,“ fuhr er fort und ballte die Fäuste: „Sei ehrlich, wie Du willst,

Dein Leben lang, trage den Kopf hoch in Deinem Stolz und fürchte Dich vor dem Teufel nicht, einmal kommt gewiß eine Minute, wo er Dich anpakt, Du weißt nicht wie, und je stolzer Du bist, je sicherer hat er Dich. — Hast oft wohl schon von der grausamen Schlacht von Torgau gehört," sagte er, als Elisabeth nichts erwiederte, „da war's, da faßte er mich. — Wir hatten gefochten den ganzen Tag, und wie die Nacht kam, es war eine bitter kalte Nacht, wußte Niemand wer gewonnen hatte. Alles war in Verwirrung durch einander in dem großen Walde; unter Panduren und ungarischen Husaren lief ich umher, und keiner that dem Andern ein Leid. Was ging uns der Krieg der Könige an; wir schüttelten uns die blutigen Hände und schworen gute Freunde zu sein diese Nacht über, und sicher neben einander zu schlafen. — Ich lag an einem Feuer unter lauter undeutschem Volk und versuchte zu schlafen. Da stand eine große Gestalt vor mir, in einen Mantel eingewickelt, das war der Grabow. Wir redeten ein Paar Worte, dann hieß er mich aufstehen und ihn begleiten. Ich hätte wohl nein sagen können, denn Subordination hatte aufgehört, aber ich that's doch, obgleich ich den Lieutenant niemals leiden mochte; das war aber der Teufel, der hatte meine Haare schon gefaßt, denn leugnen kann ich's nicht, er flüsterte mir zu: Komm mit, Kerl, wenn Du die Tasche voll Geld haben willst; und wie er das sagte, regte sich die Lust, eine Eier lief durch meine Adern, ich faßte mein Kurzgewehr und stand auf."

„Nun führte er mich tief in den Wald hinein und redete leise mit mir. Was er sagte, soll meine Zunge nicht wieder-

holen, aber seine Worte gingen, wie Feuer, durch mein Gehirn, und zuletzt war ich gar nicht mehr, wie ich sonst war. Es flimmerte vor meinen Augen wie lauter Gold, ich sah nichts mehr als die blanken Stücke, die schweren Säcke voll, und der Versucher hatte sein Spiel gewonnen. — Es war dunkel und kalt. In der Ferne brannten Dörfer und Häuser, zahllose Wachtfeuer schimmerten durch die kahlen Bäume, deren Wipfel und Nester von den Kugeln zerschmettert waren. Wo wir aber gingen war kaum ein falber Dämmerchein, der sich mit dem zitternden Licht der Wintersterne vermischte. Zuweilen strauchelten wir und fielen über Leichen, denn wir waren auf dem Schlachtfelde und ich kannte den Ort wieder, wo wir an der Walbleiste zuletzt gefochten und uns dann zerstreut hatten. — Endlich waren wir in einem dichten Nichtegehölz, wo ein Weg sich zwischen sandigen hohen Waldrändern fortzog. Es war so finster, daß Grabow mich an der Hand führte. Plötzlich stand er still, das Gehölz öffnete sich vor uns zu einer kleinen Heidefläche, auf der ich Pferde schnauben hörte. Oben rauschte der Wind und jagte die Nachtwolken vor sich her. Ich erkannte die dunkeln Umrisse eines Wagens, zu dem wir näher schlichen. Es ist unsere Regimentscasse, sagte er leise und kein lebendiges Wesen ist hier; Du bist ein Kerl, der einen guten Fang verdient. Ein Narr, der das Glück nicht benutzte und in dummer Ehrlichkeit etwa dem Könige wiedergäbe, was jetzt nicht mehr sein ist. — Drauf und dran! Spreng das Schloß mit Deinem Bajonnet, dann wollen wir uns ein gutes Plätzchen suchen und den Bettel einpfügen in Gottes Erde, bis es Zeit

ist reich zu werden. In dem Augenblick stand er still und preßte meine Hand fest, indem er auf den Wagen deutete. Ein kalter Schein zog am Himmel auf, der mitternächtige Mond kam gelb und dunstig über die fernen hohen Bäume, und sah uns an. Es rieselte nebelgrau durch das öde Waldplätzchen, und nun sah ich zwei halbtodte Pferde auf dem Boden liegen, den Wagen mit eingesunkenen Rädern an einen Graben gelehnt, und vorn an dem Gegitter eine Menschengestalt, die den Kopf, wie schlafend, auf die Brust senkte. Der Mantel war ihm von der einen Schulter gefallen, der Kragen und die silbernen Achselchnüre schimmerten; da erkannte ich das Gesicht auch: es war unser Capitain! — Grabow sprach nicht, aber er drückte meine Hand mit eiserner Gewalt. Ich sah ihn an. Hohe und grimmige Entschlossenheit standen in seinen Mienen. Er hatte manches Leid zu rächen. Er war ein tapferer Soldat, aber er diente ohne Beförderung schon lange, denn beim Militair ist es so: wer nicht weiß den hohen Vorgesetzten zu schmeicheln, oder wem nicht besondere Rücksichten und Zufälle günstig sind, der wird nicht weit kommen. Und Grabow war ein wilder, leidenschaftlicher Mann, und obenein einer, der da glaubte weit eher berufen zu sein, hoch zu steigen, als die meisten von denen, welche oben standen. Das ließ er merken und sie vergaben es ihm nimmermehr. Den Capitain hatten sie ihm auch vorgeschoben. Er war roh und tyrannisch, wie die meisten in jener Zeit; nicht besser und nicht schlechter, die Zeit brachte es mit sich. Mancher, den er strafen ließ, hätte wohl diesen Augenblick zur Rache gewünscht, und wie nun Grabow auf ihn



deutete, so starr und ingrimmig, da murmelte eine Stimme leise in meinem Ohr ein schreckliches Wort, das lief durch meinen Kopf, durch mein Herz, durch alle mein Gebeine, laut und immer lauter, bis es ein Löwengebrüll war, und ich nichts mehr hörte. — Ich weiß nicht, ob es Grabow mir zuflüsterte, ob es der Wind rauschte, ob der Mond es aussprach, oder der Teufel in meinem Herzen, aber im nächsten Augenblicke war es geschehen. Mein Bajonnet senkte sich, ich lief gegen den Wagen, meine Füße schienen den Boden nicht zu berühren. Mitten durch die Brust fuhr der Stahl, durch und durch. Der Mantel fiel nieder, kein Schrei wurde gehört. Er machte auch keine Bewegung, der Tod war schneller als alles Leben in ihm. Dann glitt der Körper über die Deichsel des Wagens. Mit einem Ruck riß ich das verkrümmte Bajonnet heraus. Nun fiel der Kopf über den Nacken hin. — Die Augen waren offen — der Mond schien kalt und klar hinein — sie starrten mich an — sie riefen Rache und Verderben auf mich — allbarmherziger Gott! sie haben es erfüllt in jeder Stunde. — Wie ich stand und den Todten anstarrte, faßte mich Grabow und schüttelte meinen Arm. — Unglücklicher! sprach er mit leiser, fester Stimme, was hast Du gethan? — Er ist todt, sagte ich. — Es starb mancher gute Mensch hier. — Mancher, erwiederte er, der besser war wie dieser und Niemanden Leid that auf Erden; aber er war Dein Offizier, und wäre die Nacht nicht so finster, ich würde schwören können, Du habest ihn ermordet. — Ermordet! das Wort machte mich schauern. Mörder! schrie es in mir, mein Muth sank zusammen, ich zitterte. — Fürchte nichts,

sagte Grabow kalt, ich bin Dein Freund. Was ist ein Menschenleben mehr oder weniger hier auf dem großen Mordfelde? — Trügst Du einen weißen Rock, wärst Du ein Oesterreicher, man belohnte und belobte Dich um diese tapfere That. — Siehst Du, Narr, sagte er dumpf und schüttelte mich, das ist die Gerechtigkeit der Welt, die Moral dieser verständigen Bestien und ihrer Lenker. — Wie er in seiner Weise heiser lachte und mich mit den kleinen, brennenden Augen anstarrte, kam er mir zum ersten Male, wie der Teufel vor, der mich versucht hatte. — Fasse die Beine des Todten, sagte er, und wirf ihn bei Seite, er hindert uns. — Ich versuchte, seinem Befehle nachzukommen, aber meine Hand erstarrte, ich zog sie zurück. — Machen Sie mit mir, was Sie wollen, murmelte ich, ich kann nicht weiter helfen. — Er stieß mich zurück. — Memme! sagte er, ich hätte Dich für einen andern Kerl gehalten. Sieh mir Dein Bajonnet. Er nahm es sich selbst und beugte sich zu dem Liegenden nieder. Ich sah, wie er ihn mit Ruhe untersuchte. Er ist kalt, murmelte er, und indem er das schreckliche Wort aussprach, hob er die Leiche auf, daß sie gerade vor ihm stand. Aber er war zu schwach, obwohl er als ein Mann von großer Kraft bekannt war. Der Erschlagene fiel aus seinen Armen, er schien auf mich zuzuschreiten, seine Hände nach mir auszustrecken, und von jäher Furcht gefaßt, sprang ich in's Gebüsch und lief athemlos den Feuern in der Ferne zu. — An einem kleinen Graben strauchelte ich und hörte mit neuem Entsetzen das heisere Lachen durch den Wald voll Blut und Leichen schallen. Schreckliche Gestalten tanzten vor meinen Augen, entsetzliche

Töne marterten mich, ich meinte, der Ermordete käme durch die mondlichten Baumstämme und rief seinen Mörder. In meiner Angst rannte ich gegen einen Baum und stürzte ermattet von Anstrengung, Seelen- und Körperleiden zu Boden. — Lange lag ich, dann raffte ich mich auf und schlich mit erstarrten, gelähmten Gliedern an das Feuer der Kroaten. Mein Gewissen marterte mich mit tausend schrecklichen Vorstellungen der Entdeckung meiner That, tausend Pläne zur Flucht und List gingen durch mein Gehirn. Endlich schlief ich ein und erwachte durch das Schütteln einer starken Hand. Er war es, er stand vor mir, so ruhig, als sei nichts geschehen. Es war Tag und in demselben Augenblick hörten wir in der Ferne das Siegeschießen unserer Kanonen. — Corporal Spangenberg, sagte er, nehmt Eure Waffen und transportirt diese gefangenen Oesterreicher in unser Lager. Der König hat die Schlacht gewonnen. — Er sprach wahr, und willig ließen sich die zahlreichen Gefangenen von uns fortführen, weil es unser Accord so war, den sie zu halten hatten. Als wir weiter zogen, rief er mich bei Seite. Hört Corporal, sagte er, ich träumte heute Nacht von einer gefüllten Regimentscasse. Ich sprengte das Schloß mit einem Bajonnet, das ich dann fortgeworfen habe, weil es krumm und voll Blut war, aber ich hatte mich sehr getäuscht. — Eine geringe Summe war die ganze Beute; schlechtes Kupfer von den beliebten Berliner Thalern, mit denen uns der große Monarch gnädigst bezahlt, zum Glück aber auch ein Päckchen Dukaten. Als ich am Morgen aufwachte, lag wirklich ein solches Päckchen bei mir. Ein Oesterreicher mag es verloren

haben, ich will es aber nicht allein behalten und mit Euch theilen. — Er reichte mir eine ziemlich schwere Kasse hin, ich wendete mich ab. Ich wußte wohl, daß er mich bei alledem betrog; denn die Regimentskasse enthielt zehntausend Thaler, das hatte ich kurz vor der Schlacht erfahren. Dummkopf! sagte er, ich befehle Ihm das zu nehmen, und dann faßte er meine Hand und fuhr leise fort: Kein Wort mehr davon. Sei Er ein Mann, streich Er diese Nacht auf ewig aus seinem Gedächtniß; ich habe Alles vergessen, weiß nichts mehr. — Aber ist denn das möglich für den Sünder?!“ rief der Kanzellist, und ließ seufzend den Kopf sinken. „Daß man nicht vergessen kann, das ist ja das Entsetzliche. — Mitten in Freude und Lust steigen die blassen Schatten der Vergangenheit auf, und wenn der Schmerz uns plagt und die Leiden der Erde uns heimsuchen, dann erwacht die geheimnißvolle Stimme und schmettert die entsetzliche Anklage in unsere Brust, wie die Trompeten des ewigen Gerichts.“

Hier schwieg er, und sagte dann nach einer Weile mit erlöschender Stimme: „Nun weißt Du Alles, nun urtheile über Deinen Vater, nun frage Dich, ob uns zu helfen ist!“

Da stand Elisabeth auf, voll Kraft und Freudigkeit. „Sei getrost,“ sprach sie, „uns muß geholfen werden; ja, uns wird geholfen werden. Nur nicht müßig die Hände in den Schooß gelegt, jetzt gilt es mit dem Bösen zu streiten.“

„Wo willst Du hin, Elisabeth,“ rief der Kanzellist, als sie rasch fortging.

„Laß mich gehen,“ versetzte sie, „es wird Alles gut werden.“

Nun eilte sie in ihre Kammer, zog ihre reinlichen, ärmlichen Kleider an, band das Mäntelchen um, und die Capote und schlüpfte dann durch die Küche auf die Straße, ohne daß die Mutter es merkte. — Es war kalt, die tiefe Dämmerung wollte in Nacht übergehen. Elisabeth glühte über und über, ihr Herz zitterte vor leisem Bangen und tiefer Behemuth. Was sie gehört hatte, schnitt, wie mit scharfen Messern in ihre Brust. Ihr Vater ein Mörder, ein Verbrecher, über dessen schuldigem Haupte das Beil des Henkers schwebte! Sie schauderte vor Entsetzen, aber ihr Kopf war klar und hell. Er sagte ihr, es müsse anders sein und sich anders wenden; er stellte ihr jedes Falls den armen gutmüthigen Mann als den Verföhrtten, den Grabow aber als den eigentlichen Verbrecher dar. — Nun wußte sie selbst nicht recht, was zu thun sei. Sie wollte mit dem Lieutenant sprechen, ihm sagen, was sie wußte, ihm drohen, wenn er drohte, und der Vorsehung das Weitere übergeben.

Mit diesen Gedanken erreichte sie das Haus, wo er wohnte. Er hatte es so oft beschrieben mit allen seinen Einrichtungen, daß Elisabeth gut Bescheid wußte, und doch zitterte sie vor dem Wagstück, daß die unbescholtene Ehre einer Braut selbst verletzen konnte. — Der Himmel begünstigte aber sichtlich ihr Unternehmen, denn die Thür, sonst immer verriegelt, war nur angelehnt. — Leise trat sie ein, versthohlen schlich sie die Treppe hinauf und angsthaft stand sie oben still, als sie die rauhe Stimme ihres Verlobten hörte. — Wie das große Mädchen sich an der Thür emporrichtete, entdeckte sie einen Spalt oben in der Einfügung. Nun trat sie auf

einen Kasten und sah in die Stube. Grabow saß mit seinem Freunde, dem Capitain, an dem Tische in ungeheuern alten Lehnstühlen behaglich ausgestreckt. Jeder hatte ein Glas vor sich und mehre Flaschen standen, voll und geleert, umher. So tranken sie und rauchten dazu, und der Capitain stieß an auf das Wohl der schönen Elsbeth, wozu Grabow in seiner Weise lachte.

„Ihr habt gut lachen, Freund,“ sagte der Capitain spottend, „denn wenn Ihr gleich eine Parthie macht, die eben nicht standesmäßig genannt werden kann, so ist es doch ein schönes, junges und wirthschaftliches Weib, das tausend vortreffliche Tugenden besitzt. Aber hütet Euch wohl, daß es Sonnenschein bleibt,“ fuhr er fort, „daß Euch die Nasen nicht Ellenlang gedreht werden, und nehmt Euren Kopf in Acht, alter Freund Grabow, daß er nicht Auswüchse bekommt.“

„Seid ohne Sorge, Herr Bruder,“ sprach der Lieutenant mit wohlgefälliger Ruhe. „Zu den leichtsinnigen Weibern gehört meine Elsbeth nicht. Sie hat ein verständiges Gemüth trotz ihrer lustigen Sinnesart, und würde die unverschämten Simpel gut abführen. — Daß sie mich nicht gerade liebt, weiß ich, aber einem Andern wird sie auch sobald ihr Herz nicht hingeben. — Da war ein Mensch, eine Art Musikant, dem hab' ich den Liebestanz aufgespielt, sie werden Beide lange daran denken. — Und meint Ihr denn,“ fuhr er fort, „ich würde mein Schätzchen hier den Blicken aller Maulaffen preis geben? Lernt den Grabow kennen, Herr Bruder. — Sobald Hochzeit gewesen ist, zieh ich nach

Breußen auf mein Gut in Litthauen, da giebt's für eine Hausfrau zu thun, aber weder Liebhaber noch Musikanten oder Komödien und schlechte Bücher." —

„Das ist ein verdammt Tausch!“ schrie der Capitain lachend. „Wölfe und Bären in den Gindden, statt der bunten Herrlichkeiten, die Ihr dem Volke vorgespiegelt habt. Laßt es sie ja nicht hören, sie nimmt Euch sonst nicht.“

„Sie muß,“ sagte Grabow, „auch wenn ich's sagte.“

„So könnt Ihr besondere Künste,“ sprach der Andere. „Wdchte wohl wissen, wie es möglich war, die Alten und die Dirne so fest zu machen.“

„Habt Ihr nie gehört, Freund,“ erwiderte Grabow verächtlich, nachdem er sein großes Glas geleert hatte, „was die Menschen zwingt, ihren Willen anderer, klügerer Menschen Willen unterzuordnen? — Ihre Dummheit! — Seht das Getreibe der Welt an; es herrschen in ihr die Stärksten und die Klügsten, die Einen durch Macht, die Andern durch List. — Es giebt zwei Klassen von Wesen: die Weisen und die Masse der Thoren, welche kindisch glauben, was ihren stumpfen Sinnen gelehrt wird. — Der Weise macht sich seine Gesetze, der Thor findet sie fertig und zittert davor, wie das Kind vor der Ruthe. — Kann man diese Narren dahin bringen, die Gebote der Mächtigen zu kränken, so hat man ein Seil für sie, das nie reißt.“

„Und an solchem Narrenseil führt Ihr sicher den alten Corporal,“ sagte der Capitain.

„Das ist ein echter und rechter Narr,“ erwiderte Grabow. „Voll eingebildeter Ehre, auf guten Namen, Ruf und

Amt, voll Furcht vor den Menschen und ihren Strafen, voll Entsetzen vor Gott und seinem Gericht. — Der alberne Patron! Wenn er wüßte, wie wenig er die Alle zu fürchten hätte, er würde plötzlich der glücklichste Kerl.“

„Solch Bettelvolk,“ sagte der Capitain, „schreit immer am meisten über Ruf und Ehre, Gesetz und Gott. Es ist eine Schande, daß sie so etwas denken dürfen. Aber wie habt Ihr ihn denn eigentlich gefirrt?“

Grabow warf einen Blick überall umher, als ahne er die Nähe eines Verräthers, dann beugte er sich zu seinem Genossen und sprach eine Zeit lang mit so leiser, gedämpfter Stimme, daß Elisabeth kein Wort verstehen konnte. Eine fieberhafte Gluth strömte durch ihren Körper, in Verzweiflung preßte sie das Ohr an den Spalt, und doch hörte sie nur unzusammenhängende Laute. Sie wollte hinabspringen, mitten in das Zimmer hinein, und Rechenschaft fordern; Klugheit hielt sie im entscheidenden Augenblicke zurück, und das laute Gelächter des Capitains brachte sie völlig zur Besinnung.

„Das ist ein vertheufelter Streich!“ rief der alte dicke Herr; „aber der Himmelelementer! hätte doch wenigstens ein Paar hundert Stück Hiebe verdient, obgleich ich nicht weiß, ob ich nicht gelacht hätte, wie Ihr.“

„Seine Strafe hat er,“ sagte Grabow, „denn das Gewissen setzt ihm zu, Tag und Nacht. Nun seht, welch ein elendes Ding das Gewissen ist! — Den Unschuldigen quält es mit Höllepein, und kein Gott sagt ihm, Deine Leiden sind umsonst. Es ist ein Hirngespinnst, wie all der Tand



Hirngespinnst ist, den die Pfaffen erfunden haben. Aber Dummheit muß in der Welt sein, wo käme sonst der Edelsinn, die Tugend und Rechtschaffenheit der Menschen her? —

„Laßt uns anstoßen!“ schrie der Capitain: „Es lebe die Dummheit! sie verschafft Euch altem, gichtbrüchigen Menschen das schönste Mädchen!“ —

Elsbeth lehnte noch lange den heißen Kopf an die kalte Mauer. Gestalten und Bilder schossen, Blitzen gleich, vor ihr auf und ab. Plötzlich aber kam ein Entschluß. — Sie eilte leise aus dem Hause, ungesehen; denn erst als die Thüre in's Schloß fiel, kam Frau Katharine aus der Stube und zankte die Magd aus, daß das Haus offen gewesen und der Wind es zugeworfen habe. — Sie kam nach Haus, verschloß sich in ihre Kammer, und kam erst am andern Morgen, aber ganz froh und heiter zum Vorschein. Den blassen Vater küßte sie und drückte seine Hände bedeutungsvoll, dann hörte die Mutter ihre helle Stimme aus der Küche schallen, und ein Liedchen singen. Sie lachte mit der Nachbarin, und leise sprach Frau Margarethe: „Guter Gott! entweder ist ein Wunder geschehen und sie liebt den alten Mann wirklich, dessen rothe Nase doch gestern gar zu abscheulich aussah; oder sie will verrückt werden. Ach! ich arme elende Frau!“

## 6.

Wenige Stunden später schlüpfte Elsbeth aus dem Hause. Beflügelt leicht, als werde sie verfolgt, eilte sie durch die Straßen. Sie hatte ihren besten bürgerlichen Sonntagsstaat an. Das Mützchen, mit Flittern gestickt, saß zierlich und

doch ehrbar auf den blonden Flechten, die steifen Röcke gaben dem kräftigen, großen Mädchen etwas Madonnenhaftes und im Auge lag eine Entschlossenheit, welche das ganze Gesicht überstrahlte.

Langsamer ging sie erst, als sie die Lindenpromenade erreicht hatte. Nun stand sie zuweilen still und sah sich um, als erwarte sie Jemand, dann sprach sie vor sich hin und ging zögernd weiter. — Plötzlich hörte sie ein Geschrei und alles Blut strömte in ihr Gesicht; ihre Augen funkelten, so schnell sie konnte, lief sie dem Thore zu. — Da kam ein Reiter auf einem hohen weißen Pferde die Straße herab. Ein kleiner, alter Herr, ein wenig nach vorn gebeugt, drei aufgerollte Locken an jeder Seite des Kopfes, der größer schien, als er zu diesem Körper paßte, und mit wunderbar markigen und eckigen Zügen ausgestattet war. — Mit seinen großen hellen Augen sah er überall umher, und schien auch Alles wohl zu bemerken, denn einige Male hielt er sein Pferd an und fragte Vorübergehende nach Dingen, auf welche er seinen Krückstock richtete. — Von Zeit zu Zeit lästete er auch den kleinen dreieckigen Hut, um die ehrerbietigen Grüße der Bürger zu erwidern, und dann blickte er mit wohl zu erkennender Lust und Güte auf den Schwarm von Kindern, der ihn und sein großes Pferd umgab. — Einige dieser kleinen Buben hielten sich an den Steigbiegeln fest, Andere faßten das Pferd an dem Schweif, ließen sich mitziehen und zupften ihm wohl gar ein Paar Haare aus. Die übrigen geizten stichtlich um die Ehre, dem edlen Reiter so nahe als möglich zu sein; sie tanzten und sprangen vorauf, und schrien, und ließen ihn

hoch leben. — Der alte Herr sah sich dann zuweilen um, besonders wenn sie es am Pferdeschweife zu arg trieben, und indem er seinen Krückstock und seine Stimme erhob, die aber gar nicht zürnend klang, rief er: „Jungens, macht mir den Schimmel nicht scheu!“ eine Warnung, die mit Gehorsam für einen Augenblick und mit neuem Freudengeschrei begleitet ward. — Einige Male hielt der Herr auch an, um Leuten aus den untern Ständen, oder in fremder ländlicher Tracht Bittschriften abzunehmen, welche er mit Würde empfing und freundlich ernst mit ihren Ueberreichern redete. Es war ein merkwürdiger Anblick, wie er immer weiter zog, ohne einen Diener, in der Mitte jubelnder Kinder; ein Anblick, der für unsere Zeit unmöglich geworden ist, dessen wenige Greise sich kaum noch, wie einer Fabel, erinnern.

Plötzlich drängte sich Elisabeth an seinen Weg und hielt in den aufgehobenen Händen ein Papier.

Der Herr hielt sein Pferd wieder an und winkte ihr näher. — „Was will Sie?“ sagte er. „Hülfe und Gerechtigkeit, allergnädigster König!“ erwiderte Elisabeth muthig.

„Wer ist Sie?“ fragte der König im strengen Tone.

„Eines Soldaten Tochter, Majestät.“ — Sie nannte ihren Namen.

„Wer hat Ihr denn was gethan?“ sagte der König und blickte freundlich herunter.

„Es steht Alles hier geschrieben,“ erwiderte Elisabeth und machte einen tiefen Knix, indem sie dem Monarchen ihre Bittschrift hinreichte.

„Gut,“ erwiederte der hohe Herr, indem er diese einstecken wollte, „ich werde es genau durchlesen.“

„Ach! Majestät,“ rief Elisabeth bittend und faltete die Hände, „wenn Sie es doch jetzt thäten, jetzt gleich.“

Die ernstesten Züge des großen Königs ließen ein halbverstecktes Lächeln zu. Er wies auf den Haufen der Kinder und sagte: „Ja, wenn die Jungens es mir erlauben, will ich's thun.“

Elisabeth stellte sich abwehrend dicht heran und rief: „Kinder, ihr müßt jetzt ruhig sein, der König will es haben und ich befehle es euch!“ Damit trieb sie die Knaben zurück, schlug einigen derb auf die Finger und der König sah lächelnd herunter und sprach: „Sie ist ein guter Allirter, so wird's gehen.“ Er durchflog den Brief, aber nach einigen Augenblicken wurde er sehr ernst. Seine blauen Augen waren voll Zorn, der auch in seiner Stimme lag. — „Ihr sollt Recht werden,“ sagte er, „ich will die Sache untersuchen; hat Sie aber gelogen und will Leute von Distinction verläumden, so marschirt Sie in's Spinnhaus.“

„Ich habe nicht gelogen, gnädigster König,“ sagte Elisabeth mit dem Stolz eines guten Gewissens; „ich fürchte mich nicht.“

Der König sah sie mit seinem eigenthümlich scharfen Blicke an. „Gut für Sie,“ sagte er; „geh' Sie jetzt nach Haus und schweige Sie still bis morgen.“

So ritt der hohe Herr fort mit seiner Escorte, welche sogleich das alte Spiel begann. Elisabeth aber war so voll Freude, daß die hellen Thränen ohne Halt aus ihren Augen

stürzten. Viele Menschen hatten sich gesammelt und fragten neugierig, was sie denn hätte, der König sei ja bitterböse, und wenn sie klug wäre, sollte sie ja nicht bis morgen warten, sondern so weit laufen, als sie immer könnte. Sie riß sich aber los, eilte durch die Straßen und erreichte ihre Wohnung, eben als Grabow eintreten wollte.

Eine sonderbare Umwandlung war mit ihr vorgegangen. So lange sie, nach verständiger Leute Ansicht, den hämischen Alten verabscheuen und hassen sollte, hatte sie ihn verlacht; jetzt, wo die Erlösung ihr nahe war, verabscheute sie ihn so sehr, und eine schreckliche Furcht schlich so lähmend durch ihre Glieder, daß sie sich an der Thür festhalten mußte und ihr Körper wie vom Fieber zitterte. Grabow hatte ihre Hand gefaßt und sah ihr prüfend in's Gesicht. Er kannte die Menschen, und wußte, was in ihr vorging, als sie mit gewaltfamer Hast sich frei zu machen suchte. — „Was ist denn das?“ sagte er. „Ist die Liebe meiner schönen Elisabeth schon so groß geworden, daß sie sich mit mir necken und böse thun will? Warte, Du loser Schelm, ich soll nun auch wohl um so zärtlicher sein, das willst Du.“ — Er sah dabei so boshaft aus, wie ein Affe, und Elisabeth schauderte vor Entsetzen, daß dies alte, böse Geschöpf, das ihr recht eigentlich wie ein Teufel vorkam, sie auch elend machen könne, wie ihren Vater. Im nächsten Augenblick kehrte jedoch ihr Muth zurück. Sie sah ein, daß sie nichts verderben dürfe, denn nun galt es, den Listigen zu überlisten.

„Wie,“ sagte sie in ihrer gewohnten Weise, „habt Ihr

noch immer den tollen Gedanken, mich zu heirathen, alter Lieutenant?"

„Mehr als je, mein süßes Herz,“ versetzte Grabow.  
„Sind wir nicht verlobt?"

„Und Ihr fürchtet nicht, daß ich Euch diese Thorheit bereuen lasse?"

„Nicht im Geringsten,“ erwiderte er.

„Gut, wir werden sehen, ich lache über Euch mit jedem Augenblicke mehr.“

„Und ich,“ sagte Grabow, „werde lachen, wenn Ihr aufgehört habt, mein Püppchen.“

„Ihr habt den armen Eberhard den Soldaten verkauft. Wollt Ihr ihn frei machen?"

„Was geht mich der Bengel an? aber wenn auch, ich machte ihn gewiß nicht frei.“

„Gewiß nicht?"

„Ganz gewiß nicht. Laßt ihn pfeifen, den Musikanten. Dort ist er an seinem Plaze. Komm, Elisabeth, Du blondes Närrchen, mach' keine bösen Augen, komm herein und in meinen Arm.“

„Nein,“ sagte sie entschlossen. „Thut mir einen anderen Gefallen.“

„Jeden, wenn ich kann.“

„Befreit mich heut von Eurer Gegenwart, mein schöner Bräutigam.“

„Und morgen,“ sagte er spottend, „was bekomme ich morgen?"

„Wenn morgen so ist, wie heut,“ erwiderte sie ernst-

haft, „so nehmt mich hin auf immer. Dann sollt Ihr keine Klage mehr hören, keinen Widerstand finden, nicht einmal lachen will ich. Ich will Eure Magd dann sein, schleppt mich zum Altar und wohin Ihr wollt.“

Grabow schwieg einen Augenblick und dachte nach, was sie vorhaben könnte. Er ahnte irgend eine Tücke, aber er wußte sie nicht zu finden. „Gut,“ sagte er langsam überlegend, „der Henker weiß, welche neue Schelmerei unter den blonden Flechten steckt, aber es mag darum sein. — Morgen also, und dann keine Bosßen mehr.“

Elsbeth nickte ihm zu, sprechen konnte sie nicht. Grabow musterte sie nochmals, dann schüttelte er den Kopf, drohte mit dem Finger und drehte sich kurz um. „Halte Wort,“ sagte er, „ich werde das meine halten.“

Das starke Mädchen war so voller Bangen, daß sie den Schweiß von der Stirn strich und erst nach einem Weilchen die Treppe hinaufsteigen konnte. — Die Mutter saß am Fenster und las eifrig in einem alten Gebetbuche. Man sah ihr auch die innere Angst und die Reue an, welche über sie gekommen war. Sie fragte nicht, wo Elsbeth herkomme; von dem Buche sah sie schnell auf, legte es verwirrt bei Seite und wischte heimlich die Augen. So ging es den ganzen Tag fort. Oft sah Margarethe ihre Tochter betrübt an und wollte mit ihr sprechen; aber Elsbeth vermied es. Sie zwang sich dazu, so heiter als möglich zu sein, allein die krampfhafteste Lustigkeit wollte doch nicht ausreichen. Dann fiel sie wieder in langes, banges Sinnen, wie es werden würde, was der König thun werde; gütiger Himmel!

ob nicht etwa das Kind den Vater verrathen und peinlichem Gericht überliefert hätte! — Wenn draußen Geräusch war und es klopfte an der Thür, so glaubte sie schon, die Schergen seien da; aber es waren ganz gewöhnliche Besuche, und je länger die Ruhe währte, je hoffnungsvoller wurde Elisabeth. Der hohe Herr hatte ihr ja Recht und Schutz versprochen, sie hatte ihm Alles vertraut, und Gottes Stimme in ihrem Herzen hatte ihn ihr als den einzigen Helfer und Schirmherrn genannt. Da wurde es Friede in ihr und Freude. Sie ging zu dem blassen, abgehärmten Vater, küßte sein graues Haar und flüsterte ihm mit prophetischer Ueberzeugung zu, daß nun Alles gut werden würde. — Die ganze Nacht lag sie ohne Schlaf; das Blut strömte durch die jungen Adern, als wollte es sie zersprengen; vor den offenen Augen trieben die Phantome bald ein lustiges, bald ein so arges Spiel, daß sie laut weinte. — Der König jagte sie mit dem fürchterlichen Krückstock fort, und draußen standen rohe Menschen, die sie anpакten und in's Spinnhaus führten. An ihrem Vater rasselten Ketten, er sagte: „Das hat mir mein einziges Kind gethan, die bringt mich in den schrecklichen Tod, und ihre Mutter wird auf den Straßen betteln und im Jammer sterben.“ — Grabow aber starrte sie böshaft an. Sein Kopf mit der schrecklichen rothen Nase wurde immer häßlicher und größer; er kam immer näher und die kleinen Augen funkelten wie glühende Kohlen darin, bis sie um Erbarmen laut aufschrie. Da war der Spuk vorbei. Nun kehrte sich Alles um und wurde freudig. — Eine junge, blühende Gestalt trieb den häßlichen Kopf zu-



rück. Elisabeth glaubte, es sei ein Engel, aber wie sie vor ihm niederstinken wollte, erkannte sie ihn. Es war Eberhard, der sie fest umarmt hielt, und der große König kam auf seinem hohen Pferde freundlich geritten und nickte ihnen zu. Da verschwanden alle Schergen und Ketten.

In dem Augenblicke wachte sie auf. Sie wußte nicht recht, war es das Rauschen und Klirren ihrer Flucht vor den Ketten im Traume, oder pochte es draußen in Wahrheit. — Der erste Dämmerchein fiel in ihre Kammer. Es klopfte heftiger und eine barsche Stimme rief nach dem Kanzellisten, da sprang Elisabeth aus dem Bett. — Sie warf mit fieberhafter Eile die Kleider über, dann rief sie: „Der Helfer kommt, das ist die rechte Stunde!“ und nun eilte sie hinaus nach der Thür, gerade als Vater und Mutter auch bestürzt herauskamen und ängstlich fragten, was es gebe?

Das flinke Mädchen hatte aber schon geöffnet, und herein trat ein baumlanger Mensch in glänzender Uniform. Es war ein Kammerhusar des Königs. „Ist Er der Kanzellist Spangenberg?“ fragte der blanke, stolze Königsdiener.

„Der bin ich,“ sagte dieser demüthig.

„So zieh Er sich rasch an, und Frau und Tochter auch. Ihr müßt Alle mit.“

„Wohin denn?“ rief der Kanzellist bestürzt.

„Zum Könige in's Schloß. — Ohne Umstände, vorwärts!“

Der Kanzellist sah wie ein Gespenst aus. „Zum Könige!“ stammelte er und faltete die Hände.

„Ach, gnädigster Herr!“ schrie Margarethe, „was haben wir armen Leute denn verbrochen!?“

„Verbrochen?“ sagte der Kammerhufar. „Ja, wenn Ihr kein gutes Gewissen habt, wird's Euch schlecht gehen; aber sonst ist gerade kein Verbrechen nöthig, um zum Könige gerufen zu werden.“

„Ach! wir armen Leute!“ rief die Frau weinend, „nun sind wir verloren! Ich bin aber an Allem schuld, die Beiden hier wissen gar nichts davon. Ich habe den Kaffee heimlich gebrannt, und wenn der König uns bestrafen will —“

Hier schlug der Kammerhufar ein dröhnendes Gelächter auf. — „Ihr albernes Weib,“ sagte er, „denkt Ihr denn, der König wird sich um solche Lappalien bekümmern? — Solch armes Volk denkt immer gleich an Böses, wenn ein großer Herr es der Ehre würdigt, mit ihm zu sprechen. Wer weiß, Frau, wie viel Gutes Euch heut noch geschieht.“

„Nun, wenn er nichts von dem Kaffee weiß,“ rief Margarethe beherzt, „so mag es kommen, wie es will.“

„Ja, mag es kommen, wie es will,“ murmelte der Kanzellist. — „Mag er mich richten lassen, es ist besser so.“

„Muthig, Vater!“ sagte Elisabeth, „dem großen Könige wollen wir vertrauen. Er ist gerecht und gütig; Du hast ja für ihn und seinen Thron gekämpft, manches Jahr, das wird er auch bedenken und ein gnädiger Richter sein.“

Der Kanzellist ergriff diesen Gedanken mit wunderbarer Kraft. Er zog sich eilig an, trieb sein Weib und war in kurzer Zeit fertig. — Unten stand ein Wagen, in welchen

ſie Alle ſtiegen, und ehe ſie es dachten, waren ſie im Schloſſe.

Der Kammerhuſar ging voran, die breite Steintreppe hinauf; ſchweigend folgte die bange Familie durch die Schildwachten und durch ein Gemach, wo Page, Adjutanten, gepuderte Herren mit Papieren in den Händen und andere in blihenden Kleidern umherſtanden und leiſe ſprachen. Die Herren ſahen die Ankömmlinge neugierig an und Margarethe hätte gern jedem einen tiefen Knix gemacht, womit ſie ſo eben begann, als ſie bemerkte, daß es weiter ging. — Sie wurden nun in ein zweites großes Zimmer geführt, und hier waren nur wenige ſehr ernſthafte alte Männer; geradeaus aber ſtanden die Flügelthüren geöffnet, dort ging es in ein kleineres Gemach, aus welchem eine laute, ſcharfe Stimme erſcholl, und ein kleiner Herr, der im Anziehen begriffen ſchien, ging hin und her dabei und ſprach mit einem andern, welcher ehrerbietig vor ihm ſtand. — Auf einem Schreibpult, deſſen weißer Atlasüberzug mit vielen Tintenſtellen überſtreut und zur Hälfte mit Papieren bedeckt war, brannten vier Wachskerzen auf ſilbernen Doppelleuchtern und bezeugten die frühe Thätigkeit des gewaltigen Geiſtes, der ſich berufen fühlte, nicht allein ſeinem Volke ein Selbſtherrſcher, ſondern der Schutzherr Europa's zu ſein.

Und dieſer große Monarch, zu dem die Welt mit Ehrfurcht und Bewunderung aufblickte, ging hier ganz unſcheinbar auf und nieder. Er hatte ſein Morgenkleid abgelegt und war in Hemdärmeln, aber er trug die be-

rühmten rothfuchsfigen, hohen Stiefeln, welche niemals gegläntzt oder geschmiert werden durften. Seine weiten Unterkleider von schwarzem Sammet waren keineswegs neu, und die silberbrochirte weiße Atlasweste nebst der faltigen Hemdkrause zeigten zahlreiche gelbe Flecke vom Gebrauch des Spaniol.

Während er umherging und sprach, goß ein Kammerdiener Wasser auf ein Tuch, das der König in der Hand hielt und mit demselben sich dann Gesicht und Hände überstrich. Dann und wann warf er den Blick durch die Flügelthüren in das große Gemach; seine hellen blauen Augen hatten ihr durchdringendes Feuer auch im hohen Alter behalten, und obwohl sein Körper im ersten Augenblick gebrechlich erschien, so sah man doch bald, daß er noch Lebenskraft genug besaß, die der Geist dieses großen Mannes ihm in höherer Potenz mittheilte, als der ursprüngliche Organismus ahnen ließ.

Die Blicke der armen bestürzten Familie waren ängstlich auf alle diese fremden Gestaltungen eines ihnen gänzlich unbekanntem Lebens gerichtet. Elsbeth allein dachte etwas ruhiger und weiter. Ihr Auge hing mit Bewunderung an dem mächtigen Herrscher; sie suchte seine Größe, welche ihr durch so viele Thaten und Sagen, freilich nur unvollkommen, bekannt war, mit seiner Erscheinung in ihrer kindlichen Weise zu vermitteln. Der königliche Greis mit seinen Eigenthümlichkeiten als Mensch, kam ihr um so erhabener vor, mitten unter den großen, gliederstarken, gepuzten Leuten. Sie hatte eine bewußte Ahnung davon,

wie ein Wink dieser kleinen, schwachen Finger Glück oder Leid über viele Tausende bringen konnte, und wie diese Gott gleiche Macht, von allen Leidenschaften getrennt, ein Strom von Segen werden müsse. — Das durchzuckte die Gedanken des verständigen Mädchens so stark, daß sie fast sich und ihr Schicksal auf einen Augenblick dabei vergaß. Die Gestalt des Monarchen wuchs riesengroß über alle die hohen Diener, sein altes weißes Haupt mit den leuchtenden Augen war so wunderbar gewaltig anzuschauen, daß sie die ihren wegwenden mußte, und kaum unterdrückte sie einen leisen Schrei, als sie an der andern Seite der Thür, wo sie selbst stand, den Eberhard sah, wie er lebte und lebte.

Der junge Mensch trug zwar einen Soldatenrock, aber er sah munter und gefaßt aus. Er lächelte ihr zu, legte die Finger auf den Mund, winkte ihr, als sie ihm näher treten wollte, und stand dann wieder steif, wie eine Kerze. Unter dem Arm hatte er ein Kästchen und in der andern Hand eine Rolle Papier, auf welche beide Gegenstände er verstohlen deutete, ohne daß Elisabeth recht verstehen konnte, was er eigentlich meine. — Nun aber glühte und jubelte der Gedanke in ihrer Brust, daß Alles sich zum Guten wenden werde und müsse. Da war der Eberhard ja, der dem Könige den Weg gezeigt, mit dem er freundlich gesprochen hatte. — Sie hatte ja auch Alles in ihrer Bittschrift deutlich geschrieben, wie er fleißig und geschickt sei, und der hohe Herr hatte sich seiner erbarmt, darum war er hier. — Jetzt war alle Furcht verschwunden, die Liebe fachte den

Muth an. Sie konnte die Zeit nicht erwarten, wo es losgehen würde mit dem Verhör, und horchte athemlos auf die helle Stimme im Cabinet.

„Und somit, mein lieber Cabinetsminister von Zedlig,“ sagte der König, „müßt Ihr vor allen Dingen dafür sorgen, gute Schulmeister zu erziehen. So lange die schlecht sind, helfen alle meine Edicte nichts. — Die Menschen müssen in der Welt zum Guten getrieben werden, von selbst thun sie nichts, ihr Urprinzip ist die Trägheit. — Wahre Aufklärung und Besserung, wenn sie irgend kommen kann, kommt aber durch Zerstörung der Vorurtheile. Man muß die Geister frei machen und zum Lichte der Wissenschaften führen. — Latein sollen sie in allen Schulen lernen, das giebt Anschauungen und Vergleiche. Das Alterthum war viel toleranter, und in manchem weiter, als wir. Logik soll auch getrieben werden, da lernen sie reden und ordnen ihr Denken. Es ist ein Unglück, daß es in den meisten Gehirnen so wüst aussieht, daß die Menschen sich keine Rechenschaft von ihrem Treiben geben können. Aber kurze Lehrbücher, kein Wust, der Auszug von Christian Wolf's Werken.“

Der Minister machte hier eine leise Bemerkung, wahrscheinlich, daß es an Lehrern der Philosophie ganz besonders fehle.

„Das ist Eure Sache!“ rief der König lebhaft; „dafür seid Ihr Minister. — Und darauf soll ganz besonders geachtet werden, daß nicht etwa die Theologen in die Philosophie pfuschen. Wenn die Theologen der Menschheit darin Lehrer sein wollen, so ist das gerade so, als wollte ein Advocat

meinen Offizieren in den Kriegswissenschaften Unterricht geben.“ — Dann ging er auf und nieder und stand wieder still. — „Besser machen, mein lieber Zedlig,“ sagte er und seine strengen Züge nahmen einen Ausdruck der Verachtung an, „werden wir die Menschen freilich wohl mit aller unserer Weisheit nicht. Narren und Thoren werden sie sein, und stehlen, betrügen und lügen, so lange die Welt steht, aber die Aufklärung kann es doch vielleicht einmal dahin bringen, daß sie sich nicht morden und wie wilde Bestien zerfleischen.“

In diesem Augenblick schien der König sich auf etwas zu besinnen. Er ließ sich einen großen blauen Rock reichen, auf welchem der Stern des Adlerordens befestigt war, faßte ein Papier, das auf seinem Schreibtische lag und trat bis an die Schwelle des Vorzimmers.

Von hier aus sah er die Wartenden an. — Frau Margarethe machte einen Knix bis an die Erde, der Kanzellist war mehr todt wie lebendig, Eberhard stellte sich noch gerader, Elisabeth aber schien Alles vergessen zu haben. Sie sah mit hoffender Begeisterung den König an, als wollte sie sagen: Da bin ich, ohne Furcht!

So blieb es wohl eine Minute, dann sagte der König: „Er ist der Kanzellist Spangenberg, der vormals Sergeant unter meinen Truppen war?“

„Ja, mein allergnädigster König,“ erwiderte der Kanzellist zitternd.

„Wo hat Er seinen Fuß gelassen?“

„Bei Freiberg, Majestät!“

„Er hat nach der Torgauer Schlacht eine Regimentskassette plündern helfen?“

Der Kanzellist wankte vor Schreck, aber mit dem Muth der Verzweiflung sagte er: „Es ist leider wahr, Majestät. Ich habe zweihundert Stück Dukaten davon bekommen; nichts angezeigt, nichts wiedergegeben.“

„Da wäre Er ein rechter Esel gewesen!“ rief der König und ein seltsames Lächeln lief durch seine Züge.

„Ach! Majestät,“ stammelte der blasse Kanzellist, die Hände faltend, „ich bin noch ein weit fürchterlicherer Sünder und Verbrecher.“

Der König wendete sich, ohne auf diese Beichte einzugehen, von ihm ab und zu dem jungen Soldaten.

„Aha,“ sagte er mit jenem Ausdruck gewinnender Güte, der unwiderstehlich die Herzen bezauberte, „Du bist es. Du hast mir einmal den richtigen Weg gezeigt, nun wird sich die Sache umkehren.“ — Er that einige Fragen über Eberhard's Herkommen und Verhältnisse, dann sagte er: „Kannst Du vom Blatte blasen?“

„Ja, Majestät!“

Der König deutete auf ein Notenpult in der Ecke. „Dort liegt etwas,“ sagte er, „versuche Deine Kunst.“

Mit klopfendem Herzen nahm der junge Mensch seine Flöte; seine Finger zitterten, wie sein Herz; da sah er Elisabeth an, sie lächelte ihm zu; er wußte wohl, daß es entscheidend sei, was er thäte, und muthig schlug er die verhängnißvollen Blätter auf. — Es war eines der zahlreichen Flötenconcerte von Quanz, welche dieser für den



König allein schrieb und die niemals vervielfältigt wurden. Eberhard begann stockend, bald aber wurden seine Töne rein und bestimmt; die für jene Zeit äußerst schwierigen Passagen rundeten sich leicht, voll und grazios; nur ein Paar Male kämpfte er mit den Hindernissen, und mitten in einem solchen winkte ihm der König zu, aufzuhören.

Der arme Eberhard. Er suchte in dem undurchbringlichen Gesicht des Monarchen, ob alle seine Fehler entdeckt seien. Thränen füllten seine Augen und leise stockend sagte er: „Es ist auch gar zu schwer für das erste Mal.“

Der König schien aber gar nicht darauf zu achten. Er kehrte ihm den Rücken zu und sagte zu dem Bagen an der Thür: „Die beiden Offiziere sollen hereinkommen.“ — Der hohe Herr blieb in der Mitte des Zimmers stehen, und als Elisabeth dem scharfen Blicke folgte, den er auf den Eingang richtete, sah sie mit Freude und Schrecken zugleich den Lieutenant Grabow und seinen Freund, den Capitain, hereintreten.

„Näher!“ sagte der König und deutete vor sich hin auf den Boden.

Grabow war sichtlich in großer Bestürzung. Der König musterte ihn einen Augenblick, dann sprach er zu dem Capitain:

„Er war vorgestern bei der Verlobung seines Freundes da, und dann hat Er mit ihm bis in die Nacht hinein getrunken. Dabei ist die Rede gewesen von einem großen Verbrechen, das der Mann dort nach der Schlacht bei Torgau an seinem Capitain verübt haben soll. Es ist aber Lug

und Trug, ich weiß es, und befehle Ihm hier, laut zu sagen, was er Ihm anvertraut hat.“

„Majestät,“ erwiederte der Capitain, der nicht minder verwirrt und erschrocken war, als Grabow, „der Lieutenant sagte mir nur, der Hauptmann sei längst todt und steif gewesen, als der Sergeant mit dem Bajonnet nach ihm gestochen habe. Er habe es ihm aber nicht gesagt, um ihn für seine That durch die Angst zu bestrafen.“

„Um ihn in alten Tagen um seine Tochter zu betrügen!“ rief der König mit scharfer Stimme. — Hier ließ er sein Auge mit so drohendem Ernst auf dem Sünder ruhen, daß dieser erbehte. Der König wandte sich um und sprach zu Eberhard: „Er hat gute Anlagen zum Musiker, aber als Soldaten kann ich ihn nicht brauchen. Mach Er, daß Er die Uniform vom Leibe zieht und geh Er dann zu Benda. Sag Er, ich schicke Ihn, und glaubte, Er könnte bei der Capelle gebraucht werden.“ — Und nun kehrte der Monarch sich wieder zu Grabow und hob die Hand drohend auf: „Hör’ Er mich an!“ sprach er mit seiner lauten, hellen Stimme. „Was Anno 1760 vorgefallen ist, will ich nicht weiter untersuchen; aber das Mädchen hier wird Er nicht heirathen, die kann einen Menschen nicht gebrauchen, wie Ihn. Er hat sich aber mit ihr verlobt, also muß Er ihr Abstandsgeld geben. — Er zahlt ihr zehntausend Thaler mit den Zinsen von 1760 an. Er merkt wohl, was ich sage. Ich werde Leute mitschicken, die das Geld nach sich nehmen, dann kann Er gehen. Mein Dffizier ist Er nicht mehr, und Pension bekommt Er keinen Pfennig weiter. Wenn

Er ein Gut in Preußen geerbt hat, so kann Er sich dahin scheeren, da kann Er sterben.“

Bei diesen Worten wies der König nach der Thür, zugleich drehte er sich um, ging in sein Cabinet und ließ die Theilnehmer dieser Scene voll Jubel, Dank, Bestürzung und wüthendem Zorn zurück.

Der Kanzellist wußte gar nicht, wie ihm geschehen war. Eine ungeheure Last von Gewissensangst und Kummer war von seiner Brust gefallen. Ganz starr sah er dem Könige nach, dann faltete er die Hände, seine Augen, aus welchen die Thränen unaufhaltsam brachen, leuchteten doch vor Entzücken. — Er umarmte Margarethen, Elisabeth und Eberhard, der diese so fest hielt, als könnte der grimmige alte Mensch in der Ecke dort ihr doch noch ein Leid anthun, und sagte dann, den Ort vergessend, wo er war, ganz laut: „Gott vergeb's dem Schelm, der mich um so viele schöne Jahre meines Lebens betrog, Glück und Seligkeit und mein einziges Kind dazu forderte. Es mag wohl auch eine Himmelsstrafe gewesen sein; aber könnt' ich nur einmal noch meinen großen König sehen und ihm auf den Knien für seine Gnade und Hülfe danken.“

„Wart Er nur, Herr Better,“ flüsterte Eberhard; „wenn ich erst in der Capelle bin, da giebt es wohl Gelegenheit, den lieben Herrn zu sehen und ihm zu danken. — Und daß Er's weiß, Herr Better, die Elisabeth laß ich nicht, die ist mein, die hat der König mir auch gegeben. Das sah ich in seinen hellen Augen, wie er mich ansah, und dann meine herzliche Muhme.“

Der Kanzellist nickte ihm ganz selig zu, er drückte seine Hände, und wahrscheinlich hätte das königliche Vorzimmer eine förmliche Versprechung erlebt, wenn der lange Kammerhusar nicht der Sache ein Ende gemacht hätte.

Er sagte den entzückten Leuten ganz ohne Umstände, sie möchten jetzt machen, daß sie fortkämen, hier gebe es mehr zu thun, und dabei machte er die Thür weit auf, ein Zeichen, das sie ganz richtig deuteten und rasch durch eine lange Reihe reich decorirter Herren davongingen.

Grabow hatte kein Wort gesprochen, er wußte, daß es unnütz war, und faßte seine Entschlüsse ganz in der Stille. — Als er hinausging, wies der große Mensch auf zwei wartende Personen, die eine war ein Offizier, die andere ein Regimentsauditeur. — „Diese beiden Herren,“ sagte er, „werden Sie begleiten und das Geld in Empfang nehmen.“

„Ich hoffe,“ sagte der Auditeur, „Sie machen keine Umstände, Herr Lieutenant, denn nöthigenfalls sind wir beauftragt, mit Gewalt zu nehmen, was wir finden, Sie selbst aber in sicheren Gewahrsam zu bringen.“

„Ist nicht im Geringsten nöthig,“ sagte Grabow sehr freundlich. — Sie gingen in seine Wohnung, ohne Zögerung öffnete er das alte Pult und holte aus allen Kästen das nöthige Geld hervor, dessen Zinsen der Auditeur pünktlich berechnete und ihm dann eine Quittung darüber ausstellte, worauf sie sich ganz höflich empfahlen. Als sie fort waren, ging er lange ingrimmig umher. „Welche Gesetze,“ sagte er endlich zornig, „regieren denn die Welt, wenn langjährige Klugheit und die beste Berechnung von solchen Tölpeln

überlistet werden können. Welcher Satan hat mich verrathen? Wie heißt der schlaue, unbekante Feind, der eines Königs Allmacht auf mich hegte!? — Sollte es Elisabeth sein, dies unbesonnene, unwissende, alberne Geschöpf!?" — Er ging heftiger umher. — „Die Geschichte ist aus!“ rief er; „ich bin der Betrogene, und kann und werde mich nicht beklagen! Ich könnte allen diesen Dummköpfen mit dem kältesten Blute den Hals umdrehen, aber ich werde mich hüten, auch nur den Finger auszustrecken. — Meine Kasten sind leer, was ich viele Jahre sorgsam bewachte, ist nun ihr ohne Mühe; ich habe es für sie gestohlen und gespart, ihren Vater für sie in jener blutigen Nacht zur raschen That getrieben. — Welche seltsame Verwickelung! — Wie nun, alter Grabow, wenn Alles so gefügt wäre, wenn Alles so kommen mußte!? — Welche neue Narrheit!“ rief er nach einer Minute voll Nachdenkens. — „Mag das blonde junge Weib den pfeifenden Jungen heirathen, und alle Plagen einer glücklichen, gesegneten Ehe über sie kommen. — Ich werde als ein kluger Mann sehen, was für mich unter diesen Umständen zu thun ist. — Kann's die Elisabeth nicht sein, bleibt mir Frau Katharine, denn den kleinen Franzosen werf ich doch noch aus dem Sattel.“ Er überlegte sich das einen Augenblick, zog dann sein neues Verlobungskleid an, nahm Hut und Degen und stolperte die Treppe hinunter. — Leise klopfte er an die Thür der Witwe, und als beim zweiten Male nicht geöffnet wurde, riß er sie auf, denn er hörte sprechen darin. Aber welche Scene erblickte er. Der Contrôleur von der Regie lag auf den Knien vor der huld-

reichen Frau, die sich im malerischen Anschauen über ihn hinbeugte und Thränen der Rührung weinte.

Bei der unerhofften Störung sprang der Controleur wüthend auf, die zornige Witwe war jedoch noch schneller als er. — Wie ein Sturmwind flog sie auf den Lieutenant los und schrie mit ihrem gellenden Organe: „Gut, daß Sie kommen, würdiger Herr Grabow; obgleich es eine Unverschämtheit ist, so mir nichts dir nichts in anderer Leute Zimmer zu treten; aber, wie gesagt, gut, daß Sie kommen, da habe ich gleich das Vergnügen, Ihnen hier meinen Bräutigam, den Herrn Obercontroleur Dubois, vorzustellen.“

Grabow verbeugte sich und sagte mit vieler frommer Salbung: „Gratulire von Herzen! Ein würdigeres Paar konnte Gott niemals vereinen.“

Die Witwe wurde aber dadurch noch wüthender, denn er schien sich gar nicht zu ärgern. — „Und daß Sie es wissen, mein Herr!“ schrie sie, „es wird mir lieb sein, wenn Sie recht bald mein Haus von Dero werther Gegenwart befreien.“

„Morgen, hochverehrte Frau!“ versetzte Grabow ruhig. „Ich reise nach Preußen, wohin mich der König mit besonderen geheimen Aufträgen schickt, welche ich dort zu vollziehen denke. So kam ich, um Abschied zu nehmen.“

Mit feierlicher Würdigkeit verbeugte er sich und sicherte dadurch wenigstens seinen letzten Tag in diesem Hause vor allem Spott. — Frau Katharine war äußerst bestürzt. Als Abgesandter Sr. Majestät hatte Grabow sogar das Ver-

gnügen, den Kummer und Aerger der Witwe beobachten zu können, und noch lange nachher erzählte diese oft seufzend, wenn sie gewollt hätte, könnte sie nun längst Generalin oder Gesandtin sein und eine andere Rolle spielen, als eben jetzt, wobei sie nicht verfehlte, die schlechte Zeit zu beklagen und ihrem Manne, dem schweigsamen Obercontrolleur, ein Butterbrod weniger zu geben.

Grabow vollzog in der That die geheimen Aufträge des Königs sehr bald. Die Menschen meidend und gemieden von ihnen, starb er nach einiger Zeit, eben als er von seinem Freunde, dem Capitain, Nachricht erhalten hatte, Elisabeth habe richtig den Musikanten geheirathet, der in der Capelle angestellt sei.

---

## **Hoffnungen und Täuschungen.**

---

N o v e l l e

von

**I s i d o r. (v. M.)**

---

Das Lever war abgesagt — König Joseph sei unwohl, meldete der Hofmarschall, und eine Grabesstille, nur unterbrochen von den eintönigen Schritten der Wachen, herrschte in der Gegend des königlichen Palastes zu Madrid, wo die Zimmer des Monarchen lagen. — Es war am 30. August des Jahres 1809 — zwölf Tage vorher das Edikt erschienen, was die bedeutendsten Mönchsorden des Königreichs aufhob und damit die sämtlichen reichen Pfründen, die unermesslichen Schätze der Kirche in die erschöpften Quellen der öffentlichen Verwaltung zurückführte. Aber Spanien war nicht das Land, wo die Folgen einer solchen Maßregel segensreiche Früchte tragen konnten. Eine stille, dumpfe, Verderben brütende Wuth kochte im Herzen des Clerus, die fanatische Natur der Priester, des Volkes, des Nationalgeistes war in der Wurzel verletzt, weil die verschiedensten Interessen des Eigennuzes in Conflict geriethen — und



dürstete nach Rache. Der weiche, gutmüthige König, ein liebenswürdiger Privatmann, aber nicht zum Herrscher, am wenigsten der pyrenäischen Halbinsel, geboren, empfand bereits die Wirkung seines gerechten aber unklugen Schrittes in den blassen, verzerrten Zügen der höhern Geistlichkeit, in den Pamphlets, welche, jeden Morgen an den öffentlichen Gebäuden und Kirchen angeschlagen, die Schau- und Hörlust des gaffenden Volks beschäftigten, in dem drohenden Stillschweigen des Publicums, wenn er sich öffentlich zeigte, und fühlte die Grundpfeiler des noch nicht befestigten Thrones wanken. — Er zitterte im Innersten der kommenden Zeit und dem, was sie für ihn bringen werde, entgegen, und saß, das sorgenschwere, braunlockige Haupt gestützt, die feinen Züge seines edlen Gesichts von Sorgen und geheimer Angst durchwühlt, auf dem prächtigen Lehnstuhl am Schreibtisch, die Masse der zur Unterschrift bereit liegenden Papiere mit schweren Seufzern durchmusternd.

Da öffnete sich leise die Tapetenthür, ein schöner Mann in mittlern Jahren, die hohe Gestalt etwas gebeugt, trat — vom dienstthuenden Kammerherrn eingelassen, der auf des Königs Wink sogleich wieder verschwand — herein. Das bleiche, süßlich gefärbte Kolorit seines regelmäßigen Gesichts zeigte lebhaft den Wechsel der Farbe, als er den Monarchen erblickte. Er näherte sich ihm langsam, beugte das Knie und drückte die Hand des Königs, der ihm aufzustehen winkte, ehrerbietig, aber heftig an seine Lippen.

„Sein Sie mir willkommen, Graf Estrella,“ sagte Joseph mit jenem huldreichen Lächeln, was ihm die Herzen

gewinnen mußte. — „Sie kommen, Abschied zu nehmen?“ — „Ew. Majestät schenken mir das Leben in der wiedergegebenen Freiheit,“ entgegnete der Graf und sein schwarzes Auge sprühte Funken; „das offene Grab jenes Klosters, in welchem ich meine Jugend vertrauert, öffnete Ihr erhabenes Königswort — ich durfte wieder hervorgehen an das Licht — ich durfte wieder ein Mensch sein. — Aber die Wuth meiner Familie, der Haß des ältern Bruders, der jetzt gezwungen, die reiche Erbschaft unseres Vaters mit mir zu theilen, nur meinen Tod als das einzige Mittel ansieht, im unverkürzten Besitz der Güter zu bleiben — sie zwingen mich zur Flucht; ich darf nicht, wie ich gewollt, im Vaterlande mich ansiedeln, das neu geschenkte Leben nicht meinem erhabenen Herrn weihen, für den in den Tod zu gehen, mir Wollust wäre.“ —

„Ich weiß, ich kenne Ihr dankbares Herz,“ erwiderte der Monarch, „und es würde entschiedenen Werth für mich haben, Sie an meine Person zu fesseln; aber hier ist unter diesen Umständen freilich keine Sicherheit für Sie — Sie müssen fort. — — Wer ist hier sicher,“ setzte er mit einem leisen Seufzer und gezwungenem Lächeln hinzu, — „kaum der König selbst —!“ —

„O möchten Ew. Majestät nicht so niedrig von einem Estrella denken!“ rief der Spanier begeistert, „möchte es dem gewesenen Mönch vergönnt sein, die Schmach der langen Gefangenschaft durch einen rühmlichen Tod in dem Interesse seines Königs abzubüßen, für seinen erhabenen Erretter das letzte Blut freudig zu verströmen —! aber eine andere, nicht

minder heilige Pflicht mahnt mich zur Flucht, zur eiligsten — ich muß schon in dieser Nacht abreisen — wollen Ew. Majestät mir gnädig noch einen Moment Gehör schenken?“

„Deshalb beschied ich Sie ja zu mir,“ erwiderte Joseph freundlich; „reden Sie!“

„Meine Schwester,“ begann der Graf, „ein reizendes, unschuldiges, siebzehnjähriges Mädchen, bestimmt der Barbar, den ich Bruder nennen muß, jetzt unabänderlich für das Kloster. — Mein Austritt, die Erstattung meines Vermögens, was er stets als das seinige betrachtet, macht den Geizigen rasen, — Elvire soll büßen, was ich verschuldet und ihn durch ihre Aussteuer entschädigen — er gebietet als Oberhaupt der Familie und natürlicher Vormund, daß sie morgen das Noviziat im Klarenkloster antrete. Aber die Unglückliche kann, will nicht aus der Welt scheiden, an die sie bereits das Band einer heißen Liebe fesselt — sie will mich begleiten oder sterben.“ — —

„Aha — also eine Entführung,“ lächelte der König; „so eilen Sie denn und nehmen das schöne Kind mit sich.“

„Sie wird mich als mein Diener in Männerkleidern begleiten; nun flehe ich Ew. Majestät an, sich unsrer noch annehmen zu wollen, bis wir die Grenze erreicht; — wenn man uns nachsetzte, — zurückbrächte, — wir wären verloren, — Gift oder Dolch würde mich wie die Arme treffen, wenn der Wüthende nicht Mittel fände, die ihm bald entgangenen Opfer in irgend eines Kerkers ewiger Nacht zu vergraben.“

„Welch ein Land, Welch ein Volk!“ — sagte der König schauernd, „wo die innigsten Familienbande vor dem Drange rasender Leidenschaften spurlos dahinsinken! — Aber noch bin ich König,“ setzte er mit Würde hinzu, „und hoffe, die Macht wird mir nicht fehlen, wenigstens hie und da ein Menschenglück zu sichern. — Warten Sie — “

Er wendete sich zum Schreibtisch, warf einige Worte auf ein Blatt, überlas es, nahm dann aus einem Kästchen zwei kostbare Brillantringe und reichte Beides dem Grafen. „Dieser Paß sichert Ihre Flucht und führt Sie unaufgehalten über die Grenze, und diese Ringe,“ setzte er mit gewinnender Milde hinzu, „seien Ihnen ein Andenken an Ihren wohlwollenden König, der eine für Sie, der andere für Donna Elvira, — am Trauungstage möge er die schöne Hand der Braut schmücken; — wer ist der Glückliche, dem sie ihr Herz zugeneigt?“

„Oberst Werni, ein braver Schweizer bei der Division St. Cyr,“ erwiderte der Graf etwas zögernd; „zwar leider kein Edelmann von Geburt, aber im vollsten Sinne ein edler Mann.“

„Auch Sie sind es,“ entgegnete der König, ihn wohlgefällig betrachtend, „daß die wahnsinnige Aristokratie Spaniens nicht in Ihrem doch so alten edlen Blute wüthet.“

„Der klösterliche Aufenthalt während dreißig trauriger Jahre rottete die einstigen Vorurtheile aus,“ sagte der Graf düster; „der Glaube an Menschenwerth erhöhte sich, als ich in meiner einsamen Zelle vernahm, wie viel Herrliches sich aus der Dunkelheit der Geburt unter andrem Himmels-

strich entwickelte, während hier die Dumpfheit der glänzend eingebornen Dynastie das unglückliche Land dem Elend preisgegeben. — Doch würde ich nie mich unter den Ansprüchen meiner Geburt vermählen, allein anders ist's mit einem Mädchen, deren Name das kommende Geschlecht nicht bedarf.“

Der König war leicht erröthet. — „Stolzer Spanier,“ sagte er, „möge nie der Tag kommen, an welchem der Ruhm Ihrer Ahnen mit den Forderungen des Herzens in Conflict geräth — — ! — Nur Gutes wünsche ich Ihnen auf Ihrem weiten gefährvollen Wege — wohin wenden Sie sich?“

„Nach Deutschland, Ew. Majestät,“ entgegnete der Graf, empfing die Ringe und das wichtige Papier, beugte wieder das Knie vor dem Könige und drückte einen langen, heißen Kuß auf die dargereichte Hand — „Gott und die heilige Jungfrau sei mit meinem erhabenen Herrn!“ sagte er feierlich, „er schütze Ihr gesalbtes Haupt und verderbe Ihre Feinde — Ihr Bild umschwebt mich noch in meiner letzten Stunde.“ — Seine Thränen benetzten des Monarchen Hand.

„Reisen Sie mit Gott, Graf Estrella,“ sagte der König, beklommen ihm die Hand drückend; — „unser beider Zukunft ist noch umflort — leicht enthüllt sich die Ihrige fröhlicher, als die Ihres Königs.“

Stumm verbeugte sich der Graf nochmals, legte die Hand auf das Herz und verschwand durch die Tapetenthür, welche der dienstthuende Kammerherr hinter ihm verschloß. Joseph

sah ihm lange ernst und schweigend nach — dann wendete er sich mit einem tiefen Seufzer wieder zum Schreibtisch.

## 2.

Auf der weißen Gartenbank im gräßlich Estrella'schen Park saß ein junges, kaum funfzehnjähriges Mädchen, emsig mit einem etwa um drei bis vier Jahre jüngern Knaben beschäftigt. Es war für den flüchtigen Beschauer ein ungemein reizender Anblick, dem des Mädchens holdes, roßiges Unschuldsgesichtchen, dem die dunkelblauen, ernstesten Augen einen überaus sinnigen Ausdruck gaben; die durch das lockere Gezweig der Trauerweiden am nahen Quell schräg hereinfallenden Sonnenstrahlen, welche dem tiefschwarzen Haar ätherische Funken zu entlocken schienen, des Laubes zitternde Bewegung im Abendwinde, — endlich der runde, weiße, um den Hals des schönen Knaben geschlungene Arm, dem die rechte Hand ein kleines Buch vorhielt, — Alles das gab ein wahrhaft reizendes Bild. Aber dem länger und näher Betrachtenden mußte bald der starre, seelenlose Blick des Knaben, die vollkommene Todtenruhe in dessen regelmäßigen, echt griechischen Zügen, die Blässe der Lippen und sichtliche Erschlaffung der ganzen kleinen Gestalt, der nur der stützende Arm des jungen Mädchens einige Festigkeit zu geben schien, — fast unheimlich vorkommen.

„Eins — zwei — drei —“ begann sie langsam, —  
„zähle mir nach, lieber Franzesko.“

Ein ausdrucksloses Anstarren des Knaben war die Ant-

wort. Sie wiederholte mit Nachdruck die genannten Zahlen, doch erst nach mehrmaligem unermüdeten Vorsagen lallte er ihr nach: — „Eins — drei — acht —“

„Noch einmal!“ bat sie, ihm die bleiche Wange streichelnd, und er begann von neuem, doch mit eben so wenigem Erfolg. „Wie heiße ich, Franzesko?“ fragte sie nun, ihn lieblosend — „wie ruffst Du Deine Schwester?“

Ein unartikulirter Ton beantwortete die mehrmals gethane Frage.

„Binzenzia!“ sprach sie endlich mit sichtlichem Wehmuth, das kleine Haupt des unglücklichen Kindes leise an die Brust drückend, und der melodische Laut der schönen Stimme hob den weichen Namen noch lieblicher hervor; — „sage mir das nach, mein Franzesko.“

„Bin-zen-zia —!“ lallte Franzesko dumpf vor sich hin und lächelte wie im stillen Wahnsinn.

Da rauschte es im Gebüsch — ein schlanker Jüngling, gefolgt von einem großen Jagdhunde, schritt hervor und auf das Mädchen zu.

„Endlich! — endlich kommst Du, lieber Leo!“ rief Binzenzia fröhlich aufspringend und reichte ihm die kleine Hand; — „wo bleibst Du nur so lange — wie hab' ich Dich vermißt —“

„Die Jagdlust trieb mich umher,“ entgegnete der junge Jäger, warf die Mütze in das Gras, sich daneben, und das schwarzlockige Haar durchwühlend, sagte er leichtthin: „Gieb mir zu trinken, Binzenzia, ich glühe von dem weiten Wege;

ah, sieh dort — wie gerufen!“ Er ergriff einen kleinen Silberbecher und neigte sich damit zum Becken des Duells.

„Bist Du bei Sinnen, Leo —?“ rief das Mädchen ängstlich, ihm den Becher entwindend; „willst Du Dir den Tod geben nach dieser Erhitzung. —“

„Den Tod!“ lachte Leo, daß die Perlenzähne des schönen Mundes sichtbar wurden, — „sei kein Narrchen; was soll mir das schaden; ein Mann muß nicht so ängstlich auf sich achten;“ — er schöpfte Wasser und führte bereits den Becher zum Munde.

„Ich gebe es nicht zu, Leo,“ sagte sie hastig, strebte ihm den Becher zu entreißen, und als es ihr nicht gelang, schlang sie den schönen Arm um seinen Hals und hielt ihm den Mund zu, während die andere Hand den Becher abwehrte.

„Du bist ein rechtes Kind,“ schalt er; „denkst Du, Dein Vetter sei ein solcher Schwächling, daß er sich von einem Mädchen zwingen läßt — ? —“

Doch Vinzenzia streichelte seine blühende Wange — „thue mir's nicht zu Leide, Leo,“ sagte sie bittend; „sieh, ich würde nicht wieder ruhig, wenn Du jetzt trinkst; ich ängstigte mich zu Tode — ich stirbe, wenn Du krank würdest. —“

„Hast Du mich denn so lieb?“ fragte er weicher und sah ihr in das himmlische Auge.

„So sehr, wie mich selbst!“ versicherte sie; — „nein, viel mehr als mich selbst.“

„Du gutes Kind!“ sagte er mit Herzlichkeit, umfaßte sie freundlich und küßte unbefangen ihre frischen Rosenlippen.



Vinzenzia erwiederte seinen Kuß — allein plötzlich überzog eine brennende Röthe ihr liebliches Gesicht, sie schlug das schöne Auge zu Boden, machte sich sacht von ihm los und sagte, immer noch heißer erröthend — „da kömmt der Vater.“ —

„Märrchen, was schadet das? — laß ihn kommen,“ lachte Leo; „soll er etwa nicht sehen, daß ich meiner Cousine für ihre mütterliche Matronensorgfalt einen Kuß gebe? —“

Graf Estrella näherte sich, — immer noch ein schöner, hochgewachsener Mann, trotz der vorgerückten Jahre. Sein dunkles, stark mit Grau vermishtes Gelock beschattete die edle Stirn, und der unerschütterliche Stolz seines Vaterlandes und Geschlechts, einst selbst seinem Könige gegenüber sich behauptend, ruhte auch noch jetzt in den regelmäßigen Zügen des bald sechzigjährigen Mannes, die einen schweren, nur mühsam bekämpften Gram verriethen.

„Was habt ihr?“ fragte er, sich zu der ein wenig schmollenden Vinzenzia wendend; — „habt ihr euch wieder gezankt?“

„Ein wenig, Oheim,“ erwiederte Leo unbefangen; „denken Sie nur, die kleine Vinzenzia zürnt mir, daß ich sie aus Dankbarkeit für die übertriebene Sorgfalt um meine Gesundheit geküßt.“

Der Graf runzelte die Stirn — ein Seitenblick nach der Tochter zeigte ihm das jungfräulich erröthete Gesicht des jungen Mädchens, ein zweiter jedoch des Neffen arglose Unbefangenheit.

„Laß die Poffen,“ sagte er ernst; „Vinzenzia entwächst

der Kinderei, und es will sich diese Vertraulichkeit bald nicht mehr schicken.“

Leo verbeugte sich, und eine dunkle Wolke überflog seine schöne Stirn, als er sich schweigend entfernte. Vinzenzia, zu dem kleinen Bruder gewendet, griff hastig nach dem entfallenen Buche und begann ihr ewiges mühsames Geschäft, aber der arme Knabe blickte mit gefalteten Händen träumerisch empor und achtete nicht auf ihre freundlichen Worte.

„Unglückliches Kind!“ — sagte der Graf, mit verchränkten Armen näher tretend, und legte die Hand auf den Lockenkopf des Blödsinnigen — „unglücklicherer Vater!“ — fuhr er mit schärferem Accent fort, und eine fürchterliche Bitterkeit, gemischt mit unsäglichem Schmerz, zuckte über sein Gesicht; — alle Hoffnungen meines Lebens hatte ich auf Deine Geburt, auf Deine Erhaltung gestellt, — und alle sind verloren —! mein Geschlecht erlischt mit mir, hier und im Vaterlande, wo es Jahrhunderte hindurch so stolz geblüht. — Ist es der Fluch des Bruders, der mir folgte, als ich, seine Habsucht täuschend, aus den heiligen Mauern schied, die von früher Jugend an meine Bestimmung gewesen — ist es die rächende Gerechtigkeit des Himmels, die mich dafür in diesem unglücklichen Kinde mit unsäglichem Weh heimsucht —!?“

Er hatte den letzten Theil dieser Ergießung nur murmelnd, mit zusammengebißnen Lippen gesprochen, und die Tochter, des Vaters heftige Bewegung gewahrend, verlor sich leise und unmerklich im Gebüsch. Der Graf aber ging,

den ihm willenlos folgenden Knaben führend, langsam dem Schlosse zu.

### 3.

Viele Jahre lagen zwischen jener Flucht aus dem Vaterlande und diesem Abende. Die Flüchtenden hatten damals, geschützt von der königlichen Sicherheitskarte, gefahrlos die Grenze erreicht und überschritten. In dem weiten Bereich des österreichischen Kaiserstaates anlangend, öffnete des Grafen Estrella Reichthum ihm bald alle Quellen irdischer Genüsse. Aber des ehemaligen Mönches fester, abgeschlossener Sinn widerstand allen Lockungen mit der Energie seiner starken Seele. Der Schwester glühendes Herz fand nur in des Geliebten bald darauf errungenem Besiz seinen Himmel; denn der Oberst, dessen Wunden ihn zu fernerm Kriegsdienst unfähig machten, ging mit ihr nach seinem romantischen Vaterlande, dem Pays de Vaud. Hier ward Elviren an der Seite ihres angebeteten Gemahls ein reines, ungetrübtes Glück, was nur mit dem Tode Werni's endete, der nach funfzehn glücklichen Jahren von ihrer Seite schied. Die trostlose Witwe folgte ihm in Jahresfrist, und der einzige Sprößling dieser Ehe, der vierzehnjährige Leo, stand allein in der Welt, ein hochgewachsener, schöner Knabe, dessen frischer, kräftiger Schweizer Sinn sich mit der tiefen Blut seiner spanischen Mutter mischte. Der Oberst hinterließ keine Reichthümer, das Glück hatte ihn in dieser Hinsicht nicht freigebig bedacht, und sein edler Sinn verschmäht, sich während des Krieges deren auf zweideutigem Wege zu erwerben. Die mit Elvirens Hand erhaltene reiche Aussteuer

und Berni's Pension genügten zwar vollkommen zum frohen, sorgenfreien Leben der glücklichen Gatten, allein bei den revolutionären Stürmen in Spanien verlor das Ehepaar den größten Theil seines Vermögens, und der kolossale Reichtum des ältern Grafen Estrella, der nach dessen Tode unverkürzt an den jetzt in Deutschland lebenden Grafen Paolo fiel, ward von diesem zur Stiftung eines großen Majorats in der neuen Heimath benutzt.

Graf Paolo Estrella hatte, nachdem er in einer der schönsten Provinzen Oesterreichs bedeutende Güter angekauft, eine Weile still und ziemlich zurückgezogen von der Welt gelebt, da gelangte die Nachricht vom Tode seines ältern Bruders an ihn, dessen Söhne bald nachher eine ansteckende Krankheit in der Blüthe des jugendlichen Alters gleichfalls hinwegraffte. Mit der ungeheuern Erbschaft fiel ihm nun auch die Pflicht für die Erhaltung des alten Stammes zu und die Nothwendigkeit seiner Vermählung. Ueber die Jahre jugendlicher Wallungen hinaus, glaubte er mit der Liebe völlig abgeschlossen zu haben. Nicht frei von dem aristokratischen Stolze seines uralten Hauses, hatte der Schwester Verbindung mit dem wackern aber nicht ebenbürtigen Schweizer, dessen blutjunger, auf dem Schlachtfelde erworbener Adel nicht in Betracht kommen konnte — jenem doch eine empfindliche Wunde geschlagen, und nur Elvirens ausdauernde Beharrlichkeit, der sich überall bewährende moralische und geistige Werth des edlen Schweizers, endlich die Betrachtung, daß Elvire nur ein Mädchen, und die Mesalliance eines solchen von keinem bedeutenden Gewicht

für die Ehre des Stammbaums sei — alle diese Gründe vereint hatten gestügt, und er die Schwester mit freudigem Herzen zum Altare und in die Arme des Erwählten geführt. Andere Pflichten aber leiteten ihn, den Letzten seines Geschlechts. Er suchte lange unter den edelsten Töchtern des Landes und fand endlich in einem schönen zarten Mädchen fürstlicher Abkunft, dem sich sein Herz noch in warmer Liebe zuneigte, die gewünschte Braut. Sie ward die Seinige, und an dem Tage, wo Elvirens Sohn das vierte Jahr erreicht, legte die junge Gemahlin des Grafen auch ihm das erste heiß ersehnte Pfand ihrer glücklichen Verbindung in den Vaterarm. Aber es war ein Mädchen! kein Sohn, auf dem fortan als Träger des stolzen Namens Estrella alle seine Hoffnungen ruhen konnten. — Mit trübem Lächeln stand er an dem prächtigen Lager der Wöchnerin, noch bleicher als gewöhnlich das ernste Gesicht, und sein gesenkter Blick ruhte finster auf dem kleinen holden Wesen, welches das Schicksal an seine Vaterliebe gewiesen hatte, ohne seinen Vaterstolz zu berücksichtigen.

Der jungen Gräfin erste Mutterseeligkeit verschwand vor diesem Blicke, — ein fieberhaftes Zucken erschütterte ihren zarten Körper — sie reichte dem Gemahl die schöne, bebende Hand, und ihn näher an sich ziehend, hauchte sie kaum hörbar mit herzerreißendem Ton: „Vergib mir, mein Paolo, daß ich Dich getäuscht, schuldlos das erste Mal Deine liebsten, schönsten Hoffnungen getäuscht, — aber laß Dein Vaterauge segnend auf diesem armen Kinde ruhen, oder Du tödtest mich.“ — Vor diesen Worten, diesen Tönen, schmolz

des Grafen Mißmuth in heißer Reue und Schmerz dahin — er beugte sich über die geliebte Gattin, ihre kalten Hände und Lippen mit Küßen bedeckend, und flehete, sie mit den süßesten Namen nennend, um Vergebung, die ihm nur zu gern gewährt ward. Auch des schlummernden Mägdeleins kleine Stirn weihete der väterliche Kuß zu seiner Liebe ein, und Vinzenzia entbehrte dieser fortan nie.

Zwei Jahre vergingen — kein männlicher Erbe krönte die heißen Wünsche des Grafen, Vinzenzia schien das einzige Kind zu bleiben, und Estrella's stiller Ernst ward zum finstern Mißmuth. Er grollte mit der Vorsehung, die ihm den einen höchsten Wunsch versagte, während sie jeden kleinern, überflüssigen verschwenderisch erfüllt. Seine fortwährend düstere Stimmung wirkte schwer und schmerzlich auf das weiche Herz der Gattin; sein düsterer Blick schien mit leisem, zwar unausgesprochenem aber drückendem Vorwurf auf der Schuldlosen zu haften, und der Gram zehrte unmerklich aber sicher an ihrer Lebensblüthe. Nur bemüht, dem Gemahl eine immer gleiche milde Freundlichkeit zu zeigen, sah er nicht ihre einsamen Thränen, hörte nicht ihr Flehen zum Himmel, selbst um den Preis ihres Lebens seinen höchsten Wunsch zu erfüllen. Er glaubte sie ruhig, getröstet, und dies empörte ihn noch mehr.

Einft, als das gräßliche Paar zu einem Gutsnachbar geladen, sich im engern Zirkel der Hausfreunde befand, zeigte die Wirthin, eine junge blühende Frau, ihre jüngsten Kinder, ein frisches Zwillingsspaar rothwangiger Knaben,

mit mütterlicher Freude den Gästen, und die lieblichen Kinder erregten die freudige Theilnahme der Gesellschaft. Da sah die Gräfin des Gemahls sich immer tiefer furchende Stirn und tödtliches Erblaffen, sah den finstern, zum Himmel gewendeten, dann auf die Kinder niedergleitenden Blick, und als sie in zerfließender, kaum zu bewältigender Wehmuth seine Hand ergreifen wollte, zog er sie kalt zurück, und die leisen, aber tödtlich verletzenden Worte: „Laß die Bassen — sieh diesen Reichthum, neben dem meine Armuth mir zum Fluch wird“ — glitten über seine farblosen, zusammengebissenen Lippen.

Die Gräfin erbleichte und schwieg. Sie war von diesem Tage an verändert. Ein verzehrender Schmerz nagte an ihrem Leben, verlöschte die feine Röthe ihrer Wangen und dämpfte das Feuer ihres blauen Auges. Nach einigen Wochen entdeckte sie dem Gemahl mit wankender Stimme, daß neue Hoffnung zur Erfüllung seines Wunsches sei.

Der Graf schloß sie entzückt in seine Arme. Der Himmel öffnete sich aufs neue seinen stolzen, süßen Hoffnungen und Plänen. Mit angstvoller Sorge wachte er über das innere und äußere Wohl der Gemahlin, belauschte jeden Blick, jeden Seufzer, jeden noch so kleinen Wunsch. Nur der eine Gedanke schien ihn zu beschäftigen, und oft trieb die Angst ihn mitten in der ruhelos durchwachten Nacht vom Lager auf, an der Thür des Kabinetts zu lauschen, ob die Mutter seines Sohnes — denn nach seiner fixen Idee konnte, durfte nur ein solcher das Licht der Welt

erblicken — auch gesund und ruhig schlummere. Und als die entscheidende Stunde kam, lag er mit allem Fanatismus des einstigen Mönches vor dem Bilde der Mater dolorosa auf den Knien und murmelte, im heißen Gebet an die Brust schlagend: „Gieb mir den Sohn, heilige Jungfrau — gieb mir den Erben meines Namens, erhalt' mir sein Leben, und dann möge jedes andere Unheil über mein Haupt kommen.“ — Die frevelhaften Worte waren gesprochen — die Dämonen des Abgrunds, der Allmacht rächende Werkzeuge bei menschlicher Ueberhebung, menschlicher Kurzsichtigkeit, vernahmen spottend das thörichte Gebet und säeten in dieser Stunde frohlockend den Keim unsäglichen Jammers für den stolzen, kurzsichtigen Sterblichen.

„Ein Sohn — ein Sohn —!“ erscholl die frohe Kunde aus dem Zimmer der Gräfin, und die Wärterin eilte athemlos dem Glücklichen entgegen, der, die volle Geldbörse der Botin seiner Seligkeit zuschleudernd, an das Lager der Gattin stürzte.

Bleich, eine geknickte Lilie, lag diese und sah mit dem Lächeln einer Verklärten, wie der Graf außer sich, entathmet, vor dem Bettchen des Kindes knieete, Stirn und Händchen des Neugeborenen mit Küssen und gewaltsam hervorbrechenden Thränen bedeckte, wie der ernste, kalte Mann fast der Gewalt dieses Augenblicks erlag — für nichts auf Erden weiter Sinn habend. —

Franzisko war getauft — und dieser Tag verlieh den Unterthanen des Grafen Vorzüge und Gnadenbezeugungen,



die mit verschwenderischer Großmuth gewährt, den Neid der sämtlichen Provinzbauern erregten. Ein Majorat, dem Erben des alten Namens gleichfalls an diesem Tage gestiftet, machte ihn für alle Zeiten zu einem der reichsten Vasallen der Monarchie, und seine Zukunft zur glänzendsten.

Die Gräfin, seit des Knaben Geburt bleich und kränkelnd, lebte nur noch in seinem Anschauen und der ängstlichsten Sorgfalt für das Kind, welches zwar anscheinend gesund, doch blaß und ohne jenes frische, geistig lebendige Gedeihen blieb, was seiner zunehmenden körperlichen Entwicklung zu entsprechen schien. Die großen dunkeln Augen des Knaben starrten so seelenlos, so unbelebt das bunteste Spielzeug an, — um seine farblosen Lippen spielte nie, oder doch höchst selten ein Lächeln, und dann ein so sonderbares, das kleine Gesicht fast unheimlich verziehendes Lächeln, daß die lebhafteste, jetzt fünfjährige Vinzenzia weinend und furchtsam sich von dem Brüderchen wendete, mit welchem sie doch so gern spielte, und die Wärterin kopfschüttelnd das seltsame Kind betrachtete.

Was sind des Menschen Wünsche und Pläne vor den Augen der streng waltenden, unerschütterlichen Vorsehung, die ihren festen, nach ewigen Gesetzen bezeichneten Weg geht — das Loos ist geworfen, bringe der Wurf Glück oder Elend. — Ein Staub, ein Atom, ein Nichts sind deine Wünsche, — deine Pläne weniger als ein leiser Luftstrom, der spurlos über die Ebene dahinzieht, kein Blatt berührend — was du wolltest und dachtest, kurzächtiger Sterblicher, versinkt in ewige Nacht, ist nicht der Wille des

Fatum's der deinige — deine schuldlofesten Wünsche, dein Flehen um die Erhaltung der Quellen deines innersten Lebens verhallen ungehört, ist die Verneinung deines Glückes beschlossen. — Und die Seifenblase eiteln Ruhmes, das Irrlicht deines Stolzes, was dich zu schwindelnder Höhe empor trägt, sie verlöschen wie das kleine bescheidene Fünkchen des so leicht zu erfüllenden, heißesten Wunsches des Armen, wenn der gigantische Tritt der ehernen Bestimmung darüber hinschreitet, zur ausgebrannten Kohle, die das Fatum hohnlachend vor deine Füße schleudert — —

Die Vorsehung verfügte mild über die Gräfin. Sie schwand leise, fast unsichtbar dahin, und ehe Franzesko das zweite Jahr vollendet, schloß sie das matte Auge, dessen letzte Blicke liebevoll lächelnd auf dem trostlosen Gatten, der schluchzenden Winzenzia, dem blassen, kaum lallenden, einzigen Sohne ruheten.

Die Jahre vergingen. In folternder Angst erwartete der Graf die geistige Entwicklung des Knaben — vergebens! Nur unartikulirte Laute vermochte er zu stammeln, keine klaren Begriffe erwachten bei allen künstlichen und natürlichen Anregungen, kein bewußtes Leben spiegelte sich in diesen großen, seelenlosen Augen. Er wuchs heran, zwar körperlich gesund, aber selbst mit dem zehnten Jahre vermochte er nur einzelne Worte stammelnd und unsicher zu sprechen; kein Gedanke äußerte sich in der todtten Willenlosigkeit seines Wesens, gebunden lagen alle Kräfte des Geistes und der Seele in dem unglücklichen Kinde; die Wissenschaft der berühmtesten Aerzte Europa's, von dem ver-

zweifelten Vater herbeigerufen, scheiterte an der Unmöglichkeit, hier zu helfen, — sie erklärten ihn für rettungslos blödsinnig.

Hier war der Wendepunkt in des Grafen Leben — der entsetzlichste Gram zog verheerend durch alle Räume seiner Seele; fast fürchtete er, selbst wahnsinnig zu werden, denn die schönsten Pläne seines Ehrgeizes erloschen an diesem gräßlichen Unglück. Mit einem markdurchdringenden Schauder betrachtete er das unglückliche Kind, auf dessen bleiches, sinnloses Haupt er wie zum Spott allen Glanz seines unermesslichen Reichthums, alle stolzen Hoffnungen seines alten Stammes gelegt, die er jetzt für einen lichten Strahl des Geistes gern hinweggeworfen hätte. — Das Schicksal hatte seine stürmischen, frevelhaften Wünsche erhört, es hatte ihm den Sohn, den Erben gegeben — er lebte, war körperlich gesund, aber — blödsinnig!!

Um diese Zeit war es, als der junge Leo Werni, eine Waise, und fast allein an des Oheims Großmuth gewiesen, zu ihm kam. Er empfing den schönen Knaben, aus dessen dunkeln, geistreichen Augen frischer Lebensmuth und eine seltne Energie blitzte, zwar mit widerstrebenden Empfindungen, doch behielt der natürliche Edelsinn die Oberhand. Leo genoß der sorgfältigsten Erziehung und einer fast väterlichen Liebe. Er ward als Vinzenzia's Bruder betrachtet und das kindlich geschwisterliche Verhältniß beider des unglücklichen Vaters einziger Lichtpunkt. Daß dieses Verhältniß einst vielleicht eine andere Färbung annehmen könne, fiel ihm nicht ein, denn Gedanken anderer Art, wenn auch

unausgesprochen, beschäftigten ihn seit kurzem. Ein berühmter Arzt hatte den blödsinnigen Franzesko lange beobachtet und endlich die Möglichkeit angedeutet, daß sich in spätern Jahren doch vielleicht ein Geistesstrahl entwickeln könne, er jedoch schwerlich ein hohes Alter erreichen und bei heftiger Gemüthsbewegung seine Existenz dann überhaupt leicht gefährdet sein würde. Der Graf empfing diese Ansicht, die ihm ungeachtet der Schattenseite einen Himmel von Glück eröffnete, mit der Empfindung eines Verdamnten, dem sich unerwartet die Pforte der Seligkeit öffnet. Aber er verbarg den Hoffnungschimmer, der nur erst matt leuchtete, gleich einer lichtscheuen That, und mochte sich selbst den Glauben daran nicht gestatten, weil er der so möglichen Vereitelung zu erliegen fürchtete.

## 4.

Binzenzia hatte sechzehn Frühlinge zurückgelegt, und der zwanzigjährige Leo Berni, durch des Oheims väterliche Sorgfalt mit allen Mitteln ausgerüstet, seinen Eintritt in die Welt als den eines jungen Mannes von Stande und ausgedehnten Ansprüchen zu bezeichnen, bereitete sich zur Abreise, die in wenigen Tagen erfolgen sollte. Des Jünglings schöne Gestalt, der Feuerblick seines dunkeln Auges, der männliche Ernst seines ganzen Wesens machte ihn zu einer überaus anziehenden Erscheinung, und die vielfachen Kenntnisse, die er sich bereits erworben, sicherten ihm eine angemessene Stellung in der Welt, wenn selbst die väterliche Liebe des Oheims ihm diese nicht versprochen. Binzenzia's

junges, schuldloses Herz hatte sich ihm längst in unbewusster, heißer Liebe zugeneigt, und die, wenn auch nur kurzen Trennungen, die seine Studien nöthig machten, diese noch mehr entwickelt. Allein Leo, nur den Wissenschaften und dem glühenden Streben, sich selbst einen bedeutenden Platz zu erwerben, lebend, schien bis jetzt todt für jede Regung jugendlicher Liebe, und trat auch heute, ein zurückgelassenes Buch suchend, unbefangen in Vinzenzia's Zimmer.

Das Mädchen saß mit rothgeweinten Augen, das Köpfchen stützend, am Fenster, und bemüht, ihm ihre Thränen zu verbergen, reichte sie ihm abgewendeten Gesichts das Buch.

„Was fehlt Dir, liebe Vinzenzia,“ fragte er theilnehmend, „bist Du krank?“

Sie schüttelte verneinend das Haupt und wendete sich völlig ab.

„Du weinst?“ fragte er wieder, ihre kleine Hand ergreifend; „sage mir, was Dir ist — Du wirst doch Deinem Bruder, Deinem Leo nichts verbergen?“ —

„Soll ich nicht weinen,“ brach sie in einen Thränenstrom aus, „da Du weg gehst, ich Dich vielleicht in Jahren nicht wiedersehe — aber Du hast mich nicht lieb, ich weiß es wohl.“ —

„Vinzenzia, wie fränkst Du mich,“ erwiederte er gerührt; „ich sollte Dich nicht lieb haben, Dich, meine treue Jugendgespielin, meine Schwester, mein liebes holdes Mädchen;“ — er umschlang sie innig — „aber tröste Dich, ich bleibe ja nicht für immer weg, in zwei Jahren spätestens

bin ich wieder hier, und dann trennen wir uns nicht mehr auf so lange Zeit.“

Sie legte die zarten Arme um seinen Nacken — „ach Leo, wenn Du wüßtest, wie ich Dich liebe,“ flüsterte sie verschämt.

„Ich Dich auch,“ erwiderte er, mit Wärme sie an sich drückend — „und wer weiß, wie Alles noch kommen kann — vielleicht könnten wir ja,“ setzte er halb scherzend, halb zärtlich hinzu — „einander für immer gehören, denn Du bist doch nur meine Cousine und könntest gar leicht meine Braut werden. —“

Sie erröthete in mädchenhafter Scheu — „mein geliebter Leo,“ flüsterte sie, das Gesicht an seiner Brust verbergend, „was redest Du da — ! —“

„Bindest Du meine Bemerkung so gar unwahrscheinlich?“ fragte er, sie sanft an sich drückend, „mir ist sie es nicht; wer weiß, was die Zukunft darüber entscheidet — jetzt sind wir freilich einander nur Geschwister, denn dem mittellosen Jünglinge darf kein sehnsüchtiger Wunsch dieser Art, nicht einmal ein Gedanke, die Flügel lähmen, will er sich seine Zukunft auf der schwindelnden Höhe äußerster Unabhängigkeit erbauen, wie es dem ächten Schweizer ziemt — aber einst —“

Der arme Franzesko, der bei der Eröffnung dieser jugendlichen Herzen wie gewöhnlich stumm und antheillos in der Ecke des Sopha gesessen, stand auf, näherte sich dem Baare, legte seinen Arm um des Betters Nacken und stam=

melte mühsam: „Nicht weggehen — bleibe bei mir und bei der Schwester, wir haben Dich so lieb —“

Leo fuhr im freudigen Erschrecken bei diesen Worten des Knaben, den ersten, die er je in diesem Zusammenhange gesprochen, die ein Combinationsvermögen verriethen, was sich bis dahin noch nie gezeigt — empor. — Er sah in seinem großen, dunkeln Auge den Schein bewußten Lebens austauschen und schloß ihn entzückt in seine Arme, da trat der Graf herein, vernahm mit mühsam bekämpfter freudiger Bewegung Franzesko's Aeußerung, die jedes andere Interesse für ihn ausschloß, und der Moment, wo die beiden jugendlichen Seelen sich fanden, war vorüber, um nicht zurückzukehren.

### 5.

Leo Werni hatte eine jener seltenen geistigen Organisationen empfangen, in denen sich eine doppelte Natur entwickelt. Das feurige Blut der Mutter, der kühn emporstrebende Geist des Vaters, dem in jeder Art das Höchste erreichbar schien, gekräftigt an der reichen, großen Natur seines Vaterlandes, das Vertrauen in die eigne Kraft, der kein Ziel zu fern, kein Preis zu hoch war, stand in seltsamem Conflict mit eiserner Festigkeit und der ruhigsten Consequenz, wenn es galt, einen gefaßten Entschluß durchzuführen. Er lächelte, sprach man von Schwierigkeiten, er zuckte mitleidig die Achseln, war die Rede von geduldigem Fügen in das Unabänderliche. „Der Mann muß Alles können, Alles vermögen, dem Starcken gehört die Welt,“ pflegte er zu sagen; „der Mensch

vermag Alles, hat er Selbstbeherrschung errungen, das Schicksal sogar wird ihm unterthan, — der eiserne Wille bezwingt es.“

Ein solcher Kopf gehörte in das diplomatische Fach, das war des Pflegevaters Ansicht und Werni's eigener Wunsch. Die erforderlichen Schritte geschahen mit Erfolg, Leo kehrte, bereichert an Kenntnissen und Talenten, von seinen Reisen zurück und ward als Attaché der Gesandtschaft nach einer großen deutschen Residenz beigesellt. Des jungen Mannes bedeutende Persönlichkeit, die einfache Vornehmheit seiner Umgebung und Sitte, öffnete ihm bald alle Pforten der feinen und ersten Gesellschaft. Er lernte nun zuerst die Frauen der höchsten Stände in der Nähe kennen und fühlte sich Anfangs fremd in dem neuen Element. Er hatte noch nie geliebt; denn das Gefühl, was ihn an Vinzenzia band, war augenscheinlich mehr ein brüderliches. Des holden Mädchens jugendlicher Reiz hatte sich unter seinen Augen entfaltet, ihre herzliche Zuneigung, ihre anmuthige Sorglichkeit für ihn waren ihm Bedingung seiner Zufriedenheit gewesen, ohne daß eine wärmere Regung erwacht wäre. In der süßen Gewohnheit, sie immer ungestört zu sehen, zu hören, ihre beglückende Nähe zu empfinden, hatte seine Neigung, kein Hinderniß findend, sich nicht durch Widerstand zur Leidenschaft erhöhen können, und er war mit völliger Ruhe von ihr geschieden. Jene Scene aber war für ihn völlig bedeutungslos geblieben und er gedachte ihrer später kaum wieder. — Und schwebte je zuweilen das Bild der reizenden Jugendgefährtin lebendiger an ihm vorüber, so



kam ihm auch wohl der Gedanke, den Scherz vielleicht einst in Ernst zu wandeln und um Vinzenzia's Hand zu werben, wenn er in errungener Selbstständigkeit sie von dem ihm väterlich gesinnten aber stolzen Dheim zur Gattin fordern könne. In seinem zwar nicht häufigen aber doch nie ganz unterbrochenen Briefwechsel, der durch des Vaters Hand ging, war er der süßen Gewohnheit treu geblieben, ihr von seinem Thun und Leben, so viel möglich, mit brüderlicher Offenheit zu erzählen, und ihre Mittheilungen, zart und weiblich zurückhaltend, zeigten ihm nur die unveränderte Innigkeit der Schwesterliebe, keine Hindeutung auf eine wärmere Empfindung.

Da entschied ein Moment über Leo's Herz und Schicksal. Ein Ball beim \*\*schen Gesandten versammelte Alles, was das prachtvolle, an weiblichen Schönheiten so reiche W. aufzuweisen hatte. Die lange Colonne bewegte sich bereits im glänzenden Gewühl des Contretanzes, als die Flügelthüren sich noch einmal, ziemlich spät, öffneten, und Frau von Hellburg, die Witwe eines unlängst verstorbenen angesehenen Staatsdieners, an der Seite ihrer Tochter eintrat. Die merkbare Bewegung unter den im Tanz begriffenen Männern, der ausgezeichnete Empfang des stolzen Wirths, der den Gästen entgegeneilte, bezeichnete das Erscheinen der Damen als ein längst ersehntes. Die beiden hohen Gestalten der Mutter und Tochter imponirten eben so durch Schönheit, als durch den Geschmack ihrer reichen und feinen Toilette. Der stolze Anstand der noch immer schönen Mutter ward durch eine gewinnende Freundlichkeit gemildert und erschien

als die huldreiche Herablassung einer gebornen Fürstin. Das Fräulein, hoch schlank und dennoch in jugendlicher Fülle blühend, schwebte mit ätherischer Leichtigkeit herein und schien kaum den Fußboden zu berühren. Die hinreißende Anmuth ihrer Begrüßung, das feine, kaum merkbare Lächeln ihrer Rosenlippen, das anmuthige Senken und Heben des blauen Auges, mußte bestrickend auf jedes männliche Herz wirken. In den üppigen Locken und Flechten des reichen blonden Haares blüdete ein Rosenzweig, und die halb entfaltete Knospe wetteiferte mit dem weichen Sammet der rothigen Wange, der Granatblüthe des reizenden Mundes. — Die Touren des kunstreichen Contretanzes kamen hier und da in Verwirrung, denn der Tänzer Blicke und Gedanken flogen dahin, wo das liebliche Mädchen stand, und ihr Lächeln, die kleinste Bewegung ihrer Graziengestalt, selbst das leichte Spiel des zierlichen Fächers in den kleinen Händen — Alles das ward zum gefährlichen Netze für manches unbewachte Herz.

Leo verschlang mit glühendem Blicke die anziehende Erscheinung — ein Bekannter gewahrte seine Bewegung und klopfte ihm auf die Schulter:

„Nicht wahr, ein Götterkind ist diese Melanie? — sie hat heute eine süperbe Toilette gemacht — so einfach kindlich, so anspruchslos und doch so allerliebßt kokett — sehen Sie, wie malerisch die Rose sich durch die blonden Locken über dem winzig kleinen Ohr an die Wange schmiegt und vor der schönen Röthe zurückzweichen scheint — und wie der einfache, fast noch den Kinderjahren angehörende Scheitel die

wundervolle Stirn zeigt — das geschieht des Prinzen von \*\*\*\*\* wegen, den sie gern erobern möchte — der alte Herr liebt das Wesen à l'enfant. — —“

„Unmöglich!“ erwiderte Leo, in des schönen Mädchens Seele verletzt; „der ältliche, unschöne Prinz kann doch wahrlich kein Gegenstand für die Neigung eines solchen Mädchens sein. —“

„Neigung?“ lachte der Andere, „wer spricht davon — ! sie will gefallen, erobern, universell untwiderstehlich sein, Allen gleich anbetungswürdig erscheinen und ihr artiges Spiel treiben, das ist das Ziel der schönen, koketten Melanie — Sehen Sie — dort tritt eben der Prinz mit aller galanten Tournüre der vergangenen Dezennien zu ihr heran und sagt ihr wahrscheinlich viel Schönes — sie lacht, zeigt die Perlenzähnen, und der süße Blick, den sie abwärts von dem eifrigen Courmacher in die Ecke links wirft, tröstet den schönen Adjutanten des \*\* Garderegiments, der, mit der Degenquaste spielend, ob der langen Unterhaltung, welche zu unterbrechen er nicht wagen darf, — schier verzweifeln möchte.“

Ein Schwarm von Männern hatte nach und nach das Fräulein umgeben. Mit bezaubernder Grazie verstand sie eine leichte und doch nicht völlig geistlose Unterhaltung zu führen, hier eine Feinheit durch eine ähnliche zu beantworten, dort einem treffenden Einfall mit einem scharfen Witzworte zu begegnen, da eine kleine Albernheit mit allerliebste aufgeworfenem Rosenmunde zu persifliren, eine etwas dreiste oder veraltete Schmeichelei zu ignoriren, ohne den Verehrer durch

einen lächelnden Seitenblick ungetröstet zu lassen — dann wieder mit einer hinreißend fleidenden Naivetät eine treuherzige Frage oder Antwort hinzuwerfen, welche die Hörer entzückte, und den Kreis, der die Zauberin umgab, immer dichter werden ließ.

Leo stand stumm, in sich versunken, und nahe genug, um nichts von dieser glänzenden Phantasmagorie, dieser reizenden Blauderei, die eigentlich nur das schillernde Spiel hunder Seifenblasen war, zu verlieren. Er, der scharfe Dialektiker, der ernste, gediegene Kopf, dem jede flache Unhaltbarkeit der vornehmen Welt ein spöttisches Lächeln, wohl gar einen beißenden Einfall zu entlocken pflegte — er stand lauschend und versöhnt bei diesem gaukelnden Nichts, weil es die Atmosphäre eines Wesens war, was mit nie gekannter, nie geahnter Macht gleich anregend auf sein Herz wie auf seine Sinne wirkte. Es entging ihm nicht, daß auf Melaniens schöner Stirn, in ihren hellen, klugen Augen noch ein anderer Geist wohne, als der herrschende dieses Kreises, und das versöhnte ihn mit der Wichtigkeit des Elements, in welchem sie sich mit solcher Lust und Behaglichkeit zu bewegen schien. Als der Kreis sich etwas zu lichten begann, suchte er sich ihr zu nähern, allein es mißlang, denn sie flog nun, zum Tanz gezogen, mit der Grazie einer Taglioni durch die Reihen, und dennoch begleitete der feinste Anstand jeden ihrer zephyrleichten Schritte.

Endlich gelang es der Ausdauer Werni's, der gefeierten Heldin des Balles zu nahen, die Frau vom Hause stellte ihn vor, und Melaniens forschend blickendes Auge weilte wohl-

gefällig auf der edlen Gestalt des jungen Mannes. Sie reichte ihm die zarte Hand zu dem phantastisch wilden Straußwalzer, der eben vom Orchester herabbrauste, und er trat, eine bis dahin unbekannte Seligkeit im Herzen, mit ihr in den glänzenden Halbzirkel.

Die Tour war vorüber — die Pause gab ihm willkommene Veranlassung zur Unterhaltung, welche Melanie, weit verschieden von jener vorigen flachen Ländelei, mit einer ernstern Frage nach seinem romantischen Vaterlande einleitete, die eine genaue Kenntniß der politischen Zustände desselben voraussetzte.

Leo, angenehm überrascht, antwortete dem gemäß genau, bestimmt, aber kurz, und suchte den Schluß seiner Rede wieder der heitern Tendenz des Abends, dem Glück, was ihm durch ihre Bekanntschaft geworden, zuzuwenden. Melanie lächelte fein — „ich verstehe, Herr Baron, Sie wollen mich in die Schranken meines Geschlechts und eines Ballabends zurückführen, und mir nebenbei bemerkbar machen, daß ein Mädchen hinreichend durch ihren Putz und die kleinen Armseligkeiten der *grande société* beschäftigt sein muß, um nicht thöricht und ungestraft den großen Tendenzen der Zeit- und Völkergeschichte nachzufragen.“

„Warum wollen Sie, mein gnädiges Fräulein, mir die Bêtise zutrauen, der Unterhaltung mit einer lebenswürdigen Dame irgend eine Schranke anweisen zu wollen? —“ erwiderte Leo galant.

„Weil die Männer,“ warf Melanie leicht hin, „überall nur geneigt sind, nach dem Schein zu urtheilen und in einem

weiblichen Kopfe selten mehr als die affenartige Sucht des Putzes und der Eitelkeit zu suchen, wie zu finden gewohnt sind.“

„Und trifft das gerechte Anathema, welches Ihr schöner Mund mit Recht gegen solche Barbaren schleudert, uns alle ohne Ausnahme?“ scherzte Leo.

„O nein! es mag auch Männer geben, die noch einen andern Maßstab an weiblichen Werth legen, dem Mädchen, welches ein wenig mehr zu sein sich erühnt, nicht ohne Weiteres das Prädikat eines Blaustrümpfchens schenken und sie so mit dem Stempel eines Nidiküle bezeichnen, der unheilbarer und folgenreicher noch als jene Ansicht, die Arme schonungslos für die Dauer ihres Lebens verfolgt — aber die Phönixe sind selten — darum ist es überall schwer,“ setzte sie, mit einem unnachahmlichen Lächeln den Fächer leise an die Rosenlippen drückend, hinzu — „das juste milieu zwischen der Scylla und Charybdis des öffentlichen, besonders aber des männlichen Urtheils zu finden. —“

„Aber Sie wandeln diese schmale Mittelbahn sichern Schritts, wie einer unsrer großen Dichter sagt,“ fiel Leo hingerissen ein:

„unwissend, daß sie Anbetung erzwungen,  
wo sie von eignem Beifall nie geträumt. —“

Melanie sah ihn mit einem jener unbeschreiblichen Blicke an, in denen sich ein leiser Spott mit kindlicher Naivität mischte — sie drohete ihm mit dem niedlichen Finger und flüsterte halblaut: „Mama sagte mir immer, mit Naschwerk

fängt man Kinder, aber keine erwachsenen Leute — diese wissen nur solide Speise zu würdigen. —“

Leo fühlte, daß er sehr zur Unzeit galant und dem reizenden Mädchen gegenüber ungemein albern gewesen sei. Die Neuheit einer solchen Erscheinung und seine wenige Erfahrung im Verkehr mit Frauen, machte ihn gegen seine Gewohnheit zum ersten Male verlegen, unsicher, und der Unmuth hierüber, wie über die eben gezeigte Blöße, gab ihm schnell das momentan verlorene geistige Uebergewicht zurück. Er erglühete in männlicher Schaam, einem Mädchen, und besonders dieser Melanie, kleinlich erschienen zu sein, und ermannte sich.

„Verzeihen Sie einem Neuling in der Kunst, einer ebenso geistreichen als reizenden Dame gegenüber zu scherzen,“ sagte er mit anmuthigem Ernst; — „die Beschämung über meine Albernheit gestattet nur eine Sühne — die Wahrheit, und ich bestrafe mich selbst am härtesten, wenn ich gestehe, was mich vielleicht für immer aus Ihrer Nähe verbannen wird. — —“

„Und das ist? —“ fragte sie lächelnd, aber gespannt: —

„Daß ich bei der tändelnden Grazie, welche noch vor einigen Minuten jenen fashionablen Kreis zu entzücken wußte, alles Andere eher als den Panzer der Minerva gesucht hätte. —“

„Nun in Wahrheit, Sie sind ein seltsamer Mensch,“ erwiderte das Fräulein lachend, „und diese Aeußerung wiegt freilich die vorige Galanterie mehr als auf. — Vielleicht wäre es aber doch der Mühe werth,“ setzte sie mit leiser

Ironie hinzu, — „zu untersuchen, ob das anscheinende Flittergold nicht einigen soliden Werth birgt, den der zu eifrige Mineralog übersah. —“ Sie wendete sich mit einer graziosen Verneigung ab, dem herantretenden Tänzer zur versprochenen Extratour zu folgen.

Leo sah ihr mit gemischten Gefühlen nach. — Er kam träumerisch nach Hause, und das Bild des reizenden Mädchens wich nicht von ihm. So war ihm noch kein weibliches Geschöpf erschienen, und wenn ihre vollendete Schönheit und Anmuth Sinne und Gefühl des jungen feurigen Mannes entzündete, so war er doch wieder zu ernst und besonnen, um nicht unter diesem gaukelnden Schmetterlingsfluge möglicherweise Untiefen zu vermuthen, auf welche die Bemerkung seines Bekannten im Ballsaale hingedeutet. Er fühlte sich wunderbar angeregt, zu erforschen, ob ein Engel des Lichts oder der Finsterniß diese schöne Hülle bewohne. Daß dieses Experiment seiner Ruhe gefährlich werden könne, daß Melaniens Bild sich bereits seiner Phantasie hinreichend bemächtigt habe, um sich auch seinem Herzen dauernd einzuprägen, daran dachte er nicht.

## 6.

Die Morgentoilette Melaniens war vollendet, das schöne Mädchen saß im blendend weißen Negligee vor dem eleganten Stellspiegel, und das matte Gold der reichen blonden Locken rollte durch die kunstfertigen Finger der Zofe, welche mit leichter Hand ein himmelblaues Band durch diese nur zu gefährlichen Schlingen für Männerherzen schlang. Das



Aroma seltner Blumen mischte sich mit der süßduftenden orientalischen Essenz, die, des schönen Haares Glanz und Weichheit zu erhöhen, die gewandte Soubrette geschäftig den üppigen Locken mittheilte.

„Das gnädige Fräulein waren doch gestern Abend zum Entzücken,“ begann Minette, „und mich dauerte nur der arme Graf Silburg, der beinahe verzweifelt sein soll, weil es ihm nicht geglückt, meine schöne Gnädige zum Wagen zu führen — er hat gewüthet, getobt, ja sogar geweint, als er nach Hause gekommen, und mit einem gräßlichen Fluch betheuert, er werde den Schweizer, den Baron — ja, ich behielt den Namen nicht — ohne Weiteres todtstechen, weil er ihm dies Glück geraubt, es ihm so zu sagen vor der Nase weggesücht. —“

„Der Graf ist ein Fant!“ lachte Melanie, sich wohlgefällig im Spiegel betrachtend; „ich glaube nicht, daß der Baron Werni eben Ursach hat, den wohlgeschonten Degen des Herrn Grafen zu fürchten — — aber woher weißt Du diese tragische Geschichte?“

„Von des Grafen Groom,“ erwiderte Minette klagend; „haben doch Ew. Gnaden mir noch kein Sterbenswörtchen von dem jungen Schweizer gesagt, der auch ganz weg über mein schönes Fräulein sein soll — es ist doch sehr unrecht, mir dies zu verschweigen; denn wer freut sich mehr darüber — ist mir's doch gerade, als wiederführe mir selbst dergleichen, wenn immer wieder Einer anbeißt und vor Liebe zu Ihnen toll wird. — —“

„Du wählst sonderbare Ausdrücke,“ sagte das Fräulein

empfindlich, „und hast zuweilen eine Manier, die mich noch veranlassen wird, Dir mein Vertrauen ganz zu entziehen.“

„Mein Gott, was habe ich denn gesagt!? — vergeben Sie mir, gnädiges Fräulein, wenn ich dumm geplaudert — ich kann mir denken,“ setzte sie, anscheinend treuherzig, aber mit listigem Blicke hinzu: „daß das Hinzutreten des unbehülflichen Schweizers Ihnen unangenehm genug gewesen sein mag — — der Herr Graf wird ihn dafür schon zu züchtigen wissen.“

„In der That, ein lächerlicher Gedanke, wenn ich mir den dünnen, steif geschnürten Silburg als Gegner der kräftig schönen Heroengestalt Werni's denke,“ sagte Melanie lebhaft.

„Ei! ist der Schweizerbaron so hübsch?“ — fragte Minette listig forschend, — „nun, man wird doch auch das Glück haben, ihn einmal zu sehen; denn gewiß kommt er heute, dem gnädigen Fräulein den Hof zu machen und zu hören, wie Ihnen der gestrige Ball bekommen. —“

„Wer weiß!“ erwiderte die Gebieterin anscheinend gleichgiltig, doch mit einem genau prüfenden Blick in den Spiegel fügte sie hinzu: „stecke mir die Locke dort noch etwas tiefer — und nachher suchst Du die Geschichte der Schweiz, welche oben in dem Bibliothekzimmer irgendwo stehen muß, stäubst die Bücher sorgfältig ab und legst sie dort auf meine Toilette.“

„Die alten garstigen Bücher?“ — fragte Minette verwundert; „sie sind ja in braunem Lederband, häßlich anzuschauen, und ich wollte schon die gnädige Mama fragen, ob ich sie zu Haarwickeln nehmen könnte. —“

„Bist Du verrückt?“ schalt das Fräulein; „es ist ein werthvolles Werk, und ich will es hier haben — — ferner sagst Du dem Christian, daß das große Rhododendron, welches ich neulich im Gewächshause sah, heraufgebracht und dort an das Fenster gestellt wird. —“

„Aber gnädiges Fräulein, die Blume steht in einem alten, sehr plumpen Gefäß, wie würde sich das hier in Ihrem eleganten Boudoir — —“

„Ich will es aber so!“ sagte Melanie entschieden; „Du widersprichst mir nicht länger, schaffst ein zierliches Gefäß für den Rhododendron, legst mir die Bücher hin, und gehst gleich an dies Geschäft.“

Der Eintritt der Mutter unterbrach diese kleine Boudoir-scene — Frau von Hellburg sah mit mütterlichem Behagen die überaus reizend gekleidete Tochter und nahm ihr gegenüber auf dem Sopha Platz.

„Ein recht angenehmer Abend, der gestrige,“ begann sie, als Minette mürrisch das Zimmer verlassen hatte, — „Du warst wie immer die Königin des Festes, und Prinz \*\*\*\*\* versicherte mir, Dich nie so unwiderstehlich gesehen zu haben — mich amüsirten nur die wüthenden Seitenblicke und die tarantelartige Unruhe des Adjutanten Merfeld, als Du mit dem Prinzen sprachst, und nachher die totale Verzweiflung Silburg's während Deiner Unterhaltung mit dem jungen Schweizer. — Als Dich Werni zum Wagen führte, und der Graf, bereits in der graziossten Stellung Dir den Arm bietend, einen Moment zu spät kam, hatte ich in der That Mühe, mich zu fassen, so komisch äußerte sich die

getäuschte Hoffnung, die Wuth Deines unglücklichen Anbeters — er war völlig außer sich.“

„Der Graf ist oft recht albern,“ erwiderte Melanie, „sein Geschwätz ennuyirte mich wirklich gestern, und wäre er nicht von so einflußreicher Familie —“

„Wie gefällt Dir der junge Schweizer?“ fragte die Mutter gespannt.

„Ein sonderbarer Mensch,“ entgegnete Melanie, „ganz anders, als jeder andere unseres Zirkels, — er könnte mich interessiren — ich meine, es würde mich amüsiren, ihn zu fesseln,“ verbesserte sie, das ungewöhnlich ernste Gesicht der Mutter bemerkend. —

„Nicht bloß zum Amusement,“ sagte diese eifrig; „ich fragte nicht umsonst, und es erfreut mich ungemein, wenn Dein Geschmack mit meinen Plänen Hand in Hand geht. — Werni ist unermesslich reich, er beerbt seinen Oheim, einen spanischen Grand, gegenwärtig den reichsten Vasall Oesterreichs — gelingt es Dir, ihn zu erobern, so machst Du die glänzendste Partie, eine andere, als mit dem mittellosen Silburg, dessen Aussichten allein auf seinem ungewissen Avancement beruhen.“ —

„Das ist allerdings ein Anderes, Mama,“ sagte Melanie erheitert; „doch glaub’ ich, daß es keine so ganz leichte Aufgabe ist, Werni zu fesseln, auf gewöhnlichem Wege ist ihm nicht beizukommen — allein ich hoffe — —“

„Mein Töchterchen versteht aus feinen Fäden ein unzerreißbares Netz zu weben,“ lächelte die Mutter, wohlgefällig die seidenweichen Locken Melaniens streichelnd; —

„versuche Dein Heil und Du wirst sicher reüssiren, wenn Du nur willst — diesen Morgen kömmt er wahrscheinlich — aber was ist das? —“

Minette brachte in Begleitung des Bedienten, welcher einen kolossalen Rhododendron trug, die Geschichte der Schweiz in sechs starken Bänden, deren unscheinbares Aeußere sehr mit der Eleganz des zierlichen Zimmers kontrastirte.

„Meine Waffen!“ flüsterte das schöne Kind schelmisch der Mutter in das Ohr, gebot, den Rhododendron in die Fensternische zu stellen, die unförmlichen Bücher auf die prächtige Toilette zu legen, und war noch emsig mit der Anordnung beschäftigt, als mehre Herren gemeldet wurden.

Die Unterhaltung drehete sich in der gewohnten Weise um die Interessen des vergangenen Abends — man persiflirte, kritisirte, spöttelte, scherzte mit der allerliebsten Malice solcher Zirkel, doch Melanie, ob auch wieder Alles bezaubernd, war doch nur halb bei den artigen und geistreichen Einfällen, welche von ihr ausgehend, das lebhafteste Interesse der Hörer erregten, denn es schlug eine Viertelstunde nach der andern, und Er, der sehnlich Erwartete, kam nicht. Das Rhododendron war bewundert, die Geschichte der Schweiz, welche nach des Fräuleins Versicherung schon seit längerer Zeit ihre tägliche Lecture ausmachte, mit scheinbarem Antheil und ironischen Seitenblicken betrachtet. Er, dem alle diese Zurüstungen galten, erschien nicht, und merklich verstimmt, verabschiedete endlich Melanie, als die zu solchen Visiten bestimmte Zeit längst vorüber war, den bunten Kreis, heimlich grollend, daß Einer es gewagt,

den wie zufällig hingeworfenen Wink, sie sehe täglich um diese Stunde Besuch — unbenutzt zu lassen.

Allein so blieb es nicht. Leo hatte zwar mit geheimem Herzklopfen über sich gewonnen, der schönen Circe nicht gleich das erste Mal in das künstlich aufgestellte Netz zu gehen, aber er überlegte. — Er stellte aus allerlei gesuchten Sophismen den Grund heraus, daß es gegen jede Anforderung seiner Sitte sei, wenn er die Erlaubniß, ihr zu nahen, länger ignorire; daß sie gerade in diesem Zurückziehen ihren Sieg erkennen, er ihr als ein blöder, furchtsamer Thor erscheinen müsse, und — — kam endlich doch. Melanie empfing ihn mit geheimer Freude und äußerem Gleichmuth. Sie las mit weiblichem Scharfblick die Chifferschrift seines Herzens, und des offenen Jünglings verstellungslöse Seele ließ sich so leicht entziffern. Sie wußte bald, daß trotz dieser Besonnenheit, diesem geistigen Uebergewicht, ihr Bild auf dem Altar seines unentweiheten Herzens in flammender Begeisterung brenne, und triumphirte. Aber leicht ward ihr dem ohngeachtet diese Eroberung nicht; denn bemerkte, — ja ahnete der scharfsinnige und feinsühlende Schweizer die leiseste Absicht, so war Alles verloren, und nur einer vollendeten Schauspielerin konnte es gelingen, ihn selbst so lange über die Natur seiner Empfindungen zu täuschen, bis diese zu mächtig geworden wären, je entschiedenen Widerstand zu leisten. Das Experiment mit der voluminösen Geschichte der Schweiz mißglückte wo nicht ganz, doch halb; denn als es ihr gelungen, Werni's Blick darauf zu wenden, und sie ihm mit anmuthiger Naivetät gesagt, wie das Vaterland

Tell's und Winkelried's sie immer vorzugsweise interessirt habe und sie jetzt auf's Neue die großartige Natur dieses Volks und Landes studire, blätterte er einen Augenblick in dem händereichen Buche und empfahl ihr dann mit äußerster Unbefangeneit ein gedrängteres, mehr für weibliche Lectüre sich eignendes Werk über die Interessen seines Vaterlandes, ohne die feine Beziehung auf ihn irgend zu bemerken. Melanie biß in die schönen Lippen und warf noch denselben Abend mit gesteigertem Unmuth die häßlichen Bücher, welche nur an den verunglückten Versuch erinnerten, vom Nachttisch. Besser gelang es mit dem Rhododendron, von welchem in der nächsten Soirée ein Zweig sich malerisch durch ihre schönen Locken wand — Werni bemerkte es und sein Feuerblick ruhte auf der Blume.

„Ein Alpenröslein!“ sagte er freudig; „es grüßt mich in Form und Farbe mit des Vaterlandes Stimme; ist seine Gestalt, sein Blühen auch dort in der freien Bergluft tausend mal schöner — aber die einsame Blume der Alpen würde doch das Schwesterblümchen beneiden, sähe sie es an dieser Stelle.“

Melanie erröthete so schön, der Widerschein ihres blauen Himmelsauges war so zauberisch, daß Werni hin gerissen ihre Hand an seine Lippen zog und flüsterte: „wie namenlos beglückt mich Ihre Vorliebe für mein großes, erhabenes Vaterland. —“

Es wäre unmöglich, alle Stadien der langsam aber tief wurzelnden Leidenschaft zu schildern, welche nach und nach sich Leo's bemächtigte. Melanie verstand es, diese zu wahr-

haft kolossaler Größe wachsen zu lassen, ohne daß ihr Herz sie irgend theilte. Aber der schöne, bedeutende, unermesslich reiche junge Mann, des Grafen Estrella einziger Erbe, da dessen blödsinniger Sohn unheilbar dahinstrecke — so meldeten alle geheimen Erkundigungen — war eine zu glänzende Partie, um nicht alle Hebel in Bewegung zu setzen. Doch wollten Melanie und die Mutter ganz sicher gehen und jede Erklärung vermeiden, bis die Gewißheit, Werni als Erbherrn der Estrella'schen Güter zu sehen, durch des jungen Grafen Tod keinem Zweifel mehr unterliege. — So wußte Melanie den Heißliebenden trotz der süßen Blicke, halben Worte und Andeutungen, die ihn nicht mehr an ihrer Gegenliebe zweifeln ließen, in gemessener Entfernung zu halten, und er fügte sich dem, obwohl mit stiller, unsäglicher Qual, denn sein Stolz litt nicht, früher um des geliebten Mädchens Hand zu werben, bis eine so feste als glänzende Anstellung ihn dazu berechtigte. Die Aussicht war zwar da, aber die officielle Bestätigung mangelte, und drohete, sich noch zu verzögern. Da sprach nach einer mehr denn halbjährigen Pause ein Brief des Grafen den lebhaften Wunsch aus, den Neffen wieder zu sehen. Leo, gefoltert durch den innern Kampf mit seinem Gefühl, der Ungewißheit seiner künftigen Stellung, des unausgesprochenen Verhältnisses zu der Geliebten, erkannte selbst eine kurze Abwesenheit als das sicherste Mittel, sich und sein zartes Geheimniß zu schützen, dem väterlichen Freunde die ganze Lage der Dinge zu vertrauen und mit seiner Hülfe den Weg früher zu ebnen, der ihn in das Heiligthum eines unsäglichen Glücks führen sollte. Er



nahm auf zwei Monat Urlaub, und der Abschied von der Heißgeliebten drohete fast seine Standhaftigkeit zu überwinden. Mit Anstrengung aller Kräfte seinen unsäglichen Schmerz niederkämpfend, spiegelte er sich doch in dem glühenden, beredten Blicke, in dem Zittern seiner Stimme, den langen, heißen Küffen, mit denen er ihre zarte Hand bedeckte, der unzusammenhängend gestammelten Bitte, bis zum nahen Wiedersehn ihm ihr Andenken zu bewahren.

Melaniens schönes Auge ruhete lange bedeutend in dem seinen — er fühlte den leisen, warmen Druck der Hand, die er an sein Herz preßte, und sie flüsterte mit süßem Wohlklang: „Leben Sie wohl, mein Freund, unverändert finden Sie mich wieder — werde ich das auch von Ihnen hoffen können — ? —“

„Unverändert!“ entgegnete er, in ihrem Anschauen verloren. —

Eine Rose, die sie in der Hand hielt, entfiel ihr — rasch ergriff und drückte er sie an sein Herz und war verschwunden. — Sie sah ihm nach — „Er ist mein, er bleibt es!“ sprach sie leuchtenden Blicks frohlockend in sich hinein.

## 7.

Mehr denn drei Jahre waren verflossen, seit Leo des väterlichen Oheims Haus verlassen, wohin er jetzt zurückkehrte. Es war Frühling, die Stimmen der erwachenden Natur riefen fröhlich alles Leben heraus und weckten eine stillfreudige Sehnsucht in ihm. Auch in seinem Herzen blühte der Frühling, und zwar der schönere der ersten Liebe,

die ihn mit aller Energie seines kräftigen, unentweiheten Gefühls erfüllte. Er verhehlte sich zwar nicht, daß die Geliebte ein Kind der großen Welt und ihr ganzes Sein bis jetzt unzertrennlich von dieser gewesen. Er wußte, daß ihre hinreißende Liebenswürdigkeit gerade in dieser sich am unwiderstehlichsten entfalte, daß die Anbetung der Männer ihr zum nöthigen Element geworden, in dem sie, als in einem ihr gehörenden Reiche, zu athmen und zu walten gewohnt war. Aber er betrachtete diese liebenswürdige Thorheit als den glänzenden, ob auch werthlosen Rahmen, in welchen sie die conventionellen Formen der großen Welt einmal zu fassen pflege. Ihr eigenstes, schöneres Selbst, die holde weibliche Anmuth, die zauberische Naivetät, das süße, kindliche Lächeln, die gefügige, unbewußte Grazie, welche sich jeder Bewegung mittheilte, vor Allem der sich nie vergebende vornehme Anstand, der selbst manche kleine, hart an die Grenze des Gehörigen streifende Koketterie schnell zu redressiren wußte, — Alles das galt ihm, dem Unerfahrenen, für gediegenen moralischen Werth, für eine vollendet reizende Weiblichkeit. Melaniens Besitz, das war er überzeugt, würde ihm den Himmel öffnen, und dieser Himmel erwartete ihn, wenn das Glück ihn auch äußerlich berechtigte, mit dem Geständniß seiner Gluth um ihre Hand zu werben.

So, in wache Träume verloren, hatte er unbemerkt gelassen, daß er sich schon dem Park genähert. Er gebot, langsam zu fahren, und sein Auge flog umher nach den bekannten, lieb gewordenen Stellen der Vergangenheit. Da rief plötzlich eine jugendlich süße Stimme: „Er ist's — ! —“

Leo, lieber Leo! —“ und ein junges Mädchen eilte an der Seite eines schlanken, bleichen Jünglings ihm entgegen.

Leo sprang aus dem Wagen — Vinzenzia stand, ein blühendes Engelsbild, athemlos, vergebens nach Worten suchend, vor ihm. Das sechszehnjährige Mädchen hatte sich zur achtzehnjährigen, himmlisch schönen Jungfrau entfaltet, in dem reinen, dunkelblauen Auge glänzte unschuldsvoll der Strahl einer unsäglichen Freude, und sie bot ihm die kleine schneeweiße Hand. —

„Meine liebe, theure Vinzenzia — mein treues, holdes Schwesterchen!“ rief Leo, freudig überrascht, und schloß das schöne Mädchen mit unbefangener Herzlichkeit in die Arme. Sie erglühte im dunkelsten Purpur, senkte das schöne Haupt einen Moment an seine Brust, und machte sich dann, seinem Kusse ausweichend, sanft aber leise zitternd von ihm los.

„Wie hübsch bist Du geworden, liebe Vinzenzia,“ sagte Leo, sie mit Antheil betrachtend, „noch viel hübscher als damals, und auch größer — — aber wer ist da bei Dir? — unmöglich ist das Franzesko. —“

„Ja wohl, es ist mein Bruder,“ erwiderte Vinzenzia gesammelt; „sieh, wie vortheilhaft er sich verändert hat — wir haben Dir absichtlich nichts davon geschrieben, um Dich zu überraschen, und der Vater wagt noch jetzt kaum an das Glück zu glauben, welches seit zwei Jahren uns in der sichtslichen Entwicklung Franzesko's zu Theil geworden.“

Der blasser Jüngling, den Leo vor drei Jahren als blödsinnigen Knaben verlassen, näherte sich ihm furchtsam an Vinzenzia's Hand. Sein großes, schwarzes Auge blickte

zwar noch scheu und mißtrauisch, aber bewußt umher, und die klassisch schönen Züge, ob auch sehr bleich, trugen nicht mehr das Gepräge jener geistig todten Erschlaffung. Er heftete den melancholischen Blick auf Leo's herrliche Gestalt und sagte leise zur Schwester: „Ich dachte längst, ich hätte noch einen Bruder, der mich so liebe, wie ich ihn immer geliebt; war ich auch krank und schwach — ist dieser mein Bruder? — er ist so schön, so herrlich wie der Ritter St. Georg auf unserm Altarblatt. —“

„Komm an mein Herz, mein geliebter Bruder Franzesko!“ rief Leo, in überwältigender Rührung den Jüngling an die Brust ziehend, und Vinzenzia's holdes Antlitz, von Thränen überthaut, neigte sich auf die rührend schöne Gruppe.

## 8.

Vinzenzia's unschuldige, aber glühende Seele erschloß sich seit dem Wiedersehen des Jugendfreundes einer Leidenschaft, die sie selbst nicht erkannte. Sie hing nur an seinen Blicken, seinen Worten, ja, der bloße Laut seiner Stimme machte sie Alles um sich her vergessen, und dennoch nannte sie dieses allmächtige Gefühl nur *schwesterliche Anhänglichkeit*. Leo, weit entfernt, die Gewalt dieser Empfindung zu verstehen, ja, nur zu ahnen, erwiderte mit zärtlicher Dankbarkeit der holden Pflegeschwester Hinniegung, und sein sinnender Blick verglich sie oft mit dem Götterbilde Melaniens, dem die Entfernung und seine verzehrende Sehnsucht immer neue Reize lieh. Er fühlte, daß er das Geheimniß, welches ihn so selig machte und doch so schwer drückte, weil

er es allein trug, der schwesterlichen Freundin nicht länger vorenthalten dürfe; mußte er doch, sie würde sein Glück theilen und es dadurch erhöhen. Und dennoch band ein gewisses Etwas ihm die Zunge und ließ ihn seltsam befangen abbrechen, wenn er schon begonnen, ihr sein Herz auszusütten. Da führte ein Zufall das Geständniß herbei.

Unter den zahlreichen Bewerbern um Vinzenzia's Hand war Prinz Xaver, der jüngere Sohn eines nicht unbedeutenden Fürstenhauses, ohnstreitig der beachtenswerthe. Obgleich nicht mehr in der ersten Blüthe der Jugend, doch hochgebildet und angenehm, gewannen sein milder Ernst und die stille Würde seiner anziehenden Persönlichkeit ihm die Hochachtung Aller, die ihm nahen durften, und steigerte diese bei näherem Umgange bis zur begeisterten Verehrung. Er hatte die schöne Vinzenzia lange still beobachtet und endlich erkannt, daß sie dem Ideal, was er sich von der einstigen Gattin geschaffen, so nahe stehe, wie kein anderes weibliches Wesen. Er äußerte seine Wünsche dem Grafen und dieser wies ihn mit allen Zeichen befriedigten Stolzes und unverhehlter Zufriedenheit an die Tochter, und ersuchte den Neffen, Vinzenzia das Glück dieser Verbindung anschaulich zu machen. Leo hatte an dem Tage Nachrichten aus \*\* empfangen, und seinem ehrfurchtsvollen und dennoch heiße Liebe athmenden Briefe an Melanie war eine schriftliche Erwiederung geworden. Zwar nur ein kleines, feines Blättchen, nur wenige Worte, aber diese klangen so hold, so bedeutsam, so schelmisch freundlich, daß er, aufgelöst in Wonne, das rosenfarbene Blatt, auf welchem ihre schöne Hand geruht, mit

Küssen bedeckte, und als das erste berauschte Entzücken sich beruhigt hatte, mit dem festen Vorsatz, Vinzenzia Alles zu entdecken, um in ihrer Theilnahme sein Glück zum zweiten Male durchzuempfinden, in ihr Zimmer trat.

Sie kam ihm, sichtlich aufgereggt, mit hochgerötheten Wangen entgegen. „Störe ich Dich?“ fragte er mit jener Traulichkeit, die ihr geschwisterliches Verhältniß rechtfertigte, „oder habe ich den rechten Moment gewählt, Dir einmal mein übervolles Herz auszuschütten?“

„Den rechten, lieber Leo,“ versetzte sie leuchtenden Auges, „auch das meinige bedarf der Mittheilung mehr denn je. — Prinz Kaver hat beim Vater um meine Hand geworben und dieser erwartet die Erfüllung des längst genährten Wunsches von meinem — ach, gänzlich widerstrebenden Herzen — darum sollst Du mich vertreten, schützen. —“

„Widerstrebend?“ fragte er verwundert, — „und warum? — Der Prinz ist liebenswerth und in jedem Betracht ein ausgezeichnete Mann, selbst der Fürstenhut schmückt ihn weniger, als sein durchaus trefflicher Charakter, — jedes Mädchen kann sich nur mit Stolz seiner Wahl freuen. —“

„Du bist sein warmer Lobredner,“ unterbrach ihn Vinzenzia mit fliegender Röthe; „dennoch wird dies meinen Entschluß, mich nie ohne Liebe zu vermählen, nicht wankend machen; — aber Du“ — sie stockte — „Du kennst freilich die Liebe nicht. —“

„Nicht?“ entgegnete Leo bewegt, ihr näher tretend; —

„so vernimm denn, daß mein Herz längst für immer gefesselt, und Melanie Hellburg, das schöne, hinreißende Wesen, dessen meine Briefe einige Mal, wenn auch nur in flüchtigen Andeutungen erwähnten — es ist, deren Besitz mir das höchste Erdenglück geben wird. —“

„Melanie —! Du hast sie —“

„Für die Ewigkeit gewählt!“ sagte er feierlich, ohne die Todtenblässe zu gewahren, welche Vinzenzia's Wangen überzog; — „ich kann nur Einmal lieben, aber der mittellose Jüngling, der dem schönen, gefeierten Mädchen nichts als sein Herz bieten könnte, ist zu stolz, um ihre Liebe zu werben, ehe er ihr ein Loos anbieten kann, solchen Preises würdig. Darum weiß Melanie nur, was ihr meine Blicke gesagt haben — noch war mein Mund stumm — Dein Vater aber würde mit Recht ob des Knabenstreiches zürnen.“

„Ueberlaß es mir, ihn damit zu versöhnen, und Deiner Liebe, dem Glück Deiner Zukunft den ersehnten Heerd zu gründen,“ sagte Vinzenzia mit bebender Stimme — „laß mich für Dich wirken, so viel ich vermag.“

„Du bist ein Engel,“ erwiderte Leo gerührt, „doch darf der Mann des Weibes Vermittelung, und wäre es die der Schwester, nichts zu danken haben, soll er nicht vor sich selbst erröthen. — Allein ich werde streben, und hoffentlich nicht vergebens, — Du aber wahrlich wirst durch des Prinzen Besitz nicht minder glücklich werden, denn er oder keiner ist Deiner würdig, so hab' ich ihn erkannt — — doch was ist Dir? — Du bist so bleich, erloschen aller Glanz Deines

Auges — meine liebe, treue Schwester, was ist Dir — ?!“  
er zog sie ängstlich an seine Brust.

Einen Augenblick ruhete sie, wie bewusstlos, in seinen Armen, dann wand sie sich los — „es ist nichts,“ sagte sie matt, und ein Lächeln, ähnlich dem einer Sterbenden, glitt über das blasse Gesicht — „verlaß mich jetzt. —“

„Du bist krank, die auffallende Veränderung Deiner Züge zeigt es deutlich,“ erwiderte Leo dringender — „was ist Dir, hast Du Kummer, vertraue mir, Deinem Bruder, der sein Leben wagen würde, das Deine zu verschönern. —“

„Ich bin müde!“ sagte sie mit dem Ausdruck unbeschreiblichen Leidens, dann aber, Werni's Betroffenheit bemerkend, raffte sie die letzte Kraft ihrer fliehenden Lebensgeister zusammen — „hast Du mich lieb, so laß mich jetzt allein, — die Unterredung mit dem Vater, des Prinzen dringende Werbung, die Nothwendigkeit, bald einen festen Entschluß zu fassen — Dein Geständniß — Alles das zusammen hat mich angegriffen — laß mich jetzt — Mittags siehst Du mich, und wahrlich anders, wieder, doch jetzt muß ich allein sein“ — sie reichte ihm freundlich die Hand.

Wie eiskalt war diese schöne kleine Hand! wie zitternd ruhete sie einen Moment in der seinigen und zog sich dann fast krampfhaft schnell zurück. —

„Du willst es!“ sagte er bekümmert, und verließ nach einem langen, prüfenden Blick, der in das Innerste ihrer gemarterten Seele zu dringen schien, — das Zimmer.

Sie verschloß mit zitternden Händen die Thüre — dann stürzte sie vor dem Muttergottesbilde auf die Knie — alle



Hestigkeit ihrer südlischen Natur erwachte in diesem schrecklichen Augenblicke. Ein Todeschmerz durchzuckte die zarte Gestalt, das junge, so heiß liebende Herz, welches jetzt auf ewig mit allen Freuden, allen Hoffnungen der Zukunft abschloß, das morgenrothe Thor eines glücklichen Lebens an der Liebe Hand mit dem finstern Schleier ewiger Entfagung decken sollte. Sie rang mit Leben und Tod, hingegeben dem wilden Schmerz der ersten entsetzlichen Täuschung. Sie schluchzte, bis das Bewußtsein schwand und eine lange Ohnmacht wohlthätig die gräßliche Spannung lösete. Endlich erwachte sie, — besann sich — ein schrecklicher Traum schien ihr erst die eben erlebte Scene, doch die Wirklichkeit machte bald schonungslos ihre Rechte geltend. Sie sah sich ungeliebt — unverstanden, — die reine Blut eines unaussprechlichen Gefühls, welches mit ihr erwachsen, mit ihrem Leben verzweigt, die Bedingung desselben geworden war — zurückgewiesen! — Da erwachte plötzlich der jungfräuliche Stolz, der Gedanke an die unauslöschliche Schmach einer unerwiederten Leidenschaft — und eine brennende Schamröthe bedeckte das noch vor wenig Augenblicken todtenbleiche Gesicht. — „Er soll nie ahnen, daß ich ihn geliebt,“ flüsterte sie in sich hinein; „gieb mir eher den Tod, als diese Schmach, heilige Jungfrau; stärke Dein unglückliches Kind, daß eher mein Herz breche, als sich verrathe.“ Und mit dem Schwur, der leise den bebenden Lippen entfloß, mit dem Schmerzensseufzer, der die hochfliegende Brust hob, war ihr Gelübde gethan, ihr Geschick entschieden.

Leo ahnete nichts. Er sah Vinzenzia ruhig, freundlich,

wie zuvor. Sie ließ sich mit der Theilnahme einer sorglichen Schwester die Geschichte seiner Liebe erzählen, vernahm die Schilderungen des Begeisterten von Melaniens Schönheit und Anmuth mit liebevoller Aufmerksamkeit, und er ahnete nicht, daß er damit den Dolch in die Todestwunde ihres Herzens stieß. Er bemerkte nicht die fieberisch fliegende Röthe, wechselnd mit geisterhafter Blässe, als er, hingerissen von süßen Erinnerungen, ihre Hand an seine Brust drückend rief: „Auch Du wirst sie sehen, wirst sie lieben, weil ihr einander werth seid und ihr Besitz Deinem brüderlichen Freunde den Himmel öffnet“ — und hielt das krampfhaft zuckende der zarten Hand für den Druck geschwisterlicher Erwiederung.

## 9.

Frau von Hellburg saß, einen eben empfangenen Brief vor sich, in der übelsten Stimmung auf dem Sopha, als Melanie, eine italienische Arie trällernd, herein und vor den Spiegel hüpfte. „Der Baron ist gestern zurückgekehrt, chère maman,“ sagte sie, die blonden Locken ringelnd; „er bittet um Erlaubniß, noch diesen Abend seine Aufwartung zu machen, und es kommt vielleicht nur auf mich an,“ setzte sie schalkhaft hinzu, „morgen durch meine Verlobung die Residenz zu überraschen und als beneidenswerthe Braut des reichen, schönen Werni Alles zu verbunkeln.“

„Die Lust laß Dir für dies Mal vergehen, mein Kind,“ erwiderte Frau von Hellburg höhlich; „der erbärmliche Baron möchte schwerlich je ein Gegenstand des Neides, Du

aber leicht der eines improvisirten Mitleids werden, was mich nach einem andern Welttheil scheuchen könnte.“

„Mein Gott, was ist vorgefallen?“ fragte Melanie erschrocken.

„Lies, was Deine Tante mir antwortet, als ich ihr von Deiner zu hoffenden glänzenden Partie geschrieben — sie ist genau unterrichtet, da sie in jener Gegend lebt.“

Melanie las:

„Ihr seid im starken Irrthum über die Lage des jungen Werni, — er ist der blutarme Nefte des reichen Grafen Estrella, ein Geschöpf seiner Gnade, weiter nichts. Des Grafen Sohn, zwar früher blödsinnig und elend, ist seit kurzem völlig genesen, und keine Aussicht, daß er sterben werde. Keineswegs kann jener Werni Ansprüche auf das Vermögen des Oheims machen, und ihr seid sonach wahrscheinlich in die Hände eines listigen Abentheurers gefallen. Mein Rath ist, daß Melanie sich so schnell als möglich aus dieser fatalen Situation zurückziehe, da sie sich im andern Falle leicht ein nicht zu redressirendes dementi geben würde“ u. s. w.

„Nun, was sagst Du dazu?“ fragte Frau von Hellburg. Melanie verstummte.

„Der Herr Abentheurer scheint die mir bisher unbekannte sentimentale Seite meines Töchterchens erforscht und zu seinem Vortheil benutzt zu haben,“ sagte Frau von Hellburg mit unmütterlichem Spott; „ich glaube gar, Du liebst ihn —!“

Melanie lachte laut auf. — „Verzeihen Sie, gnädige

Mama, unmöglich kann das Ihr Ernst sein; denn sollten Sie mich so wenig kennen?! — Allein erfreulich ist's doch gerade nicht, auf diese Manier nicht bloß die Aussicht auf eine glänzende Partie, auch zugleich einen ganz angenehmen Verehrer zu verlieren, der — —“ sie stockte.

„Sprich es nur aus,“ versetzte die Mutter im vorigen Tone — „der es verstand, mein sonst so kluges Mädchen auf eine Weise zu umgarnen, daß sie sich jetzt scheut, der Sache kurz und energisch ein Ende zu machen.“

„Die Energie sollte nicht fehlen,“ antwortete die Tochter kalt, „hätten wir nicht zu berücksichtigen, daß Werni der allgemeinen Achtung, selbst der Auszeichnung der ersten Notabilitäten des Hofes in dem Grade genießt, daß uns, vor allem mich, bei einem nicht hinreichend motivirten Bruch die ganze Elite der beau monde mit einem Titel beehren würde, der nachtheilig genug wirken könnte, um alle andern Pläne — Sie verstehen mich — schonungslos zu vernichten.“

Die Mutter verstand — sie gedachte des \*\*schen Generals, der seit länger schon unter den Verehrern Melaniens, früher ernstliche Absichten gezeigt, und nur bei dem sichtlichen Vorzuge, den sie Werni gegeben, sich zurückgezogen hatte — sie schwieg einige Augenblicke. —

„Du hast Recht,“ sagte sie besänftigt, „man muß behutsam gehen; man müßte,“ setzte sie zögernd hinzu, „ein Mittel suchen, ihm die allgemeine Achtung zu entziehen, um sich die Rechtfertigung für Dein Zurücktreten zu sichern.“

Melanie dachte einen Augenblick nach — „ich werde

mir die Sache überlegen und Ihnen dann meine Idee mittheilen.“

„Das thue, mein Kind,“ erwiderte die Mutter gleichmüthig; „zuerst aber brich mit ihm, und zwar so bald als möglich.“

### 10.

Die Soirée war zu Ende, Mitternacht nahte, und vergebens hatte Leo seit drei Tagen sich der Geliebten zu nähern gesucht, welche unter allerlei nichtigen Vorwänden seinen Besuch abgelehnt und auch heute jedes tête à tête mit ihm vermieden hatte. Die Verzweiflung, die in ihm wüthete, ließ ihn endlich, jede Rücksicht bei Seite setzend, den Moment ergreifen, wo sie ihm nicht länger ausweichen konnte.

„Was that ich Ihnen, Fräulein?“ begann er, seiner kaum mächtig, ihr den Weg vertretend; — „wodurch verdiene ich diese auffallende Zurückhaltung? — Sie meiden mich — darf ich fragen, warum?“ —

Melanie blieb mit erkünstelter Verwunderung stehen. — „In der That, Herr Baron, eine sonderbare Art, Damen zu inquiriren — ich bin mir nicht bewußt, Ihnen Rechte eingeräumt zu haben, die eine solche Sprache zulässig machen. —“

„Melanie — Gott im Himmel! — mir diesen Hohn — ich beschwöre Sie, erklären Sie mir, woher diese fürchterliche Veränderung — sie tödtet mich — was ist geschehen — was that ich Ihnen — ? — ich darf, ich muß das fragen. —“

Ihr eiskalter Blick maß ihn spöttisch. — „Sie geben sich ein Nidiküle vor der Gesellschaft, Herr Baron, — nur der Braut, der erklärten Geliebten gegenüber ist eine solche Sprache möglich — ich bin beides nicht, — bin mir nicht bewußt, Ihnen Hoffnungen gegeben zu haben, und muß daher bitten, mich zu verschonen.“

Der Mutter Hinzutreten unterbrach einen Augenblick die peinliche Situation — Werni's Auge glühte im unnatürlichen Feuer. — „Ein Wort, gnädige Frau — nur Eins — warum trifft mich, der sich früher Ihres Wohlwollens rühmen durfte, der nicht grundlos schöne, kühne Hoffnungen auf dieses Wohlwollen zu bauen wagte, — warum trifft mich diese sichtliche Kälte und Entfremdung?“ —

Frau von Hellburg lächelte in einiger Verlegenheit. — „Sie haben, mein Herr,“ begann sie etwas gesammelt, „Hoffnungen genährt, die nur einem Manne von äußerlich begründeten Verhältnissen, die nur dem Erben des Grafen Estrella zustanden — als solcher wagten Sie, meiner Tochter zu nahen; jetzt“ — setzte sie mit völlig gewonnener Fassung stolz hinzu — „bin ich besser unterrichtet und es steht nur ein junger unbesonnener Mann vor mir, der, selbst mittellos und ohne Ansprüche, auf seines Oheims Rang und Vermögen Luftschlösser baute, die nie Wirklichkeit werden — ich kann ihn nur bemitleiden und in die Grenzen seiner subordinirten Stellung zurückweisen, doch möge er fernerhin nicht meine Tochter durch irgend eine Auszeichnung kompromittiren, die sie nur beleidigen könnte.“ —

Werni stand einen Moment starr — reglos — da sah er Melaniens schönen Mund sich zu einem spöttischen Lächeln verziehen, und der Anblick gab ihm sein Selbstgefühl zurück. — „Diese Beleidigung wird Ihnen sicher erspart, gnädige Frau,“ sagte er mit männlicher Würde; — „bin ich gleich arm und verdanke meines Oheims väterlicher Güte den äußern Schimmer, der Sie täuschte und mich in den Abgrund eines weiblichen Herzens blicken ließ, vor dem ich jetzt zurückschaudere — so danke ich dennoch meinem Geschick, welches mich früh genug entzauberte, um da, wo ich liebte, nun zu — verachten. Die Zukunft richte zwischen Ihnen und mir!“ — Er verbeugte sich und ging.

Eine Flammenröthe, ungewiß ob die des Zornes oder der Schaam, stieg auf Melaniens schönen Wangen empor — so hatte noch Niemand zu ihr gesprochen! — Sie wechselte einen schnellen Blick mit der nicht minder betroffenen Mutter. „Kein Aufsehen jetzt,“ flüsterte diese, und vermochte unbefangen in den Scherz einer hinzutretenden Bekannten einzugehen.

„Der erbärmliche Thor,“ sagte Frau von Hellburg, als sie zu Hause und im einsamen Gemach angelangt, sich mit der Tochter allein befand, — „klangen seine letzten Worte nicht fast wie eine Drohung? — Denken wir aber nicht weiter an diesen elenden Barvenü,“ setzte sie hinzu, die heftig arbeitenden Züge der Tochter bemerkend, — „Du bist ihn los und das ist für den Augenblick genug.“

Melanie schüttelte den Kopf — : „ich werde seiner denken, und eilen, den möglichen Folgen dieser halben Drohung

zuvorkommen — — ich habe das Mittel gefunden, glaub' ich," setzte sie nach einer Pause triumphirend hinzu. „Werni arbeitet, das weiß ich, — in dem wichtigen Rechtsstreit unseres Hofes mit dem \*\*schen — vielleicht läßt sich da Gelegenheit zur Revange finden. —“

Die Mutter sah das Mädchen an, dessen schöne Züge bei dem abscheulichen Entwurf in dämonischer Freude strahlten. — „Du hast eine seltne diplomatische Anlage," sagte sie, schwankend zwischen Billigung und nicht zu unterdrückender Verlegenheit; — „wir werden ja sehen. —“

Melanie nickte — „mein Plan ist fertig; gelingt er, wird der romanhafte Herr Baron mir sicher nicht schaden.“

Sie eilte munter hinaus, und in der leicht dahin schwebenden Grazie hätte kein Auge die finstere Alte erkannt, die, Verderben brütend, jetzt das Schicksal eines herrlichen Jünglings in der unheilbringenden Hand wog und die kostbare Beute in den Abgrund eines gräßlichen Elends warf, aus dem zwar erst spät, aber dennoch einst die Nemesis sich erheben sollte, ihr furchtbares Rächeramt zu verwalten. Melanie klingelte der dienstwilligen Minette. Sie fragte nach dem Geliebten des Mädchens, einem ränkesüchtigen, zweideutigen Menschen, der, früher verdorben zu jedem soliden Erwerb, Unterstützung bei Werni gesucht und von ihm seiner ausgezeichnet schönen Handschrift wegen als Schreiber angenommen ward. Sie theilte der Jose ihren Plan und Wunsch mit, und als das, ob auch leichtsinnige, doch noch nicht völlig gesunkene Geschöpf erschrocken und verlegen bei dem Entwurfe des ungeheuren Bubenstücks da-



stand, überwand das Geschenk eines echten Caschemir's und einer schweren Goldrolle für den Schreiber jede weitere Bedenklichkeit — Minette war bereit, Alles nach der Gebieterin Wunsch einzuleiten.

## 11.

Nach wenig Tagen war es in den vornehmen Zirkeln kein Geheimniß mehr, daß Fräulein Hellburg das ziemlich als bekannt angenommene Verhältniß zu dem jungen lebenswürdigen Schweizer plötzlich abgebrochen habe. Die Gründe wußte man nicht, doch Melaniens feine Koketterie und die Vergötterung, welche ihr überall wurden, gaben dem Tadel, besonders vom eignen Geschlecht, jetzt um so schärfere Waffen, und selbst die Mehrzahl der Männer, welche Werni kannten und schätzten, schüttelten den Kopf über den bei dieser Gelegenheit sich neu bewährenden Flatterinn der gefeierten Schönen. Nur die müßigen Fashionables, denen Leo's bedeutende Persönlichkeit und die Auszeichnung seiner Vorgesetzten längst ein Gegenstand des Neides gewesen, traten als Ritter für das Fräulein auf und vertheidigten ihr Zurückziehen von dem Armseligen, der eines solchen Glücks nicht würdig gewesen und nothwendig allein die Schuld tragen müsse. Die Stimmen blieben sonach getheilt, und dies um so mehr, als Leo allen feinen und dringenden Forschungen auswich oder ein beharrliches Schweigen entgegensetzte.

So waren einige Wochen verstrichen, und das Gerücht hatte, den Reiz der Neuheit verlierend, fast aufgehört, das

Publikum zu beschäftigen, als man vernahm, der Baron Werni, der in der Eigenschaft eines Privatsecretairs beim \*\*schen Gesandten arbeitete, sei plötzlich arretirt und streng bewacht nach der Festung ... stein gebracht. Man sagte, er habe ein wichtiges Dokument, welches, ihm anvertraut, unter seinem Verschlusse gewesen, in die Hände des Gegners geliefert und sei demnach als Landesverrâther der härtesten Strafe verfallen.

Die Sache machte Aufsehen. Werni war überführt; denn der \*\*sche Hof, unleugbar im Besitz des Dokuments, that Schritte, welche augenblicklich dem Prozesse eine andere Wendung gaben, und es fand sich unter den sogleich in Beschlag genommenen Papieren des Verhafteten die Copie eines Briefes von seiner Hand, wo er die Bedingungen, unter welchen er bereit sei, das fragliche Dokument auszuliefern, namhaft machte — es war eine bedeutende Summe, und das Versprechen, ihn nie zu kompromittiren.

Werni ward verhört — seine kalte, ruhige Würde, das bleiche, edle Gesicht, dessen Züge den Ausdruck der offensten Redlichkeit trugen, die klare, bestimmte Logik seiner Antworten — Alles hätte seine Richter für ihn gewinnen müssen — da zeigte man ihm den Brief — es war seine Handschrift, ähnlich bis zur kleinsten Eigenthümlichkeit — er sah — sah wieder — und verstummte, denn er konnte sie nicht mehr verleugnen.

Der Präsident war ihm persönlich zugethan, eben so sein Vorgesetzter, der seine Kenntnisse und nicht minder seinen Charakter hochgeachtet — Beide vermochten erst

nicht, sich von seiner Schuld zu überzeugen. Es geschah Alles, ihn zu retten — umsonst! — der Beweis war schlagend, — das wichtige Papier in des Gegners Händen, der Brief, den man sich im Original zu verschaffen mußte, gleichlautend mit jener Copie — er war überführt.

Was konnte der Unglückliche thun! Umsonst versuchte er Alles, sich zu rechtfertigen — die Thatfachen redeten lauter, als seine Bethuerungen, sein früher so fleckenloses Leben. Er erbot sich zum Reinigungseide, und der Criminalrichter maß ihn mit verächtlichen Blicken. „Junger Mann,“ sagte er ernst, „wollen Sie, der Landesverrätther, auch noch den Meineid zu Ihrem Verbrechen gesellen!? Sie sind überwiesen, sühnen Sie Ihre Schandthat durch Unterwerfung, die Gerechtigkeit möge nun Ihren Kopf fordern, oder Ihnen das elende, ehrlose Leben schenken.“

Der Prozeß ging seinen Gang — Wochen — Monaten — Jahre verstrichen, Werni saß, fast vergessen, in der Grenzfestung \*stein — da erfolgte endlich die Entscheidung — der Tod durch das Schwert ward ihm zuerkannt, und freudig empfing der Unglückliche den Spruch, der ihm Erlösung brachte; allein die Gnade des Monarchen milderte das Urtheil zu lebenslänglichem Gefängniß, und seine flehendlichen Bitten um den Tod, den er einem ehrlosen Leben in der Gefangenschaft bei weitem vorzog, blieben unbeachtet.

### 12.

Im Bade zu \*\*\* hatte die Anwesenheit der Frau von Hellburg und ihrer schönen Tochter eine neue Aera

heraufbeschworen. Jung und Alt umflatterte auch hier, wie in der Hauptstadt, die reizende Melanie, und war der Kreis der Bewunderer auch etwas weniger dicht um ihre anziehende Erscheinung geschaart, als vor sechs Jahren in der Residenz, wo sie als neunzehnjähriges Mädchen Alles bezauberte, so schien doch diese Zeit spurlos an ihr vorübergegangen, ja, ihre Schönheit hatte sich nur noch üppiger entfaltet. Darum blieb es unbegreiflich, daß noch keiner der zahllosen Anbeter diese schöne Hand erobert hatte; um so mehr, als man wußte, daß Frau von Hellburg die Vermählung der Tochter eifrig wünsche; — so mußte man denn annehmen, daß keine der bisher sich gefundenen Partien glänzend genug gewesen sei. Schon fanden sich hier und da Spötter, welche behaupten wollten, der Stern des Fräuleins neige sich, obgleich noch kaum merkbar, dennoch leise abwärts, und die Freude am Flechten zahlloser Korbchen werde nicht mehr lange dauern. Selbst Melaniens weiße Stirn zeigte zuweilen einige Wolken, die vielleicht dem allmählich fliehenden Frühlinge galten, der ihr jeden Farbenschmuck des Lebens, nur nicht die herrlichste der Blüthen, reine, wahre Liebe gebracht hatte.

Da ging ein neues Gestirn auf — der junge Reichsgraf Estrella kam, und der Glanz seiner Umgebung begründete den Ruf seines fürstlichen Vermögens. Tausend fabelhafte Gerüchte gingen seiner Ankunft voraus. Bald sollte er blödsinnig, eine Art Cretin, bald abschreckend häßlich und verzerrt, dabei ein zweiter Kaspar Hauser, gänzlich fremd in allen Sitten der großen Welt sein. Mit ungezügelter

Neugier erwartete man, daß er sich öffentlich zeige, und als eines Morgens die fremde prachtvolle Equipage am Kurssaale hielt, drängte sich Alles zu den Fenstern und Thüren der nahen Restauration, den jedenfalls merkwürdigen Ankömmling zu sehen. Ein junger Mann, hoch und schlank, doch etwas gebeugt, dessen zwar sehr bleiches Gesicht die edelsten Züge trug, stieg aus. Das tiefschwarze, ernste Auge überflog einen Moment die neugierige Menge; — er grüßte leicht und schüchtern, aber mit vornehmer Haltung, und wendete sich dann der Allee zu, wo die Damen in langen Reihen saßen oder sich ergingen. Er schritt an dem eleganten Kreise vorüber, wo Melanie sich befand, und bei dem ehrerbietigen Gruß traf sein Blick den ihrigen. — Seltsam ergriffen von diesem Blick und der ganzen Erscheinung, sah sie ihm noch lange nach, als der muntere Kreis sich in Bemerkungen über den originellen Halb-Spanier erschöpft hatte.

Seit diesem Tage erschien der Graf zuweilen im großen Cirkel, doch verweilte er selten lange, und selbst dann wich der unwandelbare Ernst und die stolze Zurückhaltung, welche jeden Versuch der Neugier, sich ihm zu nähern, von selbst zurückscheuchte, nicht von ihm. Er sprach wenig, doch gewählt und bestimmt, und regte irgend ein äußerer, durch Kunst oder Natur hervorgerufener Eindruck sein Gefühl an, so verbreitete sich ein eigenthümlicher Zauber über das blasse Gesicht, im verklärten Lichte blüdete dann ein neues, wunderbares Leben in diesem unergründlich schwärmerischen Auge auf, der Abglanz der tiefsten Empfindung umspielte

mit dem Lächeln der Seligen den schönen Mund, doch nach wenigen Augenblicken überschattete der gewohnte Ernst dies magische Farbenspiel tief verborgenen Gefühls.

Für Melanie war die Erscheinung des Grafen ein höchst beachtenswerther Umstand. Sein Rang, sein Reichthum, selbst die Eigenthümlichkeit, die ihn innerlich wie äußerlich charakterisirte, wurde der Magnet, der ihre volle Aufmerksamkeit anzog. Aber ihn zu fesseln, schien eine unzulösende Aufgabe; denn Estrella's kalte Zurückhaltung, seine fast mädchenhafte Schüchternheit dem schönen Geschlecht gegenüber, der eigenthümliche Wechsel von südlicher Gluth und nordischer Kälte, der sich in seinen Aeußerungen und Handlungen kund gab, — das waren Klippen, von denen alle Pfeile der feinsten Koketterie zurückschneUten, und sie fand sich zum erstenmale rathlos, die schwere Eroberung zu beginnen.

Der Badegesellschaft ward bald ein unerschöpflicher Stoff zur Unterhaltung in den Seltsamkeiten des jungen Grafen. Angebetet von seiner zahlreichen Dienerschaft, die nicht müde ward, die Engelgüte des Gebieters zu preisen, war er doch ein eben so strenger als furchtbarer Richter bei der kleinsten von ihm entdeckten, oft nur geahneten Unrechtheit; der geringste Versuch zum Betrug oder zur Lüge galt ihm für ein Verbrechen, der härtesten Ahndung werth. So erzählte man sich, daß sein Kammerdiener, ein junger hübscher Franzose, dem er mehre Jahre fast ausschließlich vertraut, ein Mädchen geliebt, ihr die Ehe versprochen, nachher aber, mit dem Leichtsinne seines Alters und seiner

Nation, jenes Versprechens nicht weiter gedacht, und ihr, die sich zwar bald getröstet und entschädigt, den Ring, den sie ihm gegeben, zurückgesandt habe. Der Graf erfuhr diese kleine Avantüre, fragte den Vertrauten und dieser gestand unbedenklich Alles — des Gebieters Stirn verfinsterte sich: „Du hast gelogen, Dein Wort gebrochen,“ sagte er streng — „ich kann Dir nicht mehr trauen — Du verläßt mich augenblicklich.“

Der Bestürzte führte mehre wohl nicht aus der Luft gegriffene Gründe für den Wankelmuth des Mädchens an — „Das entbindet Dich Deines Wortes nicht,“ erwiderte der Graf, — „Du hast gelogen, die Hoffnungen eines menschlichen Wesens getäuscht; wir taugen nicht mehr zusammen — geh, und verlaß mich.“

Der Kammerdiener, der seinen Herrn wirklich liebte, bat, flehete — umsonst —! Der Graf blieb unerbittlich, entschädigte ihn reichlich, sicherte seine Zukunft, aber in seiner Nähe durfte er hinfort nicht weilen.

Dieser kleine Vorfall, vergrößert und ausgeschmückt, hatte kaum aufgehört, die Gesellschaft zu beschäftigen, als ein anderer, von größerer Bedeutung, die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Grafen lenkte.

Es war ein drückend heißer Nachmittag — am Horizont zogen schon seit dem frühen Morgen Gewitterwolken auf, dennoch drängte sich im geräumigen Spielzimmer ein immer dichter Kreis um den Pharotisch, wo ein unlängst angekommener Italiener Bank hielt. Wenn im anstoßenden Saale die Unterhaltung lebhaft und bunt um die Interessen

des Tages und der Zeit flatterte, so herrschte in dem Zimmer jenes mystische Schweigen, nur unterbrochen von dem verhängnißvollen *gagne — perdu* — was das Schicksal ganzer Familien oft grausend genug entscheidet. Graf Franzesko stand, ein scheinbar antheilloser Zuschauer, mit verschränkten Armen und sah dem Spiele zu. Die Goldhaufen thürmten sich vor dem Bankier immer höher, der mit dem entschiedenen Gleichmuth seines Gewerbes die Karte umschlug und die eifrige Beschäftigung des Croupiers, welcher immer größere Schätze vor ihm aufthürmte, kaum zu beachten schien. Da gewahrte Franzesko einen Offizier in mittlern Jahren, dessen düster brennendes Auge jeder Bewegung des Bankiers folgte. Er spielte hoch, und das von Leidenschaften zerrissene Antlitz wechselte vom dunkeln Braun zu erdfahler Blässe, sobald das schreckliche „perdu!“ eine neue Goldrolle, welche er scheinbar eiskalt, aber mit fürchterlichem Blicke hinschob — zu dem Italiener wandern machte, und der Säbel schlug leise klirrend auf den getäfelten Fußboden, war auch keine Bewegung des Mannes sichtbar. Der Bankier sah jetzt nach seiner Uhr, rückte an dem schwarzen Käppchen, und sagte, indem er die letzte der Rollen des Officiers vor sich nahm, im gebrochenen Deutsch: „Für heute genug, Signores, morgen Revange.“

„Vielleicht noch heute!“ ertönte die Stimme des Grafen Estrella; „meine Herren, der Schurke hier hat Sie sämmtlich betrogen; ich bin dem Gange des Spiels gefolgt, er führt falsche Karten; der Capitain dort ist nur das Opfer seines Betrugs geworden.“ — Ein nicht zu schildernder Tumult



erhob sich bei diesen Worten, der Italiener fuhr empor — die Betrogenen ergriffen die Karten, — man untersuchte — schrie — rief nach der Polizei — einzelne der Begünstigten nahmen Parthei für den Bankier, und schon begann dieser wieder Muth zu fassen und winkte dem Groupier, die Goldhaufen in Sicherheit zu bringen, als Franzesko, einem Löwen gleich, den Italiener bei der Brust faßte.

„Du entfliehst nicht, Verworfener!“ rief er mit einer Kraft, die man dem jungen zartgebauten Manne nicht zuge-  
traut hätte — „Gott hat mich zur Entdeckung Deiner Schandthat berufen, und Du verläßt dieses Zimmer nicht lebendig, wenn Du nicht bekennst, daß Du betrogen und jenen Mann dort durch Deine Gaunerkünste ausgeplündert hast. — Gesteh, oder bei dem Richter dort oben, Du fällst. —“

Er vollendete nicht — ein grell zuckender Blitz erleuchtete momentan die Dämmerung des Zimmers — ein furchtbarer Donnerschlag folgte unmittelbar, und der Italiener, allein getroffen von dem Gewitterstrahl, der sich in diesem einen Schlage tödtlich entlud — während die Andern nur theilweise betäubt dahinsanken oder entsezt zurückprallten — lag mit blauen Lippen und verbrannten Kleidern am Boden.

„Gott hat gerichtet!“ stammelte der Graf, selbst todt-  
bleich und bebend, „ich sagte die Wahrheit, so gewiß mir die heilige Jungfrau helfen möge in meiner letzten Noth. —“

„Durch Sie hat er gerichtet, braver junger Mann!“ rief der Herzog von \*\*, den Erschütterten umarmend — „Sie waren das sichtbare Werkzeug seiner Hand — kommen

Sie, verlassen wir diesen schrecklichen Ort — das Weitere wird die eben anlangende Polizei ordnen.“

Und so geschah es — die falschen Karten des Italieners wurden gefunden, die trügerisch gewonnenen Summen zurückgegeben, und so empfing auch der Officier, der in stummer Apathie diesem Auftritt beigewohnt, die seinigen.

Im anstößenden Saale, wo der furchtbare Gewitterschlag die Gesellschaft, besonders die weibliche, in Schrecken gesetzt, der strömende Regen aber doch am Entfliehen gehindert hatte, wogte Alles durcheinander und drängte sich jetzt, da die erste Alteration vorüber war, um den jungen Grafen, der als unmittelbarer Repräsentant der Nemesis angestaunt, umringt und gefeiert ward. Ein blasses Roth umflog als feltner Gast die edlen, feinen Züge, und seine Erscheinung wirkte wahrhaft magisch. „Ich that nur meine Pflicht,“ erwiderte er fast beschämt, „die innere Stimme trügt mich nicht leicht, und was sie mir verkündet, muß ich aussprechen, brächte mir es selbst den Tod;“ — sein Blick traf hier zufällig den der ihm zunächst stehenden Melante, er sah in ihrem schönen Auge den Ausdruck unnennbaren Mitgeföhls glänzen, und vernahm, wie sie mit süßer Stimme flüsterte: „Möge kein solches Märtyrertum Ihrem schönen, dem Glück geweihten Leben drohen.“ — Da war es, als treffe, wie ein großer Dichter sagt — der Liebe heil'ger Götterstrahl, der in die Seele schlägt und zündet — zuerst und plötzlich des Jünglings Herz — wer mag ermessen, wie wichtig oft ein Moment über unser Leben, Empfinden und Schicksal entscheidet — er sah in der Thräne, welche in

Melaniens blauem Himmelsauge glänzte, den kostbaren Brillant ewiger Treue, der sich mit wunderbar magischer Gewalt auch in sein Herz senkte — aufgeregt und erglühend faßte er ihre Hand — wollte sprechen, vermochte es nicht — aber in dem Zittern, was ihn durchbebend sich ihr mittheilte, fühlte sie ihren Triumph, und kam selig in der Gewißheit der unerwartet endlich errungenen Eroberung nach Hause.

### 13.

Am andern Morgen ließ sich der Capitain beim Grafen Estrella melden, und Franzesko empfing ihn mit der Theilnahme, welche stets der Anblick eines durch uns geretteten Menschen einflößt, ist auch dessen Aeußeres — wie es hier der Fall war — keineswegs geeignet, einen angenehmen Eindruck hervorzubringen.

„Ich komme, Ihnen, Herr Graf, den heißesten Dank zu sagen, daß Sie einen Betrüger entlarvten, der in wenig Augenblicken mich für immer unrettbar ruinirt hätte,“ begann er.

„Ich that nur meine Pflicht,“ erwiederte Franzesko freundlich, „allein — verzeihen Sie mir — der Mann sollte nie auf eine Karte die Möglichkeit seines Ruins setzen.“

„Ich that es!“ sagte der Andere achselzuckend — „nennen Sie es Leidenschaft, — Wahnsinn — und damit Sie erfahren, wie viel ich Ihnen verdanke, so wissen Sie denn, daß ich, gedrängt von Noth — häuslichen Sorgen, die bei

einer kränklichen Gattin und vier Kindern nicht fehlen — der Nothwendigkeit, standesgemäß zu erscheinen, — zu der mir anvertrauten Regimentskasse griff; — die Summen, welche jener Gauner an sich riß, waren aus dieser — ihr Verlust hätte mich der Schande, dem Verderben bei der nächsten Revision überliefert, und eine Kugel das elende Dasein geendet — Ihnen danke ich Leben und Ehre. —“

„Und das wagen Sie mir zu sagen!?“ — unterbrach ihn Estrella blickenden Auges — „Sie sprechen von Ehre —! Sie, ein Nichtswürdiger, Eidbrüchiger, der die ihm anvertrauten Gelder seines Königs angriff, seiner schrankenlosen Verschwendung zu genügen — der an der Bharobank seinen gesunkenen Wohlstand mit geraubtem Gelde wieder herzustellen suchte — aus meinen Augen, Schändlicher! den ich jetzt sehr gegen meinen Willen gerettet —!“

„Herr, sind Sie wahnsinnig?“ rief der Officier; — „rechtfertigen Sie mein Vertrauen so? — Wissen Sie, daß ich Ihre Beleidigungen nicht dulden kann, noch werde — daß meine Ehre fordert, sie in Ihrem Blute abzuwaschen?“ —

„Glender Thor —! Doch freilich, Sie kennen mich nicht — ich würde meinen Vater, meinen Bruder, mein Weib ermorden, wenn ich sie des Eidbruchs, der Unrechtllichkeit zeihen müßte — kalt und ruhig würde ich es, um die menschliche Gesellschaft von einer Pestbeule zu reinigen — gehen Sie — Sie sind für meine Züchtigung zu klein. —“

„Himmel und Hölle, das ertrage, wer's kann!“ schrie der Officier; „ich erwarte Sie diesen Nachmittag auf Pistolen — dort unten an der Ecke des Waldes — und nur

Einer von uns verläßt lebend den Platz — doch bis dahin verschweigen Sie, was ich Unsinniger Ihnen vertraut, oder —“

„Kein Ober!“ sagte Estrella gebieterisch — „ich schweige, weil ich will, weil es der Nichtswürdigen genug geben mag, die vielleicht aufgeklärter über solche Dinge denken, als ich. — Erwarten Sie mich; —“ er drehte ihm den Rücken zu. — Die bestimmte Stunde kam — mit ihr der Graf und sein Gegner. Die Kämpfenden stellten sich, schossen, und der Capitain sank, zum Tode getroffen, nieder, während Estrella unverletzt geblieben. — Sterbend öffnete jener noch einmal das schon halb gebrochene Auge, dem Gegner die Hand reichend — „Vergebung!“ stöhnte er — „ich handelte schlecht — mehr als Sie wissen — Frau und Kinder darben, während ich meiner unseligen Leidenschaft zum Spiele fröhnte — ich war kein guter Vater — noch Gatte — unglückseliges Weib — arme Kinder. —“

„Ich sorge für sie!“ betheuerte Estrella — und des Sterbenden letzter Blick fiel dankend auf ihn.

Die Secundanten riethen zur Flucht, doch war Franzesco nicht dazu zu bewegen, und sein Rang und Reichthum glich bald alle übeln Folgen des unglücklichen Duells aus.

#### 14.

Dieser Vorfall, noch ausgestattet mit Allem, was die Badeschronik an romantischer That zu geben vermochte, diente nur dazu, des jungen Grafen Ruf zu begründen, der bald den Namen des Ritters der Wahrheit erhielt. Mit

immer steigender Wärme zeichnete er Melanien aus, und das kalte Herz der reizenden Kokette empfand wirklich eine Art Neigung für den originellen, furchtlosen Mann, der, obgleich mehrere Jahre jünger als sie, doch bald nur in ihrer Nähe, ihren Blicken leben zu können schien, und ihr endlich auf einem seiner täglichen einsamen Spaziergänge begegnend, seine Liebe mit einer solchen flammenden Begeisterung erklärte, daß das Fräulein, gewöhnt an die lauwarmen Empfindungen der conventionellen Welt, beinahe vor dieser orientalischen Gluth erschraf, und ihm endlich, verschämt erröthend, Erwiederung gestand.

„So willst Du mein sein, holde, süße Melanie?“ — fragte er, vor ihr nieder sinkend — „Mein! — Sieh, ich liebe Dich mit allen Kräften meines Herzens, meiner selbst — Du bist mein eigenstes Selbst geworden — ich lebe, athme nur in Dir — theile Alles mit Dir, was ich besitze — aber gib auch Du Dich mir ganz zu eigen — ganz — jedes Wort Deiner Rosenlippen, jeder Blick Deiner Himmelsaugen, jeder Athemzug dieser blendenden Brust muß für immer mir gehören.“

Sie reichte ihm lächelnd die schöne Hand. — „So möchten Sie,“ sprach sie scherzend, „mich wohl am sichersten und liebsten, den Osmanen gleich, unter Schloß und Riegel verbergen, jedem männlichen Auge unzugänglich, als höchstens dem des Beichtvaters und Arztes — welche Othello-Natur!“

Er sah sie lange durchdringend an. — „Du scherzest, Geliebte, nein, wahrlich! nimmer wird Dich meine thörichte

Eifersucht quälen; mit vollem, unbedingtem Vertrauen reich' ich Dir die Hand zum ewigen Bunde, nie werde ich Deine Freiheit beschränken — aber, laß es mich Dir in dieser ernstesten, heiligen Stunde sagen," fuhr er mit leiser, fast unheimlicher Stimme und Blick fort — „wärsst Du je fähig, mich zu täuschen — mein Vertrauen zu mißbrauchen, die Gelübde Deiner Treue zu brechen — — nur meinen eignen Augen würde ich glauben — aber dann — Du wärsst verloren, ich mit Dir — ein Estrella lebt und stirbt nur für Wahrheit und Ehre — und würde seine Schmach mit Blut reinigen. —"

Ein leiser, nur mühsam unterdrückter Schrei unwillkürlichen Entsetzens, mit welchem sich das Fräulein bei diesen graufenden Worten seinen Armen zu entreißen strebte, ward von dem unerfahrenen Sünge für jungfräuliche Schüchternheit gehalten; denn Melanie, obgleich von Schauder ergriffen, erwog schnell genug, daß die wichtige, so heiß ersehnte, schwer errungene Eroberung nicht einiger überspannter Aeußerungen wegen aufzugeben sei, und schmiegte sich gleich nachher mit solcher Zärtlichkeit an den Glücklichen, daß er, berauscht und selig, nicht entfernt daran dachte, wie seine Worte die Geliebte, welche bald darauf als seine erklärte Braut alle Stadien befriedigter Eitelkeit und bräutlichen Glanzes durchslog — fortan nur zur äußersten Vorsicht veranlaßten.

### 15.

In dem engen, düstern Zimmer der Festung \*\*stein, dessen einziges hohes Fenster, von starken Eisenstangen ver-

währt, nur einen schmalen Sonnenstrahl einließ, saß der unglückliche Werni am Tische. Erloschen war der Glanz des schönen, dunkeln Auges, das bleiche, eingefallene Gesicht mit dem Ausdruck stiller, ewiger, menschenfeindlicher Resignation auf die magere Hand gestützt. Da rasselten die Schösser und der Gefängnißwärter trat mit dem Essen herein. Werni blieb unbeweglich in seiner Stellung, obgleich der Alte mehre Male hustete und sich bemerkbar zu machen suchte.

„Sie hören heute gar nicht auf mich, lieber Herr,“ fing er endlich an, „und doch hätte ich etwas zu sagen — es wird Ihnen vielleicht nahe gehen. —“

Leo antwortete nicht.

„Lieber Herr,“ begann der Alte wieder, „sein Sie doch nicht immer so gar stumm und zurückhaltend — Gott weiß, wie sehr Sie mich jammern! — mögen Sie gethan haben, was Sie wollen, ich kann's nicht glauben, daß Sie zu etwas Schlechtem fähig sind — ich habe Sie in den vier Jahren lieb gewonnen, und der Himmel mag mir's verzeihen, wenn ich meine Pflicht verleze — da ist ein Brief an Sie — ich soll keinen annehmen, noch abgeben — aber lieber Gott, ich konnte es dem guten Kinde nicht abschlagen, sie bat gar zu beweglich darum. —“

„Wer hat?“ fragte Werni halblaut.

„Ein junges Mädchen; sie ist nicht gar fern von hier zu Hause und war weit, weit weg bei einer reichen Gräfin als Kammerfrau gewesen, die ist jetzt gestorben und hat dem Mädchen auf die Seele gebunden, Ihnen den Brief zukommen



zu lassen — da hat sie mich denn mit Thränen, und ich konnte nicht Nein sagen. —“

Leo nahm den Brief — „Vinzenzia!“ stammelte er, das Papier an seine blassen Lippen drückend, öffnete und las:

„Im Tode ist Wahrheit; — wenn Du, mein Leo, diese Worte liest, auf denen meine zitternde Hand geruht, bin ich nicht mehr, und das Geständniß, daß ich Dich rein und unsäglich geliebt, färbt meine erblaßten Wangen nicht mehr mit jungfräulicher Schaam. Die kalte Erde deckt erbarmend das Herz, was nur zu glühend und allein für Dich geschlagen. — Aber Du wandtest Deine Liebe einer Andern, Glücklichen zu, darum schwieg ich, bis der Gram mitleidig mein junges Leben verzehrte, dessen letzten schwachen Faden Dein Unglück zerriß. — —“

„Dein Unglück, sagte ich — nicht Deine Schuld — und sterbe freudig mit dem Gedanken Deiner Schuldlosigkeit — ich habe nie an das Verbrechen geglaubt, für welches Du mit dem Verlust Deiner Freiheit und Ehre büßest. — Der reine, stolze Jüngling, dessen Seele wie ein aufgeschlagenes Buch vor der meinen lag, konnte nicht zum Verbrecher herabsinken. — Du bist sicher rein vor Gott und der heiligen Jungfrau, wie ich noch mit meinem letzten Athemzuge behaupten werde. — Aber sie — die Du so glühend liebtest, — sie, der Du mich, ob auch unwissend — geopfert, — wie trug sie es, Dich zu verlieren?! — Mein Vater zürnt Dir nicht mehr — meines Bruders geistige Wie-

dergeburt hat ihn so namenlos beglückt, daß sein Herz keines Hasses mehr fähig ist; — er bemitleidet Dich, er glaubte Dich schwach, verführt, und vergißt Dein Unglück, vergißt Dich, weil Du kein Estrella bist und sein Name nicht geschändet ward, vielmehr in Franzesko auf's neu' erblüht — mein Tod stimmt ihn weich, — er bringt manche Stunde an meinem Lager zu — mein letztes Wort soll ihn Dir wieder zu gewinnen suchen — o daß ich die Ueberzeugung Deiner Schuldlosigkeit, wie sie in mir lebt, ihm einhauchen könnte! — ich weiß nicht, wie diese gräßliche Beschuldigung auf Dein reines Leben gelegt werden konnte, — ich weiß nur, daß Du noch gerechtfertigt werden und mir dann bald zur ewigen Seligkeit folgen wirst, dort, wo wir unzertrennlich vereint sind. — — Der Fittich des Todes umrauscht mich schon — er führt mich heim zur Ruhe — Du folgst mir bald, doch erst wenn Du siegreich hervorgegangen bist aus der Schmach und Prüfung dieser Schreckenszeit — so sagt mir eine Ahnung, und sie trügt mich sicher nicht.“

Vinzenzia.

„O Du Heilige! Du verklärter Engel, dessen Glaube das Dunkel der Sünde siegend durchbrach, welches Deinen unglücklichen Freund mit namenlosem Elend umspinnen! — dessen Liebe den Abgrund erleuchtet, in den ihn ein furchtbares Geschick hinabstieß. — — Dich opferte ich in wahnsinniger Verblendung einem Dämon, — mit Deinem Herzblute nährte ich meine thörichten Wünsche! — Gott der Gerechtigkeit, warum zauderte hier Dein Blitz, die Nacht der Verblendung

zu erhellen, in der ich das eigne Lebensglück und das dieses reinen Herzens unbewußt mordete! — Auch diesen bittersten Tropfen Vermuth noch in den Kelch meines Jammers — eines Jammers, an dem selbst der Stolz erlahmte, des reinen Bewußtseins Trost starb, und nur die Verzweiflung den Tod der Ehre überlebte. — —“

„Herr — lieber Herr — beruhigen, fassen Sie sich,“ bat der Wärter ängstlich.

Aber Werni war auf den Stuhl zurückgesunken, die langen, hagern Finger preßten still Vinzenzia's Brief an die blaffen Lippen, kein Wort kam mehr über diese, und seufzend verließ ihn endlich der mitleidige Alte.

## 16.

Der junge Graf Estrella war Anfangs mit seiner schönen Gemahlin auf seine Güter gegangen, die Rosenzeit der Flitterwochen in der romantischen Gegend, wo jene lagen, doppelt zu genießen. Allein nur zu bald empfand Melanie in der Einsamkeit des Landlebens die drückendste Langeweile und die Sehnsucht nach den Freuden der Residenz steigerte sich mit jedem Tage. Kaum mochte sie sich selbst gestehen, daß die stete Gesellschaft des stillen, eigenthümlich ernstern Gatten, dessen unverändert glühende Liebe längst den Reiz der Neuheit für sie verloren, ihr täglich langweiliger ward. Und dennoch war Melanie schlau genug, diese Liebe so geschickt für ihre Wünsche zu benutzen, daß er endlich beim Beginn der Herbst-Saison einwilligte, mit ihr nach der Residenz zu gehen.

Nun war ihr heißester Wunsch erfüllt. Alle Freuden der großen Welt empfangen das junge Paar, die schöne Frau ward auch hier mit begeisterter Bewunderung überall gefeiert, und jeder Ball, jede Soirée brachte ihr neue Triumphe, die sie, in ungezügelter Eitelkeit sich berauschend, nur als einen ihr gebührenden Tribut annahm. Mit trübem Lächeln sah der junge Gatte dieses glänzende, frivole Treiben, dem seine eigenthümliche Richtung so ganz entgegen stand. Er wollte ihr, die er über Alles liebte, keine Freude rauben, und vermochte doch nicht, sie zu theilen. So zog er sich denn allmählig still zurück; mit unumschränktem Vertrauen sie gewähren lassend, hoffte er noch von dem nicht mehr fernen Zeitpunkte, wo durch die Geburt eines jungen, an ihre Mutterliebe gewiesenen Wesens sich das heilige Band, welches sie mit ihm vereinte, enger ziehen müsse, auf eine günstige Veränderung. Diese Hoffnung war der schönste Traum des Einsamen, dessen gewöhnlicher Ernst jetzt zuweilen schon einem Trübsinn wich, der von der lebenslustigen Gattin entweder nicht bemerkt, oder mit manchem ironischen Seitenblick leise bespöttelt ward.

Die Gräfin ward von einem Knaben entbunden. Der junge bleiche Vater stand freudebebend an der Wiege des Erstgeborenen und drückte das Kind wieder und immer wieder an seine Brust. Mit gezwungener Freundlichkeit empfing die Wöchnerin den Erguß seiner tiefen, wehmüthig seligen Empfindungen, denn es war der Anfang des glänzenden Carneval, und die Aussicht, mehre Wochen von den Genüssen der großen Welt geschieden zu sein, eine sehr unangenehme

für die eitle Frau. Des Gatten heiße Thränen flossen auf ihren weißen Arm und benetzten die kostbaren Ringe an den schöngeformten Fingern; aber er sah in seiner Vaterfreude den funkelnden Brillant, der eine fremde blonde Locke barg, — von fürstlicher Hand erst unlängst den andern zugesellt — eben so wenig, als er das verstoßne Lächeln der schlauen Minette bemerkte, die in der Ferne, von ihm ungesehen, ein rosenduftendes Billet emporhielt.

Bald erholte sich die Gräfin, und der in dem eleganten Boudoir sich täglich versammelnde fashionable Kreis scheuchte den still in sich gefehrten Gatten, der seine Melanie sich als Mutter so ganz anders gedacht hatte, hinweg, und ließ ihn nur selten da verweilen, wo man ihn nicht zu vermissen pflegte. Sie blüdete in Kurzem schöner als je zuvor und flog mit der gewohnten Grazie durch die glänzenden Reihen der Hofbälle, während der Gemahl, der des Anstandes wegen doch zuweilen diese Zirkel besuchen mußte, trübsinnig in einem Fenster lehnte, oder mit abwärts schweifenden Gedanken mühsam am Spieltische aushielt.

## 17.

Ein leichtes Unwohlsein hatte Franzesko mehre Tage an sein Zimmer gefesselt. Melanie, zur Feier eines hohen Namenstages geladen, war noch nicht zurückgekehrt und Mitternacht nahe. — Er fühlte sich heute so beengt, so wunderbar beklommen — öffnete das Fenster und blickte hinaus in die kalte Sternennacht des winterlichen Himmels.

Die Erinnerungen der Vergangenheit kamen und führten ihm seine Träume von häuslichem Glück und jener Seligkeit zurück, die er in Melaniens Besitz zu finden gehofft. Alles war anders geworden, als er geträumt. Er konnte sich längst nicht mehr verhehlen, daß sie ihn wohl nie wahrhaft geliebt, daß er zu ihrer Zufriedenheit nicht mehr nothwendig war, daß diesem eiteln, verwöhnten Weltkinde ein stilles Glück, wie er es zu gewähren und zu genießen verstand, nicht genüge, und dachte der holden Schwester Vinzenzia, die der Engel seiner dumpfen Kindheit gewesen. — „Sie allein hat mich geliebt,“ seufzte er aus voller, gequälter Brust — „o warum blieb sie mir nicht! — sie starb, und ich — ich muß leben — o Vater, armer Vater, warum ward ich Dir geboren; unglücklicher Greis, dem des einzigen Sohnes stumpfe, hoffnungslose Kindheit früh das Haar gebleicht, dessen späteres Loos Dir keine Entschädigung mehr geben wird. —“

Er warf sich auf das Sopha — es war ihm, als vernehme er das Weinen eines Kindes, und plötzlich von heißer Sehnsucht nach dem seinigen ergriffen, nahm er das Licht und ging nach dessen Gemach, welches nur durch ein schmales Kabinet von dem Schlafzimmer der Gräfin getrennt war. Er trat zur Wiege, neben der die Amme schlummernd saß, und betrachtete das kleine holde Gesicht. Eine namenlose Wehmuth bemächtigte sich seiner. Er beugte sich über das Knäbchen, küßte seine roßigen Wangen, und wollte schon das Zimmer verlassen, als er den gedämpften Laut einer Männerstimme zu vernehmen glaubte. — Er lauschte über-

rascht — noch einmal — und der Ton schien aus der Gräfin Zimmer zu kommen — !

Der Graf stand einen Moment unbeweglich — er griff an die Stirn, welche zu glühen begann. Dann schlich er leise wie mit Geisterschritten aus dem Zimmer, dem Kabinet zu, dessen Thüre, von außen verriegelt, in das Schlafzimmer führte, schob den Kiegel unhörbar hinweg, ging hinein und lauschte.

„Noch einen Kuß, göttliche Melanie“ — vernahm er die ihm wohlbekannte Stimme des jungen Prinzen \*\*\* — „reizende, himmlische Geliebte — und dann lebe wohl — bald sehen wir uns wieder — glaube mir, die Trennung wird mir nicht minder schwer als Dir, allein ich muß — die Verhältnisse drängen gebieterisch.“

„So gehe denn, mein Arthur,“ erwiderte Melanie, zärtlich ihren Arm um seinen Nacken schlingend — „doch kehre bald zurück, und beklage mich, die an der Seite dieses halbverrückten Träumers fortan das einzige Glück entbehren muß, aus Deinen Blicken Trost und Leben zu schöpfen — o daß er todt und ich frei von dieser unerträglichen Sklaverei wäre. —“

„Meine süße Melanie,“ entgegnete er, sie feurig an sich drückend, „sei nicht ungerecht — dieser menschenscheue Unhold stört um so weniger das Glück unsrer Liebe — gönne ihm immerhin sein Maulwurfs-Dasein.“

„O Du kennst ihn nicht, Arthur,“ seufzte sie; „unter dieser Asche glüht ein Vulkan; — ein Othello an wüthender

Eifersucht, hätte ich das Aergste zu erwarten, ahnete er unser Verhältniß — er wäre fähig, mich zu ermorden. —“

„Du siehst Gespenster, meine Solde,“ scherzte der Prinz, sie küßend; „dergleichen Extravaganzen geschehen in unsrer heutigen aufgeklärten Welt nicht mehr, — der bornirteste Eheherr weiß, daß er bei den Galanterien seiner Frau ein Auge zudrücken muß, will er dasselbe erwarten und sich kein unauslöschliches Nidiküle geben — doch wahrlich, ich muß fort — gute Nacht, meine süße Freundin — ! —“ Noch eine feurige Umarmung, dann öffnete der Prinz leise die Tapetenthüre, wo die Kammerfrau seiner harrte, und schlüpfte über eine nach dem Souterrain führende Treppe geräuschlos hinab.

Melanie horchte, bis er hinaus und die Thür wieder verschlossen war, — sie trat zum Spiegel und ordnete das goldne Lockenhaar unter dem Nachthäubchen — da gewahrte sie in den hohen Trumeaux ein geisterbleiches Männerantlitz hinter sich, erkannte das ihres Gatten, und fuhr mit einem unartikulirten Schrei zurück.

Er hatte sie gewaltsam ergriffen. — „Stirb, verworfene Heuchlerin, — Ehebrecherin!“ — sagte er mit heiserer, entsetzlicher Stimme, und die regelmäßigen, jetzt fürchterlich arbeitenden Züge zeigten das Bild des Laokoon — „stirb und nimm Deine und meine Schande mit in das Grab. —“ Der hochgeschwungene Dolch blitzte in seiner Hand — er fuhr in Melaniens Brust, und sie sank dumpf aufseufzend in ihrem Blute zu Boden.

Eine schreckliche Viertelstunde verging — das Licht



brannte düster — die Uhr tickte einformig ihr Todtenlied — da kam Minette zurück — welcher Anblick! — Auf dem spiegelglatten Parkett lag die Gräfin, blutend, röchelnd, und die ausgestreckte Hand wühlte in den goldnen, von dunkler Purpurfluth überströmten Locken. — Und am Tische saß der betrogene Gatte, der schreckliche Rächer — mit des Wahnsinns irrem Blick zerpfückte er die duftenden Hyazinthen, die blühenden, sorglich gepflegten Rosen und Myrten, welche in kostbaren Geschirren standen. —

„Von Myrten war der Brautkranz,“ sagte er halb lächelnd in sich hinein, und winkte der Kammerfrau, näher zu treten, — „sieh, ich gab einst der Todten dort einen solchen, und mein Herz mit ihm — sie hat aber die Myrte in den Staub getreten und das Herz den Hunden vorgeworfen, die es zerrissen — auch meine Ehre — meine Ehre! —“ setzte er fast schreiend hinzu — „aber ich habe sie rein gewaschen in ihrem rothigen Blute — nun ist Alles wieder gut. —“

Minettens Geschrei rief die Dienerschaft herbei — man weckte den alten Grafen, der am vorigen Tage angekommen; der Greis wankte herein, und der Anblick raubte ihm fast die Besinnung.

Da ächzte die Gräfin, die man auf das Sopha gebracht. — „Den Vater rufe“ — stammelte sie zu der über sie gebeugten Minette — „ich will ihm beichten — Alles — Alles. —“

Der unglückliche Greis näherte sich ihr — „ich sterbe,“ flüsterte sie, „aber ich bin eine große Sünderin — ich will

mein Verbrechen nicht mit in das Jenseits hinüber nehmen — ich betrog den Gatten, ich brach ihm die Treue — aber ich that noch mehr — Ihr Neffe — Leo — Leo Werni — er ist — —“

„Was ist er, Unsel'ge?“ frug der alte Graf gespannt — „gestehe, was weißt Du von dem Ehrlosen — ? —“

„Nicht ehrlos — unschuldig ist er — das Dokument — ich wollte mich rächen, weil er mich verachtet — ich wollte verhindern, daß unser gelöstes Verhältniß üble Folgen für mich hätte — die Achtung der Welt wollte ich ihm rauben — das Dokument — die se dort — (sie zeigte auf Minetten) und der Schreiber Kalf — die Handschrift Leo's ward nachgeahmt — Leo fiel als das Opfer — meiner Rache — er ist schuldlos — Franzesko hat ihn nur gerächt. —“

„Gott der Gerechtigkeit — und das duldest Du!?“ rief der Graf bei dem entsetzlichen Geständniß — „und Du konntest leben, Schändliche, meinen Sohn betrügen, zum Mörder machen, dem Wahnsinn überliefern! — stirb, Verworfenene — ohne Beichte und Absolution möge Deine beladene Seele vor des Richters Thron erscheinen. —“

„Nein“ — stöhnte die Gräfin angstvoll, „Leo muß erst gerettet werden, — sechs Jahre schmachtet er im Gefängniß — ich will vor gültigen Zeugen mein Geständniß wiederholen. —“

Und so geschah es. Der alte geprüfte Kammerdiener des Grafen handelte für den verzweifelnden Greis und verfügte das Nöthige. Melaniens Aussage ward vor Zeugen wiederholt, zu Protokoll genommen, und ging dann an den

Monarchen ab. Es war, als ob der Tod so lange gezwögert habe, bis sie das Werk der Buße vollendet, denn eine Stunde nachdem Alles geschehen war, nahete der letzte Augenblick.

„Franzesko — mein Kind — mein kleiner Paolo — ich will beide noch einmal sehen“ — hauchte sie kaum vernehmlich — „und auch Sie, Vater — fluchen Sie der Sünderin nicht, die schwer genug an dem eignen Verbrechen trägt. — —“

Der alte Graf neigte sich erschüttert zu ihr: — „Der Allgerechte sei Dir kein zu strenger — nur ein barmherziger Richter,“ murmelte er, sich bekreuzend.

Franzesko sah mit dem unheimlichen Ausdruck des Irrsinns auf die Sterbende. —

„Deine Hand“ — flehete sie — „und mein Kind — unser Sohn. —“ Der Knabe ward gebracht — sie legte die Rechte auf sein Köpfschen: — „Das letzte Lebewohl Deiner verbrecherischen Mutter werde Dir zum Segen, mein Kind,“ stammelte sie, — „einen andern darf ich für Dich nicht haben — unglücklicher Gatte — vergieb mir — ich sterbe durch Dich, aber gern, — auch ich vergebe Dir. —“ Franzesko näherte sich — sie hatte seine Hand gefaßt — ihre eiskalten Finger preßten die seinigen — er stand und starrte sie an — da stürzte ein Blutstrom aus der Brustwunde — „Gute Nacht — Franzesko“ — hauchte sie, und schloß das Auge.

„Gute Nacht!“ wiederholte der Unglückliche — ein konvulsivisches Zittern fuhr durch seine Glieder — er sank an dem Sterbelager nieder, und mit rückkehrender Besinnung

sich auf des Kindes Antlitz neigend, stammelte er: — „mein Paolo, lebe wohl — ich gehe heim, — und Du, Vater, gönne mir das Glück, was ich auf Erden nicht gefunden — mein Sohn sei Dir Ersatz — “ — er sank zusammen, und des Todes Frieden ebnete und verklärte seine schönen Züge wieder.

### 18.

Aus dem dumpfen Festungskerker war Leo Werni wieder hervorgegangen, in dem schönsten Mannesalter schon ein angehender Greis, abgestumpft für das Leben und seine Genüsse. Das einst so blühende Gesicht eingefallen und bleich, die dunkeln Locken stark mit Grau gemischt, die hohe Gestalt gebeugt von der Last unverdienter Leiden, der einst so muthige Geist darniedergedrückt von der fürchterlichen Schmach schuldlos gekränkter Ehre. So stand er nun vor seinen Richtern, die ihn einst durch ungerechten Spruch dem Elend überliefert — so vor seinem Monarchen, und vernahm das große Wort, daß man sich damals geirrt — und ihn jetzt für völlig schuldlos erkannt habe!! Aber der Irrthum hatte ihm zu viel gekostet, — und in den Ausdrücken tiefgefühlten Mitleids, in der kaum verhaltenen Thräne des Königs, in der glänzenden Ehrenerklärung, die ihm jetzt ward, lag kein Ersatz für das verlorne Glück seiner Jugend. Finster und schweigend empfing er die theuer erkauften Gnadenbezeugungen, und als der Herrscher mit unwiderstehlicher Milde ihn ersuchte, eine bedeutende Hofcharge anzunehmen, glitt ein schreckliches Lächeln um die farblosen Lippen.

„Ich danke, Ew. Majestät,“ versetzte er mit heiserer Stimme; „ich taue nicht mehr unter die Menschen, und die Sonne der Hoheit kann den Erstarrten nicht mehr erwärmen.“ — Er entfernte sich mit stummer Verbeugung, verließ noch denselben Abend die Residenz und eilte dem Schlosse des Oheims zu.

Er kam an — der alte Graf empfing ihn schweigend in seinen Armen. Lange hielten die beiden hart Geprüften sich umschlungen — ohne Worte feierten sie das traurige Wiedersehen. Endlich ließ der Graf den Neffen los und betrachtete mit tiefer Erschütterung die Veränderung der einst so blühenden Gestalt.

„Mein armer Leo,“ sagte er gerührt, „verlaß den unglücklichen, kinderlosen Vater nicht wieder — sei hinfort dessen Trost und schließe mir das müde Auge an Sohnesstatt zu — Du darfst frei das Deine erheben, denn Du stehst gerechtfertigt vor Gott und Menschen da. —“

„So lange ich die Last des Daseins tragen muß,“ erwiderte Leo düster, „verlasse ich Sie nicht — möchte es nicht allzu lange dauern! — mein Lebensglück ward zertritten, meine Ehre gemordet — kein Königswort heilt meine Wunden — sie schließt nur der Tod. —“

Da öffnete sich die Thür — ein bildschöner Knabe von kaum zwei Jahren, geführt von der Wärterin, trat herein — Leo sah den Oheim fragend an.

„Mein Enkel Paolo — Franzesko's Sohn, der einzige Erbe des alten Namens Estrella,“ sagte der Greis und in

seinem noch klaren Auge blitzte ein Funke des frühern Stolzes auf.

„Franzesko's — Melaniens Sohn!“ — rief Werni und hob mit einem nicht zu beschreibenden Gefühl das schöne Kind, dessen dunkles Feuerauge den fremden Mann forschend betrachtete, zu sich empor, aber der Kleine streckte abwehrend die Arme nach dem alten Grafen aus und rief mit südllicher Lebhaftigkeit: „Großvater, nimm mich — ich will zu Dir. —“

„Mein Paolo, mein Alles! Du letzte Hoffnung meines Alters, möge Dich mir Gott erhalten, durch Dich der alte Stamm fortleben, der Jahrhunderte geblüht!“ — sagte der Graf, das Kind an sich drückend; — „ich überlebte viel, doch Deinen Verlust vermöchte ich nicht zu ertragen.“

Da erkannte Leo, daß der Stolz des Greises doch noch tiefer als die Liebe und Trauer um die beiden so schrecklich verlorenen Kinder wurzle, daß er fortan auch seiner nicht mehr bedürfen werde, weil der Träger des alten Namens ihm noch lebe, und das zermalmende Gefühl seiner gänzlichen Vereinzelung ging mit ihm zur Ruhe.

## 19.

Es giebt einen Moment im Menschenleben, einen Fleck im Menschenherzen, wo vor dem Ungeheuren, welches das Schicksal auf beide gelegt — Alles erstarrt, — Hoffen und Fürchten, Wünschen und Sehnen — die Seele ist ausgebrannt — und nicht von der läuternden Flamme wechselnder Schmerzen und Freuden, sondern von dem vernichtenden

Lavaſtrom fürchterlicher Erfahrungen. — Es iſt die Situation, welche nur die Inſchrift über der römischen Seufzerbrücke: „Ihr, die ihr ſie betretet, laſſet die Hoffnung draußen!“ — genügend zu bezeichnen vermag. Dann wird es ſtill im Gemüth, und dieſe Todtenſtille iſt die Auflöſung ſeiner geiſtigen und moralischen Elaſticität — wehe ihm, wenn dann die phyiſche noch zögert und nicht wohlthätig den ſchon psychiſch Geſtorbenen in den milden, weichen Schooß der Erde bettet! — —

Jene Stille herrſchte in Leo's Innerem. — Er wandelte nach dem Park und beſuchte die alten Plätze, wo er als rüſtiger Knabe und Jüngling ſich der fröhlichen Jugend gefreut und ſo oft an Vinzenzia's Seite geſeſſen. Dann ging er der Begräbnißkapelle zu, wo die Ueberreſte Derer ruheten, die er ſo unſäglich geliebt. Er ſtand an dem prächtigen Sarkophage des unglücklichen Franzeſko, dann kniete er an Vinzenzia's Sarge, und ſein lange ſchlummerndes Gefühl rang ſich aus der ſtarren Verzweiflung hervor und löſte ſich in milde Thränen — er weinte lange und ſchmerzlich, und empfand die erſte Linderung ſeines unſägliches Wehs.

Ein leiſe knitterndes Geräuſch ließ ihn aufſchauen. Im Schiff der Kirche war ein Gerüſt erbaut, von welchem aus das prächtige Denkmal, welches des Grafen Stolz ſeinen beiden Kindern errichtete, gefördert ward. Die ſchwere Marmorplatte, von Engeln getragen, mit der goldnen Namensſchiffer Vinzenzia's und den reichen Verzierungen, welche darüber ſchwebend angebracht werden ſollten, vermochten die Stützen — von den Arbeitern verlaſſen —

nicht länger zu tragen und begannen zu wanken. Werni sah es — sah zugleich, wie die Wärterin mit dem kleinen Paolo durch das Portal hereintrat und der herabstürzende Marmor unrettbar Beide begraben mußte — er sprang auf — hinzu — riß mit einem gewaltigen Ruck die Sorglose zurück, schleuderte das Kind hinweg, und sank, selbst von der schweren Marmortafel getroffen, lautlos zu Boden.

Das Geschrei der Wärterin und des Kindes rief Hülfe herbei — auch der alte Graf kam. — Werni ward hervorgezogen, — er athmete noch — sein Auge flog suchend umher; er sah das Kind unverletzt vom Arm des Oheims ihn anlächeln und hauchte mit Anstrengung aus der zerschmetterten Brust — : „So habe ich doch nicht umsonst noch das Licht der Freiheit erblickt — nicht umsonst gelebt — ich habe ihn gerettet. —“

„Mein Sohn — mein Leo,“ sagte der Graf mit brechender Stimme — „mit Deinem Leben erkauftest Du mir dies Kind, und keinen Lohn soll ich mehr für Dich haben, als meinen Segen in Deiner Sterbestunde —!“

„Vinzencia's Wort — ist erfüllt — zu ihr“ — stammelte Leo kaum vernehmlich, und sank entseelt zurück. —

Im prächtigen Erbbegräbniß ruht er nun bei der früh verklärten Jugendgespielin, dem unglücklichen Franzesko, und der schönen, einst so heiß geliebten Feindin, die all' dies Glück gemordet, all' diese Herzen gebrochen. — Sie schlafen friedlich neben einander, und was sich einst feindlich geschieden, vereint hier das gemeinschaftliche Element der Verwesung





# Alwin.

Historische Erzählung

von

Dr. Woldemar Seyffarth.

— — As thy cause is right,  
So be thy fortune.

*King Richard II. act I. scene 3.*

In der Tiefe eines grasreichen, vom Flusse Itchin bewässerten Thales liegt die alte Stadt Winchester. Hohe Dünen begrenzen das Thal im Osten, fruchtbare, unter den Pflug getriebene Aecker den westlichen Horizont, und hier zwischendurch rollen lange Wagenzüge auf der London = Southamptoner Eisenbahn der alten Königsstadt zu. Alt gewiß, älter als die christliche Zeitrechnung, der Schauplatz von Alfred's und von Canut's Ruhm, der Lieblings = Aufenthalt des normannischen Wilhelm und seines Sohnes Rufus, der Ort, wo Richard Löwenherz in nie gesehener Pracht die Huldigung seines Adels empfing, wo noch die Stuarts verschwenderischen Hof hielten und tapfere Könige und stolze Kirchenfürsten in engem Raume den letzten Schlummer schlafen — die bevorzugte Residenz und Grabesstätte der

Herrscher über England aus dänischem, sächsischem und normannischem Stamme, bis das größer und reicher gewordene London die Herrscher zu sich entführte.

Wer von Westen Winchester naht, erblickt eine langgestreckte Masse aus Backstein gebauter Häuser, graue Kirchtürme, rothe Ziegeldächer und vor Allem auf der Stirn des die Stadt beherrschenden Hügel's ein großes Viereck, das unter dem normannischen Wilhelm zur Vertheidigung des eroberten Landes von seinem Günstlinge Fitz = Osborn errichtet wurde und den soldatischen Bedürfnissen des neunzehnten Jahrhunderts als Caserne dient. Ueber siebenhundert Jahre zurück war es die Hofburg Heinrich des Ersten, und am Pfingstfeste 1121 war es dort gar lebendig von Musik und Tanz, von Gesang und Ritterspiel. Aus allen Gegenden Englands und auch von jenseit des schönen Frankreichs, namentlich aus der, England verwandten Normandie waren Ritter und Thane mit ihren Frauen und Töchtern, und waren *trouvères*, der Dichtkunst gelernte Meister, und *jongleurs*, der Gedichte kundige Sänger, zur *cour pleniére* des ersten Heinrich gekommen. Winchester hatte nicht Obdach für seine Gäste, und während nur die Edelsten des Adels in der Hofburg und die Reichsten der Reichen in den städtischen Herbergen Aufnahme fanden, mußten die minder Hohen und Reichen die Gastfreundschaft der Bürger ansprechen und trieb der gemeine Haufe angelsächsischen Volks am Tage sich auf den Gassen umher und lagerte des Nachts unter Wetterdächern und Bogengängen. Des Morgens acht Uhr läuteten die Glocken der Kathedrale zur Messe; zwei Stunden später

rief die Glocke der Hofburg die Thane und Ritter zum Mahle; der Nachmittag sah die Gewandtheit der turnierfähigen Kämpfer, der Abend gehörte in den glänzend erleuchteten Hallen dem Tanze, der Musik, dem Weine und dem Liede. Doch sowie der Anschlag des couvre-feu durch die Räume scholl, verstummten Musik und Gesang; Ritter und Damen entfernten sich; Lichter und Fackeln erloschen, und unter Vortritt von sieben Rittern, deren jeder eine Wachskerze trug, und gefolgt von sieben Pagen, ihn zu entkleiden, ging König Heinrich in sein Schlafgemach.

Lange hatte England kein schöneres Fest, keine friedlicheren Tage gesehen. Die zwanzig Jahre, die Heinrich bereits geherrscht, waren Jahre des Kriegs und der Erpressung gewesen. Jetzt war Friede. Es war Friede mit Schottland; denn obwohl der Tod am ersten März 1118 das Band zerrissen, welches den König durch seine Gemahlin Mathilde mit deren Vater, Malcolm, König der Schotten, verknüpft, so war doch auch Malcolm inzwischen abgesehen und hatte die Vermählung seines Sohnes und Nachfolgers Alexander mit Heinrichs natürlicher Tochter Sibylle um beide Königshäuser ein neues Band geschlungen. Es war Friede im Innern Englands; all' die abtrünnigen Vasallen, die es mit Robert, dem Herzoge der Normandie, Heinrichs erstgebornem Bruder, gegen ihren König gehalten, hatte dessen Arm gezüchtigt, und seit der Letzte und Kühnste, Robert von Belesme, Graf von Shrewsbury, Sohn des großen Montgomery, überwunden zu des Königs Füßen gelegen, das verwirkte Leben zum Geschenk empfangen und

England verlassen hatte, war Keinem wieder der Muth gewachsen, die Fahne der Empörung zu entfalten. Auch mit Frankreich und in der Normandie war Friede; die Schlacht unter den Mauern von Tinchebrai hatte den Herzog Robert zum Gefangenen seines Bruders gemacht, vierzehn Jahre später — 1119 — das Gefecht von Brenville zwischen Heinrich und Ludwig von Frankreich gegen des Letztern Schutzbefohlenen, Wilhelm, Roberts Sohn, entschieden, die Vermittelung des Papstes, Calixtus des Zweiten, England mit Frankreich versöhnt, und Heinrich das Herzogthum der Normandie durch seinen Sohn Wilhelm von der Krone Frankreich in Lehn erhalten.

England freute sich des Friedens, der seine Wunden heilen konnte; aber König Heinrich zweifelte, daß in seiner Brust die Wunde vernarben werde, die der 26. November 1120 ihm geschlagen. Ein sieggekronter Fürst, ein glücklicher Vater, war er an jenem Tage aus Frankreich nach England übergeschifft, und ehe er bei Southampton die Küste betreten, hatte das Meer ihm den Erben genommen, war er ein verwaister Vater. Dem erprobten Schiffer, Fitz-Stephen, dem Sohne des Mannes, der das Schiff geführt, auf welchem des Königs Vater zur Eroberung Englands ausgezogen, hatte Heinrich den achtzehnjährigen Wilhelm, den einzigen ihm von Mathilde geborenen Sohn, anvertraut, und sei es, daß der Wein die Matrosen übermannt oder das Meer ein königliches Opfer begehrt — an der Klippe Gatte-teraze war „das weiße Schiff“ gescheitert und der Prinz mit seinem Gefolge in's Wellengrab gesunken. Zwar hatte Ma-

thilde ihrem Gemahl auch eine Tochter geboren, von den Sachsen Mathelice, von den Normannen Maud, später nach ihrer Mutter Mathilde genannt; aber seit ihrem achten Jahre war diese dem deutschen Heinrich verlobt, schon seit zehn Jahren in Deutschland, jetzt deutsche Kaiserin, und wünschte auch der Vater, daß sie die Erbin seiner Lande werden möchte, so war doch solches Regiment in England wie in der Normandie damals unbekannt und Widerspruch des Adels zu gewärtigen. Deshalb hatte Heinrich zu einem zweiten Ehebunde sich entschlossen und am 2. Februar 1121 seine Hand der schönen und jugendlichen Adalais gereicht, Tochter Gottfrieds, Herzogs von Louvain, und Nichte des Papstes Calixtus.

Jung und schön war Adalais. Mit Recht konnte der *trouvère* Philippe de Thaan sie eine *mult bele femme* nennen und ohne Schmeichelei *Huntingdon* die zierlichen Verse sängen:

Quid diadema tibi, pulcherrima, quid tibi gemmae?

Pallet gemma tibi, nec diadema nitet:

Ornamenta cave: nec quidquam luminis inde

Accipis: illa micant lumine clara tuo.

Allein schon vier Monate war Adalais Heinrichs Gemahlin und noch zeigte sich ihr keine Hoffnung, dem Könige das Lächeln zurückzugeben, das seit der Kunde von Wilhelms Tode ihm fremd geworden. Als daher mit dem blühenden Pfingstfeste die Zeit kam, wo es zu den Lehnspflichten der Kronvasallen gehörte, am Hoflager des Königs zu erscheinen, weniger, um durch Ritterspiel zu glänzen, den Freuden des

Bankettes, den Liedern der Sänger und der Schönheit der Frauen zu huldigen, als um mit dem Könige Rath zu halten über das Wohl und Wehe des Staats und unter seinem Vorsetze den höchsten Gerichtshof im Königreiche zu bilden, weshalb sie später des Königs Barone, ihre Gesammtheit die Baronie Englands und ihre Lehnsguter Baronien hießen, — da erbat Adelais und erlangte sie von ihrem Gemahl die Erlaubniß, seine Vasallen als Gäste in der Hofburg zu empfangen und Feste für sie zu veranstalten, würdig eines Königs von England und Herzogs der Normandie. Sie meinte, es müsse den Trübsinn von seiner Stirne scheuchen, sich König zu fühlen inmitten der Blüthe stolzer Ritter, den heiteren Gesängen gefeierter Dichter zu lauschen, den Preis im Kampfspiele zu gewinnen und seiner Adelais den Preis der Schönheit zu bringen. Auf ihren Wunsch hatte er daher seine Vasallen diesseit und jenseit des Kanals zu vierzehntägigen Festen nach Winchester entbieten lassen, sie selbst aber Einladungen gesendet an die geachtetesten trouvres damaliger Zeit, den schon genannten Philippe de Thaun, der auf ihr Gehe den Bestiarius, eine unpoetische Abhandlung von Vögeln, Thieren und kostbaren Steinen, in eine Romanze übertrug; David, der von ihr aufgefordert die Thaten ihres Gemahls besang; Samson de Nanteuil, der für sie, noble dame ensiegne et bel, Sprichwörter in gereimte Rede setzte; Geffroy Gaimar, der erste trouvre, der dem Leben britischer Könige den Stoff zu seinen Romanzen entnahm, und manchen Andern, dessen Werke nicht, und manche Andern, deren Namen nicht auf die Nachwelt gekom-

men sind. Auch folgten die Sänger gern dem Rufe der schönen Fürstin, waren um so bereiter, ihm zu folgen, je ehrenvollerer Aufnahme und je reichern Lohns sie am Hofe eines Königs sich gewärtigen durften, dem sein vielfaches Wissen den Beinamen Beauclerk erworben und dessen Spenden keine Kargen waren. Die Vasallen aber, die Thane und Ritter, erkannten in Heinrichs Entbietung ein doppeltes Gebot, ihre Lehnspflicht zu erfüllen, und Mancher, den die eigene Wahl in der Heimath gehalten hätte, zog nach Winchester, dem trauten Weibe, den bittenden Töchtern zulieb. Nie war die Hofburg herrlicher geschmückt, der Bankettsaal glänzender gewesen, und fast hätte ein Lächeln geschmeichelten Stolzes Heinrichs Ernst verdrängt, als er die Zeichen seines Reichthums, die silbernen und goldenen Geschirre, in Augen blendender Menge aufgestellt sah und vor seinem Konigsstuhle zwei köstlich geformte Vasen erblickte, von mächtiger Größe, massivem Golde, mit Perlen und Edelstein uberschleiert.

Sollte es indessen auch Adelaids nicht gelingen, ein Lächeln auf die Züge des Gemahls zu zaubern, so stimmte doch der Glanz des Festes ihn heiterer, als er seit lange erschienen war, und den ersten Preis, den er im Turnier gewann, — der erste, den es zu gewinnen gab — reichte er ihr, der Schönsten der Schönen. Gleichwohl besaß Winchester ein Mädchen, das der unbestreitbaren Königin der Schönheit, wie Heinrich seine Gemahlin nannte; den Vorrang streitig gemacht haben würde, wäre sie nicht niederer Geburt, nicht sächsischen Stammes, nicht die bescheidene Tochter



Aylwin's, des Münzmeisters, gewesen. Ethelinde zählte sechszehn Jahre und war nur eben zur Jungfrau erblüht. Früh hatte sie die Mutter verloren, aber längst war sie die stolze Freude des Vaters, der sie sorgfamer hütete, als den Reichthum, der ihm gehörte, und nicht für vieles Gold eine einzige goldgelbe Locke von ihrem niederwallenden Haar gemißt haben würde.

Am dritten Morgen des hohen Festes, ehe noch die Glocken der Kathedrale zur Messe geläutet, trat Aylwin mit Ethelinden aus seinem Hause, ihr den in verschwiegener Brust getragenen Wunsch zu erfüllen, die Pracht und Herrlichkeit des Zuges zu schauen, in welchem König Heinrich und seine Königin jeden Morgen aus der Hofburg sich nach der Kirche begaben. Damals standen die hohen Linden nicht, welche jetzt, zur Zeit des Pfingstfestes ein gewölbter, oft blühender Laubgang, über den Kirchhof an die Pforte der Kathedrale führen. Ein weiter, offener Raum umgab damals das ehrwürdige, vom Bischofe Ethelwold im zehnten Jahrhunderte aufgeführte und dem heiligen Swithin gewidmete Gebäu. Wie groß aber der freie Platz auch war, — er genügte doch kaum der aus allen Theilen der Stadt herbeiströmenden Menge, einer Menge jeglichen Standes, denn während Viele kamen, ihre Augen am Glanze des Zuges zu weiden, kamen noch Mehre, gelockt von den neugemünzten Silberpfennigen, deren der König jeden sechsten Schritt eine Handvoll auswarf. Deßhalb drängte die größere Zahl, die Stellen einzunehmen, an welchen der König unmittelbar vorüberschritt, und nur mühsam gelang es den schweren

Partisanen der königlichen Wache, vorläufig mindestens eine schmale Gasse frei zu erhalten. Da nahte Aylwin, seine Tochter am Arme, und seltsam, was die Wachen erkämpfen mußten, bewirkte sein Anblick. „Aylwin!“ rief es durch die Menge; „Platz für Aylwin! Gebt Aylwin Raum!“ Zu beiden Seiten wich das Volk und durch die freiwillig geöffnete Gasse gingen Aylwin und seine Tochter bis nahe an die Kirchenpforte, wo Kirchendiener das Vordringen des Volkes hinderten und jedem den Eingang sperrten.

Nicht vor Ethelindens Schönheit und nicht vor ihres Vaters Rang und Reichthum beugte sich das Volk. Was konnte eines Mädchens Schönheit, das kein Zeichen hoher Abkunft trug, einfach gekleidet und mit gesenktem Auge schüchtern sich an den Vater schmiegte, der großen Masse gelten, die um der Silberpfennige willen hierher gekommen war? Rang in der gewöhnlichen Bedeutung dieses Wortes hatte Aylwin nicht. Obgleich Münzmeister von Winchester, mußte er dem gemeinsten Normann nachtreten. Reichthum —; Reichere als er wurden vom Volke gedrängt, vielleicht gerade, weil sie reich, von den kräftigen Elbogen des rohen Haufens doppelt wenig geschont. Und doch fühlte dieser rohe Haufe und bewies Achtung vor Aylwins reicher Kleidung, vor dem seidnen Mantel, der ihm von der Schulter niederhing, vor den mit guten Steinen eingelegten Spangen, die den Mantel schlossen, und vor den goldenen Armbändern. Aber das Volk achtete dies, weil der, den der Mantel und die Spangen und das Geschmeide zierten, gleich ihm zu den Verachteten gehörte, weil es in Aylwin an

seinem langen Barte einen der Seinigen erkannte, weil Aylwin Sachse, und jedem Sachsen, der Unterstützung begehrte und verdiente, eine sichere Stütze war.

Noch wogte die buntgeschaarte Menge und hatte die königliche Wache schwer zu kämpfen, als die Glocken der Kathedrale zu läuten begannen und gleich darauf Trompetengeschmetter den nahenden Zug verkündete. Voran die Herolde; ihnen zunächst die Ritter und Thane, den normannischen Stolz auf der Stirn; dann die Markgrafen gegen Schottland und Wallis, mit der gebieterischen Haltung souveräner Fürsten; hinter ihnen die Prälaten und Bischöfe, in kostbaren Gewändern, ihre Mitras mit Perlen und Juwelen bestreut, sie selbst einhergehend, als sei die Erde nur der Schemel ihrer Größe. Dann Königin Adelais, auch ohne Krone Königin im Reiche der Schönheit, gefolgt von ihren Damen und von der Thane und Ritter edelsten Frauen. Hierauf unter scharlachennem Baldachin, den acht goldene, von acht Rittern getragene Lanzen stützten, König Heinrich, hohen Hauptes kalt und ernst und streng um sich schauend, bei jedem gemessenen sechsten Schritte von einer goldenen Schüssel eine Handvoll Silberpfennige nehmend und sie weit hinaus unter das jubelnde Volk werfend. Ihm folgten Paarweise in langer Reihe des Hofes Würdenträger, der Oberrichter, der Kanzler, der Schatzmeister, der Seneschall, der Marschall, der Constable, sie Alle in ihrer Aemter glänzender Tracht, bis eine Zahl Schwergewappneter den Zug schloß, den rechts und links die Partisanen der Leibwache gegen die Zubringlichkeit des Volkes schützten.

Ethelinde staunte ob der an ihr sich vorüber bewegenden Pracht und Herrlichkeit und hatte sich kaum von der tiefen Verbeugung erhoben, in welcher sie vor Königin Adelais niedergesunken war, als ihr Auge dem Blicke eines der acht Ritter begegnete, die auf goldenen Lanzen den Baldachin trugen, und war es, daß Beide sich kannten, und die Ueberraschung, hier sich zu finden, ihnen das Blut in die Wangen trieb, oder daß der erste Blick tief aus den Augen tiefer in die Herzen drang, — unwillkürlich neigte sich der Ritter und verzögerte den Schritt, und unwillkürlich senkte Ethelinde das Haupt und beugte das Knie. Von ihr ungesehen ging König Heinrich vorüber. Er hingegen hatte ihr Erröthen und das Wanken des Ritters bemerkt, hatte wohlgefällig auf das schöne Mädchen geschaut und in des Münzmeisters ehrfurchtsvollem Gruße heute den ersten Gruß eines sächsischen Unterthanen erwiedert.

In einer Zeit der Willkür wie die damalige, wo Leben und Tod an der Wimper des Königs hingen, hätte Aylwin wohl Ursache gehabt, sich des Zeichens königlicher Huld zu freuen. Selbst wenn er gewahrt, daß Heinrichs Blick auf Ethelinden geruht und in ihrem Anschauen sich erheitert, würde ihn der Gedanke nicht haben beschleichen können, daß der König in ihm den Vater des schönen Mädchens beachtet. Heinrich war dem Münzmeister von Winchester seit Jahren ein gnädiger Herr. Im Kampfe mit seinen Vasallen, namentlich mit Robert von Belesme, hatten vorzugsweise die Sachsen dem Könige den Sieg gewonnen und der König es nie vergessen, obgleich bereits achtzehn

Jahre darüber hingegangen, daß bei der dreimonatlichen Belagerung des festen Schlosses Arundel, als die Sachsen schwierig geworden und an den Heimzug gedacht, Aylwin sie beschwichtigt und zum Aushalten vermocht, und als nach der Unterwerfung von Bridgenorth der König dem Rebellen die letzte Zufluchtsstätte, Shrewsbury, entreißen wollen, und nicht die Sachsen allein sich geweigert, den dahin führenden Engpaß zu betreten, dessen steile Felsenwände Robert mit seinen Bogenschützen besetzt hielt, sondern auch die Normannen dem Könige den Gehorsam versagt, Aylwin mit einer kleinen Schaar im Dunkel der Nacht die Felsen erklimmen, Roberts Bogenschützen in den Abgrund geworfen und so den Engpaß zum letzten Siege geöffnet hatte. Vor Heinrichs Vermählung mit Abelais wäre dem Münzmeister die Besorgniß nicht zu verargen gewesen, daß bei einem Fürsten, den sieben natürliche Söhne und acht natürliche Töchter Vater nannten, und der nach Mathildens Tode, und bis er seinen Wilhelm verloren, die freie Wahl einem Ehebündniß vorgezogen, der Anblick einer schönen Tochter das Wohlwollen gegen den Vater gesteigert. Allein jetzt, wo Abelais im Herzen des Königs herrschen mußte, da, seit er sie zur Gemahlin erkoren, kein Makel an seiner ehelichen Treue haftete, — jetzt konnte der Münzmeister solchem Gedanken nicht Raum geben und gab ihm auch nicht Raum. Eine andere Ursache war's, die ihm die Freude trübte, ihn schweigend an Ethelindens Seite den Heimweg nehmen, taub für die Glückwünsche seiner Freunde und unempfindlich gegen den Jubelruf sein ließ, mit welchem die Stammgenossen den

von des Königs Hulb so öffentlich Ausgezeichneten zu seiner Wohnung geleiteten.

„Ich fürchte,“ sagte der Münzmeister zu seiner Tochter, als er wieder mit ihr allein in den vier Wänden des wohnlichen Zimmers war, „ich fürchte, Ethelinde, es wäre uns Beiden besser gewesen, wir hätten den Zug nicht gesehen.“

„Und doch war er so schön,“ antwortete die Tochter; „aber die Schönste von Allen war gewiß die Königin,“ setzte sie schnell hinzu.

„Und Königin Abelaïs ist nicht blos schön,“ bemerkte der Münzmeister, „sondern, was bei Weitem mehr gilt, auch gut und weise. Möge der Herr sie segnen und ihren und des Königs Wunsch erhören!“

„Aber die Auszeichnung, die Ihr vom König erfahren, hat Euch nicht heiter gestimmt, Vater,“ unterbrach Ethelinde das eingetretene Schweigen.

„Hast Du sie mit Deinen eigenen Augen gesehen?“ betonte Hylwin.

„Das nicht,“ erwiederte die Tochter, und es war, als nehme der beflügelte Herzs Schlag ihr die Stimme.

„Du hast den König gar nicht gesehen,“ sagte der Münzmeister.

Ethelinde schwieg; aber das höhere Roth ihrer Wangen bezeugte, daß sie nicht widersprechen konnte.

Da stand der Münzmeister auf, ging zwei- oder dreimal über das Zimmer, blieb dann vor Ethelinden stehen und sagte: „Du kennst den jungen Ritter, der Einer von den Trägern des Baldachins war. —“

„Ich kenne ihn, Vater,“ stammelte Ethelinde.

„Du mußt ihn wohl kennen,“ fuhr Aylwin fort, „oder Du würdest nicht errathen, daß ich den meine, der Dich grüßte und dessen Gruß Du erwidertest. Du weißt seinen Namen?“

„Ritter Sæwold sagte, er heiße Amaury,“ flüsterte die Tochter.

„Und weißt auch, wem er verwandt ist?“ fragte Aylwin.

„Ritter Sæwold sagte,“ war Ethelindens Antwort, „er sei der Nefte des Bischofs von Salisbury.“

„Sehr richtig,“ bejahte Aylwin, „Nefte Rogers, Bischofs von Salisbury, Oberrichters im Königreiche. Und wie hast Du den Ritter Amaury kennen lernen, liebe Tochter, — ich meine, wo hast Du das erste und das letzte Mal mit ihm gesprochen?“

Ethelinde hob die niedergeschlagenen Augen zu ihrem Vater auf, und ihn ruhig anblickend, sagte sie: „gesprochen, Vater, habe ich mit dem Ritter Amaury noch nie.“

„Und kennst ihn doch, und weißt, wem er verwandt ist?“ fiel der Münzmeister ein; „hat vielleicht Ritter Sæwold Dich auf ihn aufmerksam gemacht, ihn Dir beschrieben, Dir von ihm erzählt?“

„Nein, Vater,“ versicherte Ethelinde, und im Tone ihres Nein klang das Gefühl der gekränkten Jungfrau. Aber immer weicher und zögernder wurde ihre Stimme, wie sie fortfuhr: „ich selbst habe den Ritter gefragt, wer der — wer der junge Ritter gewesen, der am Vorabend des Festes zu ihm gekommen und dem ich zufällig — gewiß ganz zu-

fällig, Vater, in der Hausflur begegnet, als unser Diener ihn nach Ritter Sæwolds Gemache führte.“

„Und auch da hast Du ihn nicht gesprochen? Aber doch begrüßt?“ fragte der Münzmeister.

„Gedankt, Vater, als er mich grüßte, habe ich ihm, wie Ihr mir geboten zu thun, so oft mich Jemand grüße, wer es auch sei,“ versetzte Ethelinde.

„Ich habe nichts Arges mit meiner Frage gewollt,“ begütigte der Münzmeister, indem er sich auf einen Sessel neben Ethelinden niederließ, „und habe Dich auch nicht kränken mögen, liebe Tochter. Weißt Du doch selbst, ob Dein Vater Dir weh thun möchte, wenn er's Umgang haben kann. Ich glaube Dir unbedingt, wenn Du mir sagst, daß Du noch kein Wort mit dem Ritter gewechselt, und es wäre unartig, ja, Beleidigung gewesen, heute wie bei Euerm ersten Sehen, dem Grüßenden nicht zu danken. Was aber damals nichts auf sich hatte, wog heute und wiegt von heute an schwer. Du hast nicht bloß den König nicht, auch den Bischof hast Du nicht gesehen — den Bischof von Salisbury meine ich, den Oberrichter. Er ging der Nächste hinter des Königs Wagen. Gott weiß, wie tief ich des Königs Huld empfand! Mein Stolz beugt sich gern vor meinem Könige. Danke ich ihm doch Alles, was ich habe, und mehr, als mir genommen werden kann, das Bewußtsein, durch meine Fürsprache manchem armen Sachsen die Bürde des Lebens erleichtert zu haben. Aber der heutige Tag hat den Groll des Oberrichters gegen mich in Haß verwandelt.“



„Und warum sollte der Oberrichter Euch groffen, Vater?“ fragte Ethelinde, als der Münzmeister innehielt.

„Warum?“ wiederholte der Münzmeister; „es thut mir leid, daß dazu mehr als Ein Grund vorhanden ist. Aber Du müßtest älter sein als Deine Jahre, müßtest wenigstens mit einem Theile meiner Erfahrungen in der Welt gelebt haben, um meine Antwort zu errathen. Wir sind Sachsen, Ethelinde. Roger, Bischof von Salisbury, ist Normann. Jeder Normann verachtet jeden Sachsen, und in dieser Beziehung ist der Oberrichter ein zehnfacher Normann.“

„Aber, Vater,“ lächelte Ethelinde; „ganz wahr kann das doch nicht sein. Unser Ritter Säwold ist auch ein Normann, und doch verachtet er uns nicht. Und dann, Vater, ist nicht König Heinrich auch ein Normann, und seht, wenn der König Euch verachtete, würde er Euch wohl heute vor Allen im Volke so ausgezeichnet haben?“

„Gutes Kind,“ sprach der Münzmeister, „wie gern möchte ich Dir recht geben und die Genannten zwei Ausnahmen nennen! Denke Dir eine Wage mit zwei Schalen, Ethelinde; leg' in die eine nur ein kleines Gewicht mehr als in die andere, und sie wird die andere hinaufziehen. Die Wage ist das Gemüth des Normann. Schon seine Kindheit wirft in die eine Schale ein Gewicht, es heißt: Verachtung des Sachsen. Wirft sein späteres Leben in die andere Schale kein Gegengewicht, bleibt die Schale der Verachtung die schwerste. Ein Uebergewicht kann sie auffchnellen, aber nicht, was in der Schale liegt, herausnehmen. Verringere das Uebergewicht, verringere es unter die Schwere des andern

Gewichts, und die Schale der Verachtung wiegt wieder am schwersten. Nenne das Uebergewicht Klugheit, Eigennutz, oder gib ihm sonst den Namen einer menschlichen Eigenschaft, die Du schwerer wiegend glauben kannst, weil das Weltleben Dir noch nicht gezeigt, wie schwer sie wiegt, und Du wirst das Schwankende Deines Einwurfs selbst erkennen. Sämold schuldet mir eine große Verbindlichkeit, größer als die kleine ist, daß ich ihm Herberge gegeben. Nimm den Eigennutz, der ihn auf solche Art an mich bindet, aus seinem Gemüthe, aus der einen Schale seiner Wage, und dann erst wird es sich ausweisen, wie schwer die andere ist. König Heinrich — der Himmel behüte mich vor dem Uebermuthe des Gedankens, daß der König meiner bedürfe! Laß aber den König heute überzeugt sein, daß er seiner sächsischen Unterthanen entbehren kann, daß ihm kein Bollwerk nöthig ist gegen den Stolz und die Anmaßung seiner normannischen Vasallen, daß es unseren Stammgenossen gleich gilt, ob Aylwin lebt oder nicht, mit Einem Worte, daß die Klugheit es länger nicht gerathen findet, mir öffentlich ein Zeichen seiner Huld zu geben, und bleibt mir auch des Königs Gnade, ich zweifle sehr, daß ein öffentlicher Beweis derselben mir ferner zu Theil werden würde. Alles dies, meine gute Tochter, beeinträchtigt die Freundschaft nicht, die ich für unsern Gast fühle, und kann und darf die Verehrung nicht mindern, mit welcher ich des Königs Unterthan bin. Nur warnen soll es Dich, Ethelinde, für jetzt und für die Zukunft, so oft Du einen Normann freundlich flehst gegen einen Sachsen, nicht zu wähnen, daß die normannische Sachsen = Ver-

achtung ihm fremd sei, sondern mir, Deinem Vater, zu glauben, daß er einen Zweck, wahrscheinlich einen Vortheil im Auge hat, um dessentwillen der Normann in ihm schweigt. Auch will ich Dir es frei gestehen, daß ich den Normann nicht tadle, der gering von uns Sachsen denkt, verächtlich auf uns niederschaut. Wir waren Herren und sind jetzt wenig besser als Sklaven. Uns gehörte das England, das jetzt dem normannischen Adel gehört. Wir verloren es durch unsere Schuld, durch unsere Zwietracht, und noch heute könnten wir durch Einigkeit es zurückgewinnen. Das wissen unsere Treiber, die Normannen; deßhalb setzen sie uns den ehernen Fuß auf den Nacken, und daß wir's dulden, das eben ist's, warum sie uns verachten, wir die Verachtung verdienen. Doch mag ich nicht daran denken, mag's nicht für möglich halten, daß das so dauern wird. Schon daß Prinz Wilhelm den Tod im Meere finden mußte, — verzeih mir's Gott, daß ich darin eine Glücksverheißung für unser Volk erkannte. Habe ich es doch mit eigenen Ohren angehört, wie der Prinz sich vermaß, daß, wenn er König sein werde, seine sächsischen Untertanen den Pflug ziehen und den Normannen zu Lastthieren dienen sollten. Nun, es war vielleicht ein übereiltes Wort, das Gottes Barmherzigkeit ihm nicht angerechnet. — Doch wieder auf das zurückzukommen, liebe Tochter, was Dir und mir jetzt am nächsten liegt; wir sprachen vom Bischof, vom Obergericht; ich sagte, er grolle mir; ich weiß, er that's. Für die Verachtung, die an dem Andern vorübergeht, war ich ihm nicht unbedeutend genug, und so wurde die Verachtung zum

Grolle. Er hat mir davon während der vier Jahre, die König Heinrich vor seiner letzten Heimkehr in der Normandie zugebracht und wo der Bischof Regent war, keinen Zweifel gelassen. Der Grund ist leicht gefunden. Bischof Roger liebt das Geld, nicht um es aufzuspeichern und am Besitze sich zu freuen, sondern um der Verschwendung zu genügen, mit welcher er den Bau der Abtei Malmesbury begonnen. Ein Goldstrom verfließt dort und jede neue Quelle ist willkommen. Solche Quellen sind unter anderm die Münzmeister. Des Königs Gesetz befiehlt, jede Münze solle den richtigen Werth haben und Schatzmeister und Oberrichter darüber wachen. Nun brauche ich Dir weiter nicht zu sagen, warum die Münzmeister für Schatzmeister und Oberrichter ergiebige Quellen sind. Ich habe mir die strengste Rechtlichkeit zur Pflicht gemacht, kann daher keine solche Quelle sein, und das hat mir des Schatzmeisters und des Bischofs Groll in um so höherem Maaße zugezogen, je gnädiger König Heinrich sich mir erwiesen. Daher fürchte ich, mein gutes Kind, daß der heutige Tag den Groll des Bischofs zu bitterm Haß gesteigert hat. Schon die Auszeichnung, deren der König mich gewürdigt, mußte dem stolzen Normann ein Dorn im Auge, ein Stachel im Herzen sein. Daß aber sein Nefte, der Erbe seines Namens und seiner Schätze, ein begünstigter Träger des königlichen Baldachins, vor den Augen seines Königs, in Gegenwart des höchsten Adels, im Angesicht unzähligen Volks vor einem sächsischen Mädchen, und dieses Mädchen meine Tochter, den Schritt verzögert und das Haupt geneigt, — das, Ethelinde, mag er dem geliebten

Neffen, mag er Dir, der verachteten Sachsin, mir, dem ungefälligen Münzmeister, wird er das nie verzeihen. — Weine deßhalb nicht, meine Tochter," fuhr Aylwin mit bewegter Stimme fort, als Ethelindens Schmerz und Wehmuth sich in Thränen auflösten; „der Weg, den der Gerechte wandelt, steht unter mächtigerm Schutze als der Schutz von Fürsten und Königen; wer nicht zu zittern braucht, der zittere nicht, wer nichts zu fürchten braucht, der fürchte nichts, wer reinen Sinnes ist, der darf auf seinen Gott vertrauen!"

\* \* \*

Im Laufe desselben Tages, der für Ethelinden so heiter begonnen und trüb geendet hatte, ließ Roger, Bischof von Salisbury, seinen Neffen, den Ritter Amaury, ersuchen, sobald er aus der Aufwartung beim Könige entlassen sein werde, sich zu ihm zu verfügen. Der junge Ritter ahnete, was der Ohm so Dringliches mit ihm zu sprechen haben könne, und daß es keine besonders freundliche Rede sein werde, hatte ihm bereits am Morgen während der Messe das zürnende Auge gesagt. Wäre es aber auch den Zerstreuungen des Tages möglich gewesen, die Erinnerung an Ethelinden ihm aus der Brust zu nehmen, — es fehlte in der Hofburg nicht an Aeußerungen über die schöne Tochter des Münzmeisters von Winchester, nicht an Spott über den alten Mann, der, eitel auf die Schönheit seiner Tochter und ob der Huld des Königs hoffährtigen Gemüthes, sie an der Kirchthür den normannischen Edeln zur Schau gestellt; nicht an Winken, weßhalb König Heinrich den Vater einer

so schönen Tochter mit einem gnädigen Blicke beehrt, und auch nicht an Scherzworten, unmittelbar an Amaury gerichtet, wegen des erschütternden Eindrucks, welchen der Anblick des schönen Mädchens, wenn nicht auf sein Herz, doch auf seinen Kopf und seine Füße gemacht habe. Amaury hatte Alles ruhig hingenommen, nur mit pochenden Pulsen gelauscht, ob er ein, Ethelindens Ehre verunglimpfendes Wort vernehme, nur, so oft er vor dem Könige oder in dessen Nähe gestanden, aus dessen Blicken, aus dessen Bemerkungen zu erforschen gesucht, ob darin eine Beziehung auf ihn oder Ethelinden liege. Als aber selbst die leichtfertigsten Zungen keinen Ausfall wagten gegen Ethelindens Ruf, und König Heinrich weder in Wort noch Blick dem Ritter Amaury eine Mißbilligung seines Verhaltens als Träger des Baldachins zu erkennen gab, wiewohl der König bei vorkommenden Gelegenheiten damit nicht karg zu sein pflegte, — da schlug dem jungen Ritter das Herz um Vieles leichter, nahm er willig den Tadel zurück, den er früher über sich ausgesprochen, weil er durch die öffentliche Bezeugung seiner Bekanntschaft mit Ethelinden das schöne Mädchen und sein eigenes Geheimniß in den Mund des Hofes gebracht, und meinte, es könne dem Ohm nicht zustehen, ihn wegen einer Handlung zu schelten, die er im Dienste des Königs begangen und der König mit keiner Mühe gestraft.

Je mehr der Tag sich dem Abende und der Abend sich der Nacht näherte, ohne daß Ritter Amaury Ursache fand, den Vorfall am Morgen zu bereuen, desto lieber hörte er die

Stimme in seinem Innern, die ihn lobte, daß er der Regung des Augenblicks gehorcht, nicht stolz und kalt an der vorübergegangen, die er im Hause ihres Vaters begrüßt, die ihm mit jungfräulicher Sitte gedankt, der er öfters zu begegnen gewünscht und die klein von ihm denken mußte, sähe sie sich öffentlich von ihm verläugnet. Ja, es däuchte ihm, daß, wenn der König es nicht unter seiner Würde achte, den Gruß des Münzmeisters und Sachsen mit Huld zu erkennen, ein Ritter Amaury durch eine, überdies der Artigkeit gebührende Verbeugung vor des Münzmeisters und Sachsen schöner Tochter weder seinem normannischen Stolze, noch seiner Stellung zum Bischofe von Salisbury das Geringste vergebe, und ehe der Schall des *couvre-feu* ihn an die Pflicht mahnte, dem Könige in sein Schlafgemach vorzuleuchten, war er aufrichtig froh, daß der Zufall ihm so schnell Veranlassung geboten, die Ansicht seines Ohms über Ethelinden zu erfahren, um danach zu beurtheilen, welchen Weg der Verstand zu gehen habe, möchte es auch geschehen, daß das Herz einen andern Weg und er den Weg des Herzens ginge.

Ritter Amaury fand seinen Ohm anders oder vielmehr genau das Gegentheil von dem, was er erwartet hatte. Die kleinen grauen Augen, die ihn am Morgen in der Kathedrale so zornig angeblickt, empfingen ihn zwar mit ihrem gewöhnlichen lebhaften Ausdrucke, doch mit dem Ausdrucke von Freundlichkeit und Güte; es schien, die Stunden, die zwischen der Nacht und dem Morgen gelegen, hatten jede Spur des Zorns verwischt. „Es thut mir leid, mein

lieber Nefte," hob der Bischof vertraulich an, „Euch in so später Stunde, wahrscheinlich müde von des Tages Last und Hitze, zu mir altem Manne zu bemühen. Halb müßt Ihr das mit meinen vielen Geschäften und eigentlich mehr als halb mit meiner Sorge für Eure Zukunft entschuldigen. Ich fange an, den Druck der Jahre zu fühlen. Von Monat zu Monat geht mir die Arbeit langsamer von der Hand. Mein Dienst soll das nicht entgelten. So muß ich's meinen Mußestunden entgelten lassen und ihnen abziehen, was die Arbeitsstunden mehr verlangen. Weil aber jene mir von jeher knapp zugemessen waren, will auch der Zuschuß nicht mehr ausreichen und nur zu oft muß ich das Fehlende dem Schlafe abziehen. Ehemals genügten mir die Frühstunden zu meinen bischöflichen Geschäften; die Staatsgeschäfte wurden im Laufe des Tages abgethan; die Abende konnte ich meinen Freunden und dem Umgange mit mir widmen. Jetzt, wie gesagt, ist das anders. Verlieren auch meine Freunde nichts daran, daß ich mich ihnen entfremden muß, so empfinde doch ich den Verlust. Aber willig wie ich dem Reiche dieses neue Opfer bringe, kann es mir nicht gleich gelten, auch die Zeit mir genommen zu sehen, die den Betrachtungen über mich selbst und meinem künftigen Seelenheile gehört. Ich habe dem Könige und dem Reiche geleistet, was ich nach dem kleinen Maaße meiner Kraft vermocht. Meine letzten Tage, die ich nicht mehr zu Jahren werde zusammenrechnen können, sollen meinem Gott in stiller Einsamkeit gewidmet sein. Ich erwarte nur die Anzeige vom vollendeten Ausbau meiner bescheidenen Abtei Malmesbury,



um vom Könige mir die Gnade meiner Entlassung zu erbitten, die Last der Geschäfte auf jüngere Schultern zu legen und in Gebet und Andacht mein Leben zu beschließen. Ehe ich jedoch diesen Schritt thue, habe ich noch eine Pflicht der Zeitlichkeit zu erfüllen, und deshalb Euch hierher bemüht, mich mit Euch darüber zu berathen. Unser Aller Leben ist ein ungewisses, lieber Neffe; Jeder bestelle daher sein Haus, bevor Sonne, Mond und Sterne für ihn untergehen und seine Augen brechen. Sagt mir also, darf ich auf Euer Vertrauen zählen?"

„Ihr seid mir stets ein liebender Ohm gewesen, Herr Bischof,“ antwortete Amaury, dem die lange, in ruhig gemessenem Tone gesprochene Rede Zeit gegeben, sich aus seiner Ueberraschung zu sammeln; „Ihr habt den früh verlorenen Vater mir ersetzt, und daß der König mir mit Huld gewogen ist, dank ich nur Euch.“

„Nicht mir allein und meinem krummen Stabe, Herr Ritter,“ lächelte der Bischof. „Ich weiß von einem sichern Gewährsmanne, wo und von wessen Hand Ihr den Ritterschlag empfangen habt. War's nicht in der Nähe von Royon, daß unser König Heinrich und Ludwig von Frankreich, jeder mit einer kleinen Schaar, zufällig aufeinander trafen? — Ja, ja; unterbrecht mich nicht; ich weiß, es war bei Royon. Die Franzosen fochten sämmtlich zu Pferde, die Unsrigen kaum zum fünften Theile. Beide Könige geriethen in Lebensgefahr. Ludwig von Frankreich verlor sein Roß und rettete sich zu Fuß im Getümmel. Aber seine Fahne wurde erbeutet und hundertundvierzig seiner Ritter gefangen. Und der=

jenige, der die Fahne erbeutete, war der Nämliche, der den Schlag auffing, der das enthelmte Haupt unsers guten Königs bedrohte, und mein Gewährsmann sagte, dieser selber sei mein Neffe gewesen.“

„Eine Gunst des wandelbaren Kriegsglücks, Herr Bischof, die nicht selten dem zu Theil wird, der sie am wenigsten verdient,“ entgegnete Amaury.

„Die aber nur dem Gewinn bringt, der sie zu benutzen versteht,“ fiel der Bischof ein. „Und da Ihr das verstanden, war das allein schon ein vollgiltiger Beweis, daß Ihr die Gunst der Kriegs-Fortuna verdientet. Doch hat mein Gewährsmann mir auch Anderes erwähnt, was den Beweis unterstützt und durch dessen Wiederholung ich Eurer Modestie nicht zu nahe treten will.“

„Ihr seid sehr gütig, Herr Ohm,“ erwiderte Amaury; „inzwischen muß ich, mit Eurer Erlaubniß, doch dabei bleiben, daß ich sowohl die Gelegenheit bei Royon als des Königs Schuld nur Euch verdanke. Ihr wart es, der mich in die Umgebung des Königs brachte.“

„Das heißt,“ versetzte der Bischof, „Ihr dankt für die goldene Brustkette, womit der König Euch geschmückt, dem Manne, der das Gold dazu aus der Erde gegraben oder im Flußsande gefunden hat. Bescheidenheit, Herr Neffe, ist ein gutes Ding. Doch soll der Mann auch seinen Werth erkennen; soll fühlen, was er werth ist, meine ich, und das stets vor Augen haben. Das hält ihn unter Anderm ab, sich wohlfeil zu verkaufen oder wohl gar wegzuworfen.“

„Ich verstehe nicht, Herr Bischof, was Ihr damit sagen wollt,“ bemerkte Amaury.

„Ihr sollt es gleich verstehen, lieber Nefte,“ lenkte der Bischof ein; „es ist, mich so auszudrücken, der Text, über welchen ich mit Euch zu sprechen wünsche. Auf Euer Vertrauen kann ich zählen, denn daß Euer Bestes mir am Herzen liegt, mögt Ihr zuvörderst dem Bruder Eures Vaters und dann dem Manne glauben, der in Euch nicht bloß den Erben des Wenigen, was mir an zeitlichen Gütern beschieden worden, sondern auch — geliebt es Gott und unserm Könige — den Nachfolger in den Würden sieht, welche ich erwähneter Maßen im Begriff bin, den Händen zurückzugeben, aus denen ich sie empfangen. Bei Euch findet nicht das Bedenken Statt, welches mir in meinem Gewissen entgegenstand, als König Heinrich mir befahl, das Amt des Oberrichters im Königreiche zu verwalten. Das Kapitel von Salisbury hatte mich bereits des Vorzugs gewürdigt, sein Bischof zu sein. Ich achtete die beiderlei Pflichten für so unverträglich, daß selbst des Königs Befehl mich nicht vom Gegentheile zu überzeugen vermochte, und erst nachdem seine Heiligkeit, der Papst, durch den beredten Mund des hochwürdigen Erzbischofs meine Bedenklichkeiten gelöst, gehorchte ich des Königs Willen. Von seiner Zufriedenheit mit meinen schwachen Leistungen war das ein königliches Zeugniß, daß, so oft die Normandie des Königs Gegenwart erheischte, er mir die Reichs-Regentschaft übertrug. Ich will nicht sagen, daß ich jede Pflicht erfüllt, mich nie geirrt und niemals Unrecht für Recht gehalten. Das aber weiß ich,

daß ich nur das Rechte und Gute gewollt, nie den Stolz besessen, mich untrüglich zu glauben, und daher auch nie gezügert habe, erkannte Irrthümer zu verbessern, begangenes Unrecht zu gestehen und nach Kräften auszugleichen, was ich Uebles gethan. Das ist das einfache Mittel gewesen, wie ich durch schwer bedrängte Zeiten des Königs Schuld mir ohne Wandel bewahrt, und sollte es im Volke Einzelne geben, die mit meiner Amtsführung nicht zufrieden sind, so glaubt mir, Nefte, es giebt namentlich unter unseren sächsischen Unterthanen bei weitem Mehre, mit deren Aufführung ich ebenfalls nicht zufrieden bin und dazu guten Grund habe. Doch dies nur nebenbei. Das Volk gehorcht, der König herrscht, und weil ich den König, meines Wissens, für mich selbst noch mit keiner Bitte belästigt habe, wird es nur auf Euch ankommen, lieber Nefte, ob die erste für Euch geschehen und die Gewährung Euch zu meinem Nachfolger machen soll.“

„Ihr denkt von Euerm Nefsen viel zu stolz, Herr Ohm,“ lächelte Amaury; „Schwert und Lanze zu führen, wohl auch ein Roß zu tummeln, mag ich vielleicht gelernt haben. Aber die Weisheit, die Euch Meister nennt, die ist mir fremd; das habe ich schon zur Genüge erkannt, seit ich ein unnützes Mitglied im Rathe des Königs sitze.“

„Ueberlaßt es Anderen, darüber zu urtheilen,“ antwortete der Bischof. „Die Weisheit, deren Meister Ihr mich nennt, dürfte in dieser Beziehung mich weniger täuschen, als es gestern geschah, wo Ihr in unserer Gerichtsversammlung das Wort gegen mich nahm, bescheiden, das ist wahr,

aber stark und fest und klug. Und soll ich Euch erinnern, für wen die Mehrheit, für wen der König sich entschied? — Ihr besiegte mich, aber ich freute mich Eures Siegs. Es ist nun Zeit zum Abtreten, Roger, sagte ich zu mir; dein Schädel ist kahl geworden, und wie dein Rücken, so neigt sich deine Weisheit dem Grabe zu; leg' deine Würden ab, ehe sie dir abgenommen werden, und lege deine schweren Pflichten auf deines Neffen jüngere Schultern. Und was ich gestern zu mir sagte, aber gestern nicht das erste Mal gedacht habe, das ist heute zum Entschlusse geworden, und verlaßt Euch darauf, ich führ' ihn aus."

„Ihr sprecht so ernst von einer wichtigen Sache,“ entgegnete Amaury, „daß ich an Euerm Ernste nicht zu zweifeln wage. Meint aber auch nicht, Herr Bischof, daß, weil ich in meiner Blindheit ein Körnchen gefunden, ich mich für sehend halte. Wolltet Ihr mir die Augen öffnen und ihnen Zeit gönnen, aus der Dunkelheit, die sie umfängt, an den reinen Lichtglanz sich zu gewöhnen, so würde ich sagen: seht zu, Herr Ohm, ob's Euch gelingt, aus einem Klose einen Merkur zu schnitzen. So aber —“

„Erlaubt, daß ich's versuche,“ unterbrach der Bischof; „die Natur hat kräftig vorge schnitten; die Kunst braucht nur hie und da eine Kante wegzunehmen und einige Lücken auszufüllen, und der Merkur ist fertig. Ich halte Euch beim Worte, Herr Ritter. Für die kurze Zeit, die ich noch das Amt des Oerrichters verwalten muß, will ich Euer Lehrer sein — Lehrer in den Kunstgriffen, dergleichen jedes Handwerk hat; die nichts sind, weil sie sich leicht erlernen, und

die doch so viel sind, daß Mancher für einen Meister gilt, der bloß die Kunstgriffe recht inne hat. Das war das Erste, lieber Nefte, worüber ich mit Euch zu sprechen wünschte. Das Zweite ist kaum minder wichtig und liegt mir nicht weniger am Herzen. Indessen denke ich, wird das so sehr für sich selber reden, daß ich mir jeden Eingang sparen kann. Ihr müßt heirathen, Euch vermählen, wie sie's nennen. — Scheint's doch, als habe das Wort Euch die Zunge gelähmt. Ist's denn etwas so Gräßliches, sich zu vermählen? Gesteht mir offen, lieber Nefte, habt Ihr noch nie daran gedacht?"

„Ihr wißt, Herr Bischof,“ erwiderte Amaury zögernd, „daß ich nur das einunddreißigste Jahr vollendet habe.“

„Als Prinz Wilhelm den Tod im Meere fand,“ entgegnete der Bischof, „zählte er achtzehn Jahre und war seit sechs Monaten vermählt. Die Ausflucht also kann ich nicht gelten lassen. Doch will ich auch meine Frage nicht wiederholen. Ich muß in solchen Dingen ein Laie sein, kraft des Synodalbeschlusses, der vor 46 Jahren hier zu Winchester auf Antrag Lanfranc's, Erzbischofs von Canterbury, gefaßt und 26 Jahre später zu Westmünster vom Erzbischof Anselm bestätigt wurde. Die ehrwürdigen Herren haben es so für recht und gut erkannt und es wird daher wohl auch recht und gut sein. Wenn ich Euch indessen nicht bergen mag, lieber Nefte, daß ich als Oberrichter des Königreichs im Allgemeinen die beweibten Unterrichter tüchtiger und treuer befunden habe, als diejenigen, die, weil sie nicht beweibt, oft die Ursache von mancherlei Mergerniß waren, so meine ich, da wir allzumal Sünder und des Ruhmes ermangeln,

daß auch für Obere gelten müsse, was von Unteren gilt. Bei Euch nun kommt ein anderer und, wie ich gern einräume, wichtigerer Grund hinzu. Jedes Ding hienieden, das über die Erdofläche und über die Menschen sich erhebt, muß eine Stütze haben, oder es fällt um, und je höher es emporragt, desto fester muß seine Stütze sein. Was den Rosenstock hält, hält die Eiche nicht, und wie deßhalb der Rosenstock eine schwächere Wurzel hat als die Eiche, so hat die Eiche eine stärkere Wurzel als der Rosenstock. Glaubt einem alten, welterfahrenen Manne, lieber Nefte, daß dieser einfache Satz eine heilsame Lehre in sich schließt. Ihr könnt nicht stehen, wo ich gestanden, ohne einen Halt unter und neben Euch. — Ihr wollt mir etwas einwenden; spricht.“

„Die Wichtigkeit des Satzes geb' ich zu,“ sagte Amaury; „doch sollt' ich denken, für Einen, der an Euerm Plage steht, wenn er anders der Stelle würdig ist, müsse der Halt sich von selber finden.“

„Ich glaube zu errathen, was Ihr meint,“ lächelte der Bischof; „allein ich kann mich irren. Darum besser, Ihr sagt mir, wie Ihr das meint.“

„Ich kann's in wenigen Worten,“ versetzte Amaury; „wer Eures Amtes würdig sein soll, für den muß die Zufriedenheit des Königs sich mit der Zufriedenheit des Volks vereinigen. Schirmt ihn der König und schützt ihn das Volk, — wie kann er fallen?“

„Die Frage läßt sich leicht beantworten,“ erwiderte der Bischof; „man thut ihm, wie man dem Riesen that, der zu besserer Sicherheit die Füße in die Erde eingrub und sei-

nen Kopf an die Himmelsfeste schmiedete; man schnitt ihn mitten durch. Deshalb sprach ich auch nicht von einem Halte über Euch, sondern von einem neben Euch. Es mag ganz gut sein, wenn Kopf und Füße geborgen sind; aber vom Kopfe bis zu den Füßen ist jeder Zoll eine verwundbare Stelle. Das darf nicht sein. Fragt Ihr, was mich vom Kopfe bis zu den Füßen beschützt hat, so nenne ich Euch den Bischof. Das Weitere erklärt Ihr Euch selber. Nun seid Ihr allerdings, statt eines Bischofs, ein Ritter. Getraut Ihr Euch aber wohl zu glauben, daß der Ritter Euch denselben Schutz gewähren würde, den mir der Bischof gewährt hat? — Ihr verneint es, und ich vernein' es auch. Wärt Ihr reich oder von hochansehnlicher Familie, könntet Ihr Euch mit Euerm Reichthume, mit Eurer Familie umgeben. Beides fehlt Euch. Wenn ich heute mein Amt niederlege, höre ich heute auf, etwas zu gelten, und der niedrigste Scherge kümmert sich nicht länger um den Einsiedler in der Abtei Malmesbury. Reich kann ich Euch nicht machen, und gäbe ich Euch jetzt schon alle meine Habe; denn von wem's bekannt ist, daß er in die Wage der Gerechtigkeit keine goldenen Gewichte legt, dem fließen auch keine Schätze zu. Also bleibt Euch nichts übrig, lieber Nefte, als das Fehlende durch eine geeignete Vermählung zu erwerben, und ich sollte meinen, der *modus acquirendi* sei unter allen der bequemste. An Gelegenheit kann's Euch nicht mangeln, und wollt Ihr mir einen Vorschlag erlauben, bei dessen Ausführung ich thätig sein könnte, so würde ich Isabelle von Verneuil und Ela von Montfort Eurer Wahl empfehlen. Da Beide hier



sind und zu den Glanzpunkten unsers Hofes gehören, so darf ich sie den hellen Augen eines jungen Ritters bekannt glauben. Welcher gebt Ihr den Vorzug?"

„Keiner, Herr Bischof,“ antwortete Amaury.

„Keiner?“ wiederholte der Ohm und ein unbewachter Blick zuckte aus den kleinen grauen Augen; „keiner, sagtet Ihr? Hab' ich recht gehört?"

„Ganz recht, Herr Ohm, ich sagte: keiner,“ erwiederte Amaury.

„Und mag ich mir die Freiheit nehmen, Euch zu fragen,“ versetzte der Bischof, „welchen Makel Ihr an den zwei reichsten Erbinnen unsers Landes, an den zwei schönsten Mündeln unsers Königs findet?"

„Keinen, soviel ich weiß,“ sagte Amaury.

„Keinen! So, so, nun wie's beliebt,“ rief der Bischof; „ich fürchtete schon, Isabelle von Berneuil sei Euch nicht schlank genug und Ela Montfort habe für Guern Geschmack zu dunkles Haar. Es soll mich freuen, wenn ich wenigstens in dieser Beziehung mich geirrt.“

„Das habt Ihr, Herr Bischof,“ versicherte Amaury; „Isabelle von Berneuil könnte schlanker sein und Ela von Montfort lichter Haar haben, — an meinem Ausspruche würde das nichts ändern.“

„Des Mangels an Deutlichkeit kann Euch Niemand beschuldigen,“ sagte der Bischof. „Nur thut mir's leid, daß ich die schwere Befriedigung Eures Geschmackes im Geringsten nicht vorhergesehen habe. Ich hielt es für möglich, für wahrscheinlich sollte ich sagen, daß Ihr der Ela von

Montfort den Vorzug gäbet, nicht weil sie die Reichere und ihre Familie im Ganzen die angesehenere, sondern weil man mich glauben gemacht, Ihr zeichnetet sie und sie zeichne Euch aus, und in solcher Voraussetzung habe ich einen Schritt gethan, den ich nun bereuen muß."

„Es würde mir weh thun, Herr Ohm," fiel Amaury ein, „wenn ein falsch gedeutetes Zeichen schuldiger Aufmerksamkeit zu einem unwahren Gerüchte und dieses Euch —"

„Laßt's gut sein, Herr Ritter," unterbrach der Bischof; „es handelt sich für mich nur um den Verlust von einhundert Mark löthigen Goldes. Eduard von Croy bot dem Könige zweihundert Mark für die Vormundschaft über Ela von Montfort. Aus Rücksicht auf Euch bot ich dreihundert und erhielt sie. Eduard von Croy wird hoffentlich für zweihundert sie mir wieder abnehmen."

„Und Ihr mir vergönnen, Herr Bischof, daß ich Euch den Verlust ersetze," sagte Amaury.

„Ihr mir?" lachte der Bischof; „hätte ich doch für so reich Euch nicht gehalten! Da erlaubt Ihr wohl, daß, wenn Ihr heimgeht, einer meiner Diener Euch begleite, die einhundert Mark in Empfang zu nehmen?"

„Eine kurze Frist müßte ich von Eurer Güte mir erbitten, Herr Bischof," antwortete Amaury erröthend.

„Bedürft Ihr der Frist zur Erlangung eines Darlehns," dehnte der Bischof und heftete die kleinen grauen Augen fest auf den Ritter, „so wär' es möglich, Ihr kämet schon jetzt zu spät zu dem Manne, an den Ihr Euch zu wenden gedenkt. — Ihr dürft mir's nicht verargen," fuhr er nach

einer Pause fort, während Amaury schweigend zu Boden blickte, „wenn ich Euern Darleiher zu errathen glaube. Unter Euern normannischen Freunden weiß ich keinen, der sofort den Sackel öffnen und Euch, dem völlig Unbemittelten, auf gutes Glück einhundert Mark löthigen Goldes leihen würde. Also müßt Ihr zu den Sachsen gehen, und da weiß ich wieder keinen, der im Stande, Euch die hundert Mark löthigen Goldes vorzustrecken, als den einzigen — Aylwin, den Münzmeister. Ihr kennt ihn? — Wenigstens vermuth' ich das, da Ihr mit seiner schönen Tochter auf so vertrautem Fuße steht und der Vater sich gewiß den Gewinn nicht hat nehmen lassen, der —“

„Der?“ fragte Amaury und ließ das Auge auf dem Stockenden ruhen.

„Nun, der,“ sprach der Bischof langsam, „der ihm und seinem Hause aus dem so ehrenvollen Umgange des Neffen des Bischofs von Salisbury, derzeitigen Oberrichters im Königreiche, mit seiner Tochter nothwendig erwachsen muß.“

„Ich will nicht fragen,“ erhob sich Amaury, „welch geheimnißvollen Sinn Ihr Eurer Rede unterlegt, Herr Bischof. Keinen Falls kann der ein Ehrloser und ihn zu kennen eine Schmach sein, den unser König erst heute noch vor allem Volke seiner Gnade würdig fand. Ich aber danke Euch, Herr Ohm, daß Ihr wegen des Darlehns mich an Aylwin, den Münzmeister, gewiesen. Ritter Sâwold, der in seinem Hause wohnt und mir Freund ist, wird die Bürgschaft übernehmen. Gehabt Euch also wohl, Herr Bischof, ich hoffe, morgen meine Schuld zu zahlen.“

„Wie ungnädig Ihr auch von mir geht, lieber Nefse,“ versetzte der Bischof, sich nun seiner Seite erhebend, „will ich Euch doch eine Mühe sparen. Statt den Ritter Sämold um Bürgerschaft zu bitten, bittet ihn lieber um das Geld. Es scheint, Ihr habt meine Bemerkung überhört, daß Ihr zu spät zum Münzmeister kommen würdet. Leicht möglich, daß morgen um diese Zeit Aylwin nicht hundert Silberpfennige, nicht einmal die rechte Hand hat, sie aufzuzählen. Er ist der Veruntreuung königlichen Silbers angeklagt und deshalb in Gewahrsam. Doch — Ihr wolltet gehen, Herr Ritter; ich will Euch nicht verzögern. Mich schläfert auch; gehabt Euch wohl und — schlaft recht sanft.“

\* \* \*

Die Nachricht von des Münzmeisters Verhaftung hatte sich schnell über Winchester verbreitet, und als am folgenden Morgen der königliche Zug sich wieder von der Hofburg nach der Kathedrale und von da zurück bewegte, drängte das Volk in der Nähe des Baldachins mit vermehrtem Ungestüm und wurde vielfach der Ruf laut: „Aylwin ist unschuldig — gebt unsern Aylwin frei!“ Es schien jedoch, der König beachtete den Ruf entweder gar nicht, oder nahm ihn unwillig auf. Eine finstere Wolke lag auf seiner Stirn, und die starren, zusammengezogenen Brauen verdüsterten doppelt den strengen Blick, mit welchem er meist unverwandt vor sich hinsah, oder der, wenn das Volk die Reihe der Wachen zu durchbrechen drohte, zur Rechten und Linken gerollt einen nahenden Sturm verkündete und das Getümmel still machte. Der Page, der die goldene Schüssel voll Silberpfennige trug

und zur Rechten des Königs einen halben Schritt hinter ihm ging, aber bei jedem sechsten Schritte vorzutreten und dem Könige die Schüssel darzubieten hatte, durfte kein Auge von seinem Herrn wenden, denn wie dieser oft nach dem sechsten Schritte die Schüssel unberührt ließ, so griff er dann wieder schnell nach einander in den Haufen der Silberpfennige und schleuderte sie dem Volke zu, das sich heute minder lüftern danach bezeigte. Auch Ritter Amaury, obgleich keinen Zoll breit von der Linie weichend, in welcher er als Träger des Baldachins dem ersten, ihm voranschreitenden Ritter folgen mußte, verrieth deutlich genug, daß er maschinenmäßig den Dienst verrichtete und Gedanken anderer Art ihn beschäftigten. Die Verstimmung des Königs malte sich auf den Gesichtern der Höflinge und nur Zweie waren im Zuge, deren Mienen keinen Theil nahmen an der allgemeinen Verdüsterung, — der Oberrichter und der Schatzmeister.

Das für den Nachmittag angesagte Ringelrennen sollte zwar Statt finden, es war aber bereits bekannt, daß weder der König dabei erscheinen, noch die in seinem Rathe sitzenden Thane und Ritter zugegen sein würden, sondern schweres Gericht gehalten werden solle über Aylwin, den Münzmeister, der seit gestern Abend in dem zum Palaste des Bischofs von Winchester gehörigen Gefängnisse eingekerkert war. Es verlautete auch, daß König Heinrich bei der Jungfrau geschworen habe, dafern Aylwin schuldig befunden würde, ihn in dem Maße härter zu strafen, in welchem er ihn vor allen Münzmeistern des Königreichs mit Vertrauen und Guld begnadigt, und da Heinrich das von seinem Vater, dem

Eroberer, und von seinem Bruder Rufus bestätigte altfächfische Gesetz, nach welchem ein jeder Münzmeister, der des Königs Silber unterschlage oder das Gewicht der Silberpfennige verringere und des Einen oder des Andern vor des Königs oder dessen Stellvertreters Gerichte überwiesen werde, die rechte Hand verlieren und solche zum Gedächtnisse seines Verbrechens an die Thüre des Hauses, worin er gewohnt, festgenagelt werden solle, — da Heinrich bei seiner Thronbesteigung dieses Gesetz dahin geschärft, daß ein solcher Münzmeister überdem je nach des Königs Willen geblendet, entmannt und um alle seine Habe gestraft werden solle, — so stand mit Recht zu befürchten und fürchteten Aylwin's Stammgenossen, daß, wenn es dem Münzmeister nicht gelänge, sich von einer Anklage zu reinigen, die von dem ihm feindselig gesinnten Oberrichter und Schatzmeister zweifelsohne unterstützt werden würde, die äußerste Strenge des Gesetzes auf sein Haupt fallen werde. Als daher die Ritter und Thane aus den verschiedenen Theilen der Stadt sich nach der Hofburg zur Gerichtsversammlung begaben, flehten viele Sachsen, demüthig in die Kniee sinkend, daß sie Aylwin, dem Münzmeister, milde Richter sein möchten, und unter den Hunderten, die in der Kathedrale am Altare Sankt Ewithin's inbrünstig beteten und ihm für Aylwin's Freisprechung nach ihrem Vermögen reiche Geschenke gelobten, knieete auch, die heißen, ausgeteinten Augen mit ihren Händen bedeckend, des Münzmeisters bleiche Tochter Ethelinde.

Sobald in der hochgewölbten Halle die obersten Würden-

träger, voran der Oberrichter, dann der Kanzler, zugleich Bischof von Winchester, ihm zunächst der Schatzmeister und hierauf in geziemender Ordnung der Seneschall, der Marschall, der Constable und sämtliche stimmberechtigtethane und Ritter an ihre Plätze sich gestellt, ging die zu des Königs Gemächern führende Pforte auf und trat König Heinrich ein, gefolgt von sechs Wagen, die den schweren Königsmantel trugen. Beamte und Ritter standen gebeugt, bis der König auf den für ihn bereiteten Sitz sich niedergelassen, die Wagen den Mantel in Falten um ihn gelegt, er den Wagen und Wachen gewinkt, sich zu entfernen, und den Versammelten ein Zeichen gegeben, ihre Plätze einzunehmen, er allein bedeckten Hauptes und die Anwesenden finster übersehend.

„Beginnet, Herr Oberrichter, und haltet gemessenen Vortrag,“ unterbrach der König die allgemeine Stille.

Aus tiefer Verbeugung sich zu voller Länge emporrichtend, begann der Oberrichter: „Ritter und Edle! Auf Befehl König Heinrich's, unsers gnädigsten Herrn, thu' ich Euch kund und zu wissen, wasmaßen schwere Anklage vorliegt gegen Aylwin, Münzmeister von Winchester, daß er im Laufe der letzten fünf Monate und drei Tage, von heute an zurückgerechnet, an reinem, unverfälschtem Silber zur Ausprägung von Silberpfennigen nach Vorschrift der zu solchem Behufe ihm ertheilten Anweisung vom Hüter des königlichen Silbers sieben Pfund und vier Unzen mehr erhalten, als er an ausgeprägten Silberpfennigen des Königs Schatzmeister überliefert; weßhalb König Heinrich, unser gnädigster Herr,

in seiner Alles erschöpfenden Weisheit, Strenge und Gerechtigkeit mir, seinem obersten Diener, Oberrichter im Königreiche und Bischof von Salisbury, anzubefehlen geruht hat, Euch, Ritter und Edle, die Beweise vorzulegen, welche für sothane schwere Anklage beigebracht worden sind, auf daß Ihr zuvörderst bedenket und erwäget, und wenn Ihr bedacht und erwogen, durch die Mehrheit der Stimmen, deren Eine den Ausschlag geben soll, bestimmet und entscheidet, vorbehältlich anderer Bestimmung und Entscheidung Seiten König Heinrich's, unsers gnädigsten Herrn, ob die Anklage gegen Aylwin, Münzmeister von Winchester, allenthalben wohl begründet und er darum zum Zwecke seiner Rechtfertigung oder Vertheidigung einzulassen, oder ob nurerwähnte Anklage grundlos, schelmisch und lügenhaft, und darum wider Aylwin, Münzmeister von Winchester, etwas nicht vorzunehmen, hingegen derjenige, so die Anklage erhoben, zum Zwecke seiner Rechtfertigung oder Vertheidigung zu hören und nach Befinden mit der Strafe des Gesetzes anzusehen sei oder nicht; — solches, Ritter und Edle, habe ich Euch männiglich kund und zu wissen thun sollen auf Befehl König Heinrich's, unsers gnädigsten Herrn."

Nachdem der Oberrichter geendet, wurde Ddo, Hüter des königlichen Silbers, einbeschieden und unter Verweisung auf seinen Diensteid bedeutet, aus seinem Register anzugeben, wie viel reines, unverfälschtes Silber Aylwin zu Ausprägung von Silberpfennigen im Laufe der letzten fünf Monate und drei Tage von ihm empfangen und als empfangen bekannt. Der Oberrichter und welcher unter den Rittern und



Edeln des Schreibens kundig, merkten sich die aufgeführten Zahlen an. Die Uebrigen, und ihrer waren die meisten, thaten solches mittelst vor ihnen liegender Kerbhölzer, und es zeigte, wie für König Heinrich's Gelehrsamkeit, so für seine Theilnahme an der Anklage, daß er sich einen Griffel reichen ließ und mit eigener Hand die Zahlen aufzeichnete. Dann wurde der Schatzmeister gleichmäßig bei seinem Amts-eide aufgefordert, aus seinem Register namhaft zu machen, wie viele Silberpfennige Aylwin als geprägt aus dem von Odo angegebenen Silber an ihn abgeliefert, und als auch das geschehen und der König und die Ritter Griffel und Kerbhölzer niedergelegt, erhob sich der Oberrichter und sprach: „Ritter und Edle! Ihr habt mit eigenen Augen gesehen, welcher Art, und mit eigenen Ohren vernommen, welchen Inhalts die Beweise sind, so für die schwere Anklage gegen Aylwin, Münzmeister von Winchester, beigebracht worden. Welcher unter Euch wider die Glaubwürdigkeit sothaner Beweise erheblichen Zweifel hegt, der stehe auf von seinem Sitze und berichte ihn in gemessenem Vortrage, widrigenfalls die Beweise für glaubwürdig und zweifelsfrei gelten sollen; — dazu fordre ich Euch männiglich auf und solches spreche ich auf Befehl König Heinrich's, unsers gnädigsten Herrn.“

Als Keiner sich erhob, nahm der Oberrichter wieder das Wort und sprach: „Ritter und Edle! die Beweise, so Ihr für glaubwürdig und zweifelsfrei anerkennt, thun dar, daß Aylwin, Münzmeister von Winchester, im Laufe der letzten fünf Monate und drei Tage, von heute an zurück-

gerechnet, vom Güter des königlichen Silbers zur Ausprägung von Silberpfennigen nach Vorschrift der zu solchem Behufe ihm erteilten Anweisung einhundert und dreißig Pfund reines, unverfälschtes Silber erhalten und daß er im Laufe gedachter fünf Monate und drei Tage als aus sothanem Silber geprägt achtundzwanzigtausend neunhundert und zwanzig Silberpfennige des Königs Schatzmeister überliefert; oder welcher unter Euch solches anders befunden, der stehe auf von seinem Siege und berichte es in gemessenem Vortrage, widrigenfalls die Angaben für richtig gelten sollen; — dazu fordre ich Euch männiglich auf und solches spreche ich auf Befehl König Heinrich's, unsers gnädigsten Herrn."

Abermals erhob sich Keiner und der Oberrichter begann auf's Neue: „Ritter und Edle! Wasmaßen Euch wissend und bekannt, daß nach dem Willen und Gesetze König Heinrich's, unsers gnädigsten Herrn, zweihundert und vierzig richtige Silberpfennige geprägt werden sollen aus jeglichem Pfunde reinen, unverfälschten Silbers, und wasmaßen die einhundert und dreißigmalige Vermehrung der Zahl zweihundert und vierzig die Wahrheit begründet, daß aus einhundert und dreißig Pfund reinen Silbers einunddreißigtausend zweihundert richtige Silberpfennige zu prägen sind, jedoch, wie Ihr für richtig angegeben erachtet, Aylwin, Münzmeister von Winchester, aus den vom Güter des königlichen Silbers empfangenen einhundert und dreißig Pfund ein Mehreres als achtundzwanzigtausend neunhundert und zwanzig Silberpfennige des Königs Schatzmeister nicht überliefert und die demnach zur Erfüllung erforderlichen zwei-

tausend, zweihundert und achtzig Silberpfennige an sich behalten hat, daraus aber, daß solche die sieben und eine Viertelmalige Vermehrung von zweihundert und vierzig sind, die in der Anklage enthaltene Behauptung sich rechtfertigt, daß Aylwin, Münzmeister von Winchester, von den aus den Händen des Hüters des königlichen Silbers geständlich empfangenen einhundert und dreißig Pfund reinen Silbers sieben Pfund und vier Unzen unverrechnet gelassen und hierdurch den Verdacht auf sich geladen, sieben Pfund und vier Unzen von des Königs Silber unterschlagen zu haben: so stehe, welcher unter Euch dem zu widersprechen gesonnen, von seinem Sitze auf und berichte in gemessenem Vortrage, • widrigenfalls die Anklage für von Euch als wohlbegründet erachtet gelten soll; — dazu fordre ich Euch männiglich auf und solches spreche ich auf Befehl König Heinrich's, unsers gnädigsten Herrn."

Nur wenige Augenblicke hielt der Oberrichter inne. Dann, als wiederum Niemand sich erhob, wendete er unter tiefer Verbeugung sich an den König und sprach: „König Heinrich! Euer Befehle gehorsam, habe ich, Euer oberster Diener, die Beweise, so für die schwere Anklage gegen Aylwin, Münzmeister von Winchester, beigebracht worden, den in Euer Rath sitzenden Rittern und Edeln gebührend vorgelegt, und nachdem sie solche bedacht und erwogen, haben sie, vorbehältlich Eurer, unsers gnädigsten Herrn, anderer Bestimmung und Entscheidung, einhellig bestimmt und entschieden, daß die Anklage gegen Aylwin, Münzmeister von Winchester, wasmaßen er im Laufe der letzten fünf

Monate und drei Tage, von heute an zurückgerechnet, an zu Ausprägung von Silberpfennigen ihm übergebenen Silber sieben Pfund und vier Unzen mehr empfangen zu haben bekannt, als er an Silberpfennigen Euerm Schatzmeister überliefert, für allenthalben wohlbegründet gelten solle und er hierdurch den Verdacht auf sich geladen, nurerwähnte sieben Pfund und vier Unzen Euch gehöriges Silber unterschlagen zu haben. Solches Euch berichtend, König Heinrich, wie es meine, des Oberrichters in Euerm Reiche und Eures obersten Dieners von Euch gebotene Pflicht ist, erwarte ich in Demuth, was Ihr in Eurer untrüglichen Weisheit zu bestimmen und zu entscheiden und ferner mir anzubefehlen geruhen werdet.“

Darauf der König: „Die Anklage erscheint begründet; laßt den Angeklagten eintreten und sich vertheidigen.“

Der Oberrichter gab dem Thürsteher das Zeichen, und die Hände gefesselt und von Wachen umringt trat Aylwin ein. Die Fesseln wurden ihm abgenommen und auf den Wink des Oberrichters zogen die Wachen sich zurück. Die Hände über der Brust gekreuzt und den Kopf gesenkt, blieb Aylwin stehen, bis der Oberrichter ihm gebot, in die Mitte des Saales vorzugehen. Die Hände unbewegt, aber den Kopf aufrecht, schritt Aylwin vor, und an der bezeichneten Stelle beugte er sich tief gegen den König, minder tief gegen die Versammlung. Und als er sich aufgerichtet und sein Blick die Versammlung übersflog, war keine Furcht in seinen Zügen und weilte sein Auge fest auf seinen Richtern.

„Aylwin, Münzmeister von Winchester!“ begann der

Oberrichter, „Ihr steht angeklagt, Euch angemast zu haben, was des Königs ist.“

Ahlwin erbleichte, seine Lippen zitterten, seine Gestalt bebte, und sein freier Blick fiel zu Boden.

Der Oberrichter selbst schien das nicht erwartet zu haben. Er schwieg und gleich als bezweifle er, was er sah, kniff er die kleinen grauen Augen eng zusammen. Wie er sich aber überzeugt, daß er recht gesehen, zuckte ein boshaftes Lächeln um seinen Mund, das er jedoch schon im nächsten Momente beherrschte und mit forschendem Blicke zum Könige aufschaute. Auch diesem war nicht entgangen, was an Ahlwin kaum anders als für das Geständniß seiner Schuld sich zu deuten schien, und das Wohlwollen, welches bei Ahlwin's Vortreten in des Königs Mienen geschimmert, wich einem finstern, zornigen Unmuth. Nicht minder erstaunt war die übrige Versammlung. Stolz, aber mitleidig hatte Mancher auf den Angeklagten geblickt. Verachtung nahm jetzt die Stelle des Mitleids, und selbst der, in dessen Gemüth der Wunsch, Ahlwin gerechtfertigt zu sehen, mehr als Hoffnung gewesen — Amaury selbst verrieth nur zu deutlich, daß jede Hoffnung in ihm untergegangen und je reger er gehofft, er die Täuschung desto schmerzlicher empfinde.

Des Königs Schweigen war dem Oberrichter Befehl, fortzufahren, und aufs Neue begann er: „Ahlwin, Münzmeister von Winchester! Ihr steht angeklagt, Euch angemast zu haben, was des Königs ist. Ihr steht dessen angeklagt vor König Heinrich, unserm gnädigsten Herrn, und vor des Königs versammeltem Rathe. Ihr steht angeklagt, im Laufe

der letzten fünf Monate und drei Tage, von heute an zurückgerechnet, an reinem, unverfälschtem Silber zur Ausprägung von Silberpfennigen nach Vorschrift der zu solchem Behufe Euch ertheilten Anweisung vom Hüter des königlichen Silbers sieben Pfund und vier Unzen mehr empfangen zu haben, als Ihr an ausgeprägten Silberpfennigen des Königs Schatzmeister überliefert. Ihr steht dessen angeklagt in Folge des vom Hüter des königlichen Silbers gegebenen Nachweises, daß er im Laufe nurerwähnter Monate und Tage einhundert und dreißig Pfund reines Silber Euch überantwortet, und in Folge des von des Königs Schatzmeister gegebenen Nachweises, daß statt der dafür abzuliefern gewesenen einunddreißigtausend zweihundert richtigen Silberpfennigen Ihr ein Mehreres als deren achtundzwanzigtausend, neunhundert und zwanzig ihm nicht überliefert, und ist es dermalen der Wille und Befehl König Heinrichs, unsers gnädigsten Herrn, daß Ihr, obwohl der Geringsten seiner Unterthanen Einer und unabweisbarem Verdachte verfallen, sieben Pfund und vier Unzen von des Königs Silber unterschlagen und zu anderm Zwecke, als zu welchem es Euch anvertraut worden, eigenmächtig verwendet zu haben, mit dem gehöret werden sollet, was Ihr zu Eurer Rechtfertigung oder Vertheidigung vorzubringen im Stande oder gemeint seid; — und begehre ich von Euch, solches zu thun in gemessenen Worten, auf Befehl König Heinrich's, unsers gnädigsten Herrn."

Sichtbar erschüttert von dem Eingange dieser Rede, schien der Münzmeister bei jedem folgenden Satze leichter zu athmen, und bevor der Oerrichter geendet, stand er auf-

recht und furchtlos wie früher, und konnte keine Schuld in dem Auge sein, mit welchem er an den Lippen des Sprechenden hing. Und als dieser zu Ende geredet und lautlose Stille durch den Saal herrschte, nahm Aylwin die Hände von der Brust, und während sein linker Arm niederfiel, erhob er den rechten und sprach: „König Heinrich, und Ihr Ritter und Edle, die Ihr über mich zu Gerichte sitzt, so wahr Sankt Erkenwald, Sankt Ethelburga, Sankt Eduard und Sankt Swithin in meiner Todesstunde mir beistehen und meines Gottes Gnade und Barmherzigkeit mich erlösen mögen, — so wahr habe ich das Verbrechen, dessen ich gezeihet worden, nicht begangen!“

„Und ist das Alles, so Ihr zu Eurer Vertheidigung vorzubringen habt?“ fragte der Oberrichter.

„Es ist das Höchste, was ich für meine Schuldlosigkeit als Bürgschaft bieten kann,“ antwortete Aylwin.

„Dem Gerichte gilt es für ein beschworenes Lügen, für weiter nichts,“ versetzte der Oberrichter; „statt Versicherungen fordern wir Beweise der Unschuld.“

„Was in einem Falle wie der meinige Beweis sein könnte,“ erwiederte der Münzmeister, „versagt normannischer Stolz dem sächsischen Unterthan.“

„Ihr redet fecke Worte an einer Stelle, wo das Recht des Einen das Recht Aller ist,“ zürnte der Oberrichter.

„Daß solches hier der Fall, wo König Heinrich, der Löwe der Gerechtigkeit, zu Gericht sitzt, weiß jeder Normann und jeder Sachse,“ sprach der Münzmeister.

„Was also meint Ihr für einen Beweis, den normannischer Stolz dem sächsischen Unterthan verweigere?“ lenkte der Obergerichter ein.

„Ihr habt mir zwei Nachweise genannt,“ sagte der Münzmeister, „in deren Folge ich angeklagt stehe, sieben Pfund und vier Unzen von des Königs Silber zu anderm Zwecke, als zu welchem es mir anvertraut worden, eigenmächtig verwendet zu haben. Der eine Nachweis sind meine Empfangsscheine über das Silber, so Odo, der Güter, im Laufe der letzten fünf Monate und drei Tage mir zum Ausprägen überantwortet, und Gott sei für, daß ich abläugnen sollte, was ich empfangen zu haben bekannt. Der andere Nachweis ist das Anführen des Schatzmeisters, wie viele Silberpfennige ich als geprägt aus dem von Odo erhaltenen Silber an ihn abgeliefert, und es liegt zu Tage, Herr Obergerichter, daß nur dieses Anführen die wider mich erhobene Anklage begründen konnte. Welche Zahl von Pfunden Silbers ich aus Odo's Händen empfangen, — darauf, mit Eurer Vergunst, kommt nichts an. Alles kommt darauf an, ob die Zahl der an des Königs Schatzmeister von mir abgelieferten Silberpfennige die Zahl ist, die ich aus den empfangenen Silberpfunden auszuprägen und abzuliefern schuldig war. Und welches ist der Beweis für solches? — Fragt des Königs Schatzmeister, ob es für solches einen andern Beweis giebt, als sein Anführen? Fragt ihn, ob, wie ich Odo'n den Empfang des Silbers bekennen muß, er mir den Empfang der Silberpfennige bekennt? Und wenn er Nein antwortet, so ist dieses Nein der Beweis, von dem ich meinte,



daß normannischer Stolz ihn dem sächsischen Unterthan verweigere.“

„Schatzmeister,“ rief der König, und der Donner seiner Stimme rollte durch den Saal, „ist es, wie der Münzmeister sagt?“

Erschrocken fuhr der Schatzmeister auf und stammelte: „König Heinrich! Es ist — es war seit lange Herkommen — es wurde Gebrauch, als Euer glorreicher Vater —“

„Ja oder Nein, Schatzmeister,“ unterbrach der König; „ist's, wie der Münzmeister sagt, oder ist es nicht?“

„Es ist so,“ antwortete der Schatzmeister; „doch wolle König Heinrich, mein gnädigster Herr —“

„König Heinrich will,“ rief der König, „daß Ein Recht im Lande sei, für den Normann wie für den Sachsen. Seit wie lange ist es Gebrauch, daß der Schatzmeister dem Münzmeister keinen Empfangsschein giebt?“

„Seit den Tagen Eures glorreichen Vaters,“ berichtete der Schatzmeister.

„Und ist es gleich, ob der Münzmeister Normann oder Sachse?“ fragte der König.

„Nur gegen den Sachsen findet der Gebrauch Statt,“ sagte der Schatzmeister.

„So hat mit heute der Gebrauch aufgehört,“ befahl der König, „und sorget dafür, Herr Oberrichter, daß es unverweilt bekannt werde, wie es unser königlicher Entschluß, daß, welcher Schatzmeister die Ausstellung eines Empfangsscheines verweigert, gleichviel ob der Münzmeister Normann oder Sachse, eine Stunde nach seiner Ueberführung an der

Binne der Burg, in welcher wir Hof halten, oder an dem Baume, der uns der nächste, aufgeknüpft werden soll, bis er todt ist. Was aber den Angeklagten betrifft, so ist es unser Wille, daß aus jenem Gebrauche ihm kein Nachtheil erwachse."

„König Heinrich!“ begann der Oberrichter unter tiefer Verbeugung, und es war, als wolle der Ton seiner Stimme den Gehorsam seiner Mienen Lügen strafen, „Euer Wille stellt die Entscheidung der Anklage auf die einfache Frage, ob der Amtseid des Schatzmeisters oder die eidliche Versicherung des Angeklagten den bessern Glauben verdient?“

„Kann darüber unter den Rechtskundigen ein Zweifel sein?“ fragte der König.

„Meinem beschränkten Wissen nach nicht,“ versetzte der Oberrichter. „Als vor länger denn funfzig Jahren Euer glormwürdiger Vater, der in Gott ruhende König Wilhelm, die sächsischen Rebellen zum letzten Male gezüchtigt und unbestrittner Herr war in seinem Reiche vom Kanal bis an die Grenzen Schottlands, da gebot er in seiner Weisheit, daß, wenn Normann und Sachse gegen einander vor Gericht ständen, der Eid des erstern volle, der Eid des letztern nur halbe Beweiskraft haben solle, und hiernach, König Heinrich! ist Recht gesprochen worden in Euerem Reiche bis auf den heutigen Tag.“

„Bis auf den heutigen Tag, doch, bei Sanct Maria! keine Stunde länger,“ rief der König; „Gründe der Weisheit mögen unsern glormwürdigen Vater bewogen haben, zu gebieten, wie er geboten; Gründe der Gerechtigkeit fordern

von uns Aufhebung dieses Gebots. Es soll Ein Gott, Ein König und Ein Recht sein in unserm Reiche, so wollen wir's, König Heinrich."

„Geruhet dann auch zu bestimmen, König Heinrich!“ bat der Oberrichter, „ob das Recht, unter welchem die Anklage gegen Aylwin, Münzmeister von Winchester, gestern erhoben worden, heute bei der Entscheidung für noch oder für nicht mehr bestehend gelten soll?“

Nach kurzem Bedenken sprach der König: „Das Recht, das bestand, als die Anklage erhoben wurde, muß auch das Recht für die Entscheidung sein.“

„Aylwin, Münzmeister von Winchester!“ wendete sich jetzt der Oberrichter an diesen, „Ihr habt vernommen, wie König Heinrich, unser gnädigster Herr, zu bestimmen geruht hat, daß das Recht, nach welchem der Eid eines Sachsen einem Normann gegenüber nur halbe Beweisraft hat, bei der Entscheidung über Eure Anklage seine Anwendung finden soll. Des Königs Schatzmeister, der ein Normann, hat sein, Euch belastendes Anführen mittelst seines Amtseides bestärkt. Das gilt wider Euch ein voller Beweis. Ihr beschwört die Unrichtigkeit dieses Anführens. Das gilt wider des Königs Schatzmeister ein halber Beweis. So steht's nun an Euch, vorzubringen, was den Beweis Eurer Unschuld zu erfüllen vermag; — und begeh'r ich von Euch, solches zu thun, so weit Ihr's im Stande, auf Befehl König Heinrich's, unsers gnädigsten Herrn.“

„Mich zu reinigen von solcher Anklage vor den Augen

der Menschen," sagte Aylwin, „bleibt mir nur das Mittel der Berufung auf ein Gottesurtheil.“

„Bedenke, mein Sohn, welchem Urtheil Du Dich unterwirfst," sprach, sich erhebend, der greise Kanzler, Bischof von Winchester, Wilhelm Giffard, wegen der Milde seines Gemüths eben so geliebt, als wegen seines Gerechtigkeitsfinnes gefürchtet; „es ist meine Pflicht, Dich zu warnen, mein Sohn, und Dir zu sagen, daß vor Deinem eigenen Gewissen Dich nicht rein wäscht, was vor den Augen der Menschen Dich vielleicht reinigt. Bedenke das, mein Sohn, und freule nicht an Gott. Bist Du des Verbrechens schuldig, dessen Du gezeiht worden, so gieb Gott die Ehre und rede die Wahrheit. Furcht vor leiblicher Strafe legt dem Menschen nur zu oft eine Lüge in den Mund; aber die Erkenntniß, daß die Seele zu verlieren, um den Leib zu retten, mehr verlieren als gewinnen heißt, nimmt ihm auch oft zu seinem ewigen Heile die Lüge wieder aus dem Munde. Hast Du daher Unwahres gesprochen, möge das dem Menschen in Dir verziehen sein. Beharrst Du aber in der Lüge, wird der Gott Deiner Väter Dich verwerfen und der Gnadenborn Deines Königs Dir unzugänglich sein. Bedenke das, mein Sohn, in dieser heiligen Stunde, wo Du im Angesichte Derer stehst, die Gottes Recht auf Erden üben sollen in ihrer Blindheit durch seine Macht. Ich habe Dich gewarnt, wie's meine Pflicht war; nun handle Du, auf daß Gott Dir helfe!"

Tief verbeugte sich Aylwin. „Habet Dank, Herr Bischof, für Eure väterliche Sorge," sagte er; „aber so wahr Gott

mit Hilfe, ich habe keine Schuld an dem Verbrechen, dessen ich gezeiht worden, und kann anders nicht reden, als ich gethan.“

„Wenn es demnach Euer fester Sinn und Wille,“ nahm der Oerrichter das Wort, „daß ein Gottesurtheil für oder wider Euch entscheide, so erklärt Euch dessen mit einem deutlichen, wohlbedachten Ja.“ — Und als Aylwin solches ohne Zögern ausgesprochen, fuhr der Oerrichter fort: „König Heinrich! Aylwin, der Münzmeister, ist gewillt und bereit, seine Unschuld durch ein Gottesurtheil zu erweisen, worauf er als Euer Freimann nach des Reichs Gesetzen ein Recht hat. Euch aber, König Heinrich! des Angeklagten höchstem Richter auf Erden, steht der Ausspruch zu, welcher Art das Gottesurtheil sein soll.“

„Das Schwert entscheide zwischen ihm und seinem Ankläger,“ sprach der König.

Da stand der Schatzmeister von seinem Sitze auf, berührte fast das Gestrüch mit seiner Stirn und sagte: „König Heinrich! Was Euch wissend, bekenne ich offen vor den Rittern und Edeln, die hier versammelt sind; ich bin Aylwin's, des Münzmeisters von Winchester Ankläger, dieweil es unverträglich mit meinem Gewissen, des Königs Diener und für meine Pflicht blind zu sein. Ich weiß und laß mir's nicht läugnen, daß Aylwin sieben Pfund und vier Unzen ihm anvertrautes königliches Silber unterschlagen hat, und Gottes Gerechtigkeit — das zweifle ich nicht — würde meinem Schwerte den Steg geben. Verzeiht jedoch, König Heinrich! wenn der Normann in mir zu stolz ist, das Schwert, das

ich von meinem Vater geerbt, mit dem Schwerte eines Sachsen anderswo zu kreuzen, als in der Feldschlacht oder in Eurer, meines Lehnherrn, Vertheidigung.“

„Ihr bedient Euch Eures Rechtes,“ versetzte der König kalt, „und das bringt jeden Einwand zum Schweigen, es wäre denn, ein Euch Ebenbürtiger stellte sich als Vorsechter des Sachsen.“

Zweifelnd, ob er recht gehört, stand der Schatzmeister; überrascht blickte der Oberrichter zum König auf; Ueberraschung lag auch in den Zügen des Münzmeisters; erstaunt sahen die Ritter und Edeln einander an, und es schien, der König weidete sich an dem lebhaften Mienenspiele der Versammlung. Mehrere Minuten ließ er vorüber; dann brach er die Stille und sagte: „Ritter und Edle, wir glauben nicht, Befremdliches gesprochen zu haben oder etwas, so wider ein Gesetz verstößt. Welcher unter Euch das Gegentheil meint, der habe es kein Hehl und rede ungeschemt.“

Alle schwiegen; nur der Oberrichter erhob sich, und: „König Heinrich!“ begann er, „was die Ritter und Edeln zu befremden scheint und was — ich will's nicht bergen — auch mich überrascht hat, ist nicht, daß Euer Wort gegen ein Gesetz verstößt; denn wie Euer Wille Gesetz ist, so seid Ihr aller Gesetze kundig, sondern weil es neu, meines Wissens noch nie geschehen ist, daß ein normannischer Ritter ein Kampfurtheil für einen Sachsen gefochten.“

Schweigend schaute der König auf die Reihen der Ritter, und wenn er es etwa in der Erwartung that, daß mindestens Einer sich zum Vorsechter erbieten werde, so sollte die Er-

wartung ihn nicht täuschen. Bevor sein Auge den Ritter Amaury traf, erhob sich dieser und sprach nach tiefer Verbeugung: „König Heinrich! Mag ich auch einer der Unwürdigsten Eurer Ritter sein, ich kann es doch nicht tragen, daß der Stolz in der Brust des Normann stärker sei als das Gefühl seiner Ritterpflicht. Ueberzeugt von der Unschuld des Angeklagten, vertrauend auf den Schutz, der die Unschuld schirmt, und Euerm Schatzmeister gewiß ebenbürtig, erbiet' ich mich —“

„Haltet ein, Herr Ritter!“ rief Aylwin, die Hände gefaltet, seine hohe Gestalt dem Sprechenden zugeneigt, Thränen im Auge, mit bebender Stimme; „haltet ein, Herr Ritter, ehe unsers Königs Ohr Euer Erbieten vernommen, sein Mund Euer Erbieten geheiligt! In Demuth und Aufrichtigkeit beugt der Nacken eines stolzen Sachsen sich vor Euch, und für allen Schmerz und für alle Qualen dieser Stunde bekenn' ich mich durch Euch reich belohnt. Nun aber auch nicht weiter, Herr Ritter; erdrückt den Dankerfüllten nicht, indem Ihr unablässbare Schuld auf ihn legt. Jeder Tropfen Blut, den das Kampfurtheil Euch kosten könnte, müßte tausendfältig auf mein Haupt fallen. Das soll, das darf nicht sein, Herr Ritter. Ihr glaubt mich schuldlos. Bei Gott, ich bin's! Und wär' ich's nicht, der Glaube allein würde das Bekenntniß mir aus der Brust nehmen. Doch bin ich auch nicht feig genug, Euerm Schwerte die Beweisführung meiner Unschuld zu gestatten. Gestatten, sage ich, weil's mein Recht ist, zu bestimmen, ob ich durch einen Vorsechter vertreten sein will. Und Ihr, König

Heinrich, mein gnädigster Herr! der Ihr durch Euern Ausspruch mich so hoch geehrt habt, daß ich schweigend und gehorsam zu Euern Füßen liegen sollte, zürnet nicht dem Kühnen, der Euerm Gebote sich entzieht, weil ihn eine innere Stimme treibt. Vergönnet, König und Herr! daß ich durch die dreifache Probe des glühenden Eisens mich reinige von dem Verbrechen, dessen ich gezeiht worden.“

„Es sei, wie Ihr begehrt, Münzmeister,“ entschied der König; „nicht weil Ihr uns darum gebeten, sondern weil Ihr ein Recht habt, es zu fordern. Und forget, Herr Obergerichter, daß schon der morgende Tag das Urtheil sehe, denn nicht soll es im Lande heißen, König Heinrich's Feste verzögerten den Gang der Gerechtigkeit.“

Die Blässe, die das Antlitz des Obergerichters überzogen, als er seinen Neffen sich erheben sah, und der Zorn, der in seinen Augen gesunkelt, waren nur von kurzem Bestande im Gesichte des Hofsüßlings. Kalt und ruhig gebot er, den Münzmeister in seinen Kerker zurückzuführen.

\* \* \*

Es schien, alle Einwohner von Winchester und all die Tausende, die um der Festlichkeiten willen sich eingefunden, wollten Zeuge sein bei dem Gottesurtheile, welchem mit König Heinrich's Genehmigung Aylwin, der Münzmeister, sich unterworfen. Zwei Stunden früher, als der königliche Zug in gewöhnlicher Weise aus der Hofburg aufbrach, waren die drei großen Thore der Kathedrale geöffnet, dem Volke freier Eintritt gestattet und im Innern der Kirche



durch Verschlüsse und Wachen nur der Raum abgesperrt, der für die Teilnehmer am Zuge und zur Vollstreckung des Urtheils erforderlich war. Gleichwohl hatte die vollgedrängte Kirche die Schaaren der Schaulustigen wenig gelichtet; rings um die Kathedrale wogten Menschenhaufen, und wer der Hoffnung entsagen mußte, durch Zufall oder Bestechung Einlaß zu erhalten, der wollte wenigstens in der Nähe eines der Thore einer der Ersten sein, die Kunde vom Ausgange des Gottesurtheils zu vernehmen.

Während der hohen Messe, Angesichts des Königs, der Königin, der obersten Würdenträger, der Thane und Ritter, vieler edeln Frauen und einer zahllosen Menge knieete Aylwin, das Haar schlicht niederhängend und baarfuß, im groben leinenen Gewande, dessen Saum kaum die Kniee und dessen Ärmel kaum die Elbogen erreichten, die Hüften mit einem Stricke umgürtet, an der untersten Stufe des Hochaltars, wo eine schwarze Marmortafel das Grab des im Neuen Walde, einen abgebrochenen Pfeil in der Brust, gefallenen Königs Wilhelm Rufus bezeichnete, und unweit der mit Eisenreifen beschlagenen Kasten, in welchen die Gebeine der altsächsischen Könige, Kinegils, Edred, Edmund und Kenulph, die Asche der Königin Emma und die sterblichen Reste der Bischöfe Wina und Mevin ruhten. Sobald die Messe beendet war, stellten zwei Kirchendiener ein mit hochrothen Kohlen gefülltes Gefäß in die Mitte des Altarplatzes, und auf den Kohlen lag der glühende Eisenstab von drei Pfund Gewicht, das *lada triplex* der Angelsachsen, weshalb die damit zu bestehende Probe die dreifache hieß.

Dann traten von zwei entgegengesetzten Seiten je zwölf Männer auf, zwölf Zeugen für den Ankläger und zwölf für den Angeklagten, und nahmen ihre Stellung einander gegenüber, das Kohlengefäß zwischen ihnen. Gefolgt von seiner, die Litanei singenden Geistlichkeit erschien jetzt der ehrwürdige Bischof, Wilhelm Giffard, den Fächer oft in den, einen halben Schritt hinter ihm getragenen Weihkessel tauchend, und das Volk und Alle, die ihm nahe, mit dem heiligen Wasser besprengend. Langsamem Schrittes nahte er dem Altar und stieg die Stufen hinauf, während am Fuße die Geistlichen sich zur Rechten und Linken reiheten. Nach einem stillen Gebete, an welchem die ganze Versammlung Theil nahm, erhob der Bischof das auf dem Altartische liegende Evangelium, das in karmoisinen Sammet gebunden mit seinen goldenen, an Edelsteinen reichen Beschlägen, mit seinem in Gold geschriebenen Texte und den köstlich ausgemalten Anfangsbuchstaben der stolze Ruhm sächsischer Kalligraphie war, und jeder der vierundzwanzig Zeugen trat vor den Bischof und legte zwei Finger seiner rechten Hand auf das Buch und berührte es mit seinen Lippen — zum festen Gelöbniß, daß er ein rechter und wahrer Zeuge sein wolle.

Nachdem hierauf zwei Männer, an ihrer Kleidung erkennbare Diener des Schatzmeisters, den Eisenstab geprüft und nicht bloß von der vorgeschriebenen Stärke, sondern auch glühend heiß befunden und solches ihrem Gebieter berichtet hatten, maßen zwei Zeugen, einer von jeder Seite, neun Schritte ab, und stellte ein Kirchendiener neben das Bluthbecken, von welchem jene ausgegangen, und auf den

Punkt, wo der neunte Schritt geruht, ein eisernes, quer verbundenes Doppelkreuz und kehrte zum Gluthbecken zurück, die feurigen Kohlen ein letztes Mal zu schüren. Nun erst erhob sich Aylwin, ging die Stufen des Altars hinauf, kniete vor dem Bischof nieder, empfing von ihm das heilige Mahl, legte die Rechte auf das Evangelium, küßte es und schwur, daß er schuldlos sei an dem Verbrechen, dessen er gezeiht worden. Dann folgte er dem Bischofe zur Gluthpfanne, wo jener das Eisen drei Mal bekreuzte und mit erhobenen Händen die Formel sprach:

„Gott, gerechter Richter, der Du bist ein Anfänger des Friedens und richtest die Billigkeit, wir bitten Dich unterthäniglich, daß Du dies verordnete Eisen einer jedweden Zweifelhaftigkeit gesegnen und heiligen wollest; also daß, wofern ein Unschuldiger dies feurige Eisen wird in seine Hand nehmen, er unverletzt bleibe; und so er schuldig und sträflich, sei Deine Kraft hierin gerecht, durch dieselbe zu erklären, welchermaßen über die Gerechtigkeit nicht herrsche die Ungerechtigkeit, sondern die Falschheit werde unterworfen der Billigkeit, durch unsern Herrn und Erlöser, Jesum Christum, in Ewigkeit, Amen!“

Nach geendetem Gebete trat der Bischof einen Schritt seitwärts; der Kirchenbiener zog den glühenden Eisenstab aus den Kohlen und legte ihn auf das Doppelkreuz, und ohne Zögern erfaßte ihn Aylwin mit bloßen Händen und trug ihn über den abgemessenen Raum bis zu dem andern Doppelkreuz, wo er ihn niederlegte und die Hände in ein-

ander drückend auf die Kniee fiel und mit der Stirn den Boden berührte.

Kein Athemzug störte die Stille. Da nahte der Bischof, von zwei Geistlichen gefolgt, dem Knieenden und sprach mit lauter Stimme: „Stehe auf, mein Sohn, damit dem Rechte sein Recht geschehe, die Diener Gottes Dir Arme und Hände verbinden und mit dem Siegel der Kirche den Verband schließen, um nach drei Tagen Siegel und Verband zu lösen und Deine Arme und Deine Hände zu prüfen.“

Aylwin erhob sich, und die offenen Hände dem Bischöfe darbietend, sagte er: „Heiliger Vater, prüfe sie jetzt.“

Staunend blickte der Bischof und blickten die Geistlichen auf Aylwin's Hände, und die Arme gen Himmel streckend und die Augen himmelwärts gewendet, rief der Bischof: „Gott der Allmächtige ist gerecht, Aylwin ist schuldlos!“

Ein Jubelruf brach aus dem Kreise der zunächst Stehenden, und lauter und mächtiger wurde der Ruf, bis er vom Gewölbe wiederhallte und vor der Kirche die Luft erfüllte. Von seinem Sitze erhob sich König Heinrich, und der Wagen vergessend, die dienstbereit an seinem Auge hingen, winkte er dem Bischöfe, den wunderbar Beschützten ihm vorzuführen. Und der König und die Königin beugten sich zu Aylwin nieder und betrachteten seine unversehrten Hände. Dann gebot der König, den Arzt herbeizufordern, der, ein gelehrter Mann von der Hochschule Salerno, die Königin nach England begleitet und hier bereits des Königs vollstes Vertrauen gewonnen. Auch er erklärte Aylwin's Hände für frei von Blasen oder Brandflecken und versicherte bei seiner Wissenschaft,

daß es unnöthig, sie zu verbinden, indem sie nach drei Tagen dieselben sein würden, die sie jetzt wären. Da löste der König seine goldene Brustkette und hing sie um Aylwin's Nacken über das grobe, leinene Gewand, und als dieser, ihm zu Füßen gesunken, den Saum des von Perlen und Edelgestein starren Purpurmantels an seine Lippen drückte, sprach der König mit voller, Schweigen gebietender und Gehorsam findender Stimme: „Aylwin, Münzmeister von Winchester! Gott in der Höhe hat Großes an Euch gethan und Euer König verkündet Euch schuldlos an dem Verbrechen, dessen Ihr beschuldigt worden. Tragt die Kette, die wir getragen, zum Gedächtnisse dieses Eures Ehrentages und zum Gedächtnisse der Guld und Gnade König Heinrich's. Normann oder Sachse, vor unserm Auge gilt Jeder gleich, und wie es nur einen einigen Gott giebt, so gebe es in unserm Lande nur Einen König und Ein Recht. Stehet auf, Aylwin, und gehet heim; es harret Eurer eine Tochter, die für Euch gebetet und geweint hat; sie möge nun mit Euch sich freuen. Und damit alles Volk sehe, wie Euer König den ehrt, der, weil er recht thut, unter Gottes Schutze wandelt, so befehlen wir, daß unser Schatzmeister und sechs unserer Ritter Euch geleiten.“

Des Königs Wille geschah. Der Schatzmeister und sechs normannische Ritter, unter denen des Königs Wahl auch den Ritter Amaury getroffen, geleiteten Aylwin heim, umringt und gefolgt von den jauchzenden Sachsen, die Aylwin's Ehrentag für den ihrigen achteten. Und nie war König Heinrich von lauterm Jubel begrüßt worden als heute auf

der Rückkehr nach der Hofburg. Auch hörte er heute zum ersten Male sich öffentlich begrüßt, wie Aylwin ihn in der Gerichtsversammlung genannt, Löwe der Gerechtigkeit, und die Höflinge erkannten bald, welche freundliche Aufnahme das viel bedeutende Wort gefunden.

\* \* \*

Freigebig ließ Aylwin seinen Freunden und Stammgenossen und Allen, die herbeikamen, dem mit Reichthum, Ehre und seines Königs Gnade gesegneten Münzmeister Glück zu wünschen, Keller und Borrathskammer öffnen, und mit der Geschäftigkeit der Hausfrau sorgte Ethelinde, daß die Kannen voll starkem Bier und süßem Meth sich nicht erschöpften, frisch gefüllte Schüsseln die Stelle der geleerten ersetzten, Keiner aus dem Hause ihres Vaters ging, ohne daß ihm ein Becher und ein Teller gereicht worden, und selbst die ihr Theil erhielten, die, arm und niedrig, sich nicht über die Schwelle des reichen, hochgeachteten Mannes wagten und doppelt dankbar für die Spende waren, die den, weil fern stehend, nicht Vergessenen gebracht wurde. Bis spät in die Nacht blieb des Münzmeisters Haus den Gästen offen, und der laute Jubel, der den Tag über durch die Straße gewogt und in mancher entlegenen Gasse den letzten Wiederhall gefunden, ging erst mit den Jubelnden zur Ruh.

Wie heiter indessen auch Aylwin, der Münzmeister, sich unter seinen Gästen zeigte und wie hell von Freude ihm die Augen glänzten, wenn er dem geschäftigen Treiben seiner Ethelinde begegnete: — doch war das Herz ihm nicht leicht

und lag des Königs goldene Kette schwer auf seiner Brust. Sich der Bürde zu entladen, die ihn drückte, nahm er, ehe Fackeln und Kerzen angezündet wurden, der Nacht ihr Recht abzustreiten, die Gelegenheit wahr, unbemerkt den Kreis der Gäste zu verlassen und in seinen Mantel gehüllt, von der Menge unerkannt, den Weg nach der Kathedrale zu finden. Noch waren die Thore hier nicht geschlossen. Die ganze Festzeit über blieben sie bis um die neunte Stunde geöffnet, denn Viele der Fremden kamen nach Winchester, um zugleich den frommen Mönchen der Sankt Swithins Priorei, die in der Kathedrale Beichte hörten, das Bekenntniß ihrer Sünden abzulegen, und damit es Keinem an Zeit fehle, ließ der Bischof des Abends die Kirche erleuchten und saßen die Geistlichen in ihren Stühlen, so lange reuige Sünder erschienen, sie zu Vertrauten ihrer Schuld zu machen.

An jenem Abende war die Zahl der nach Erleichterung Dürftenden besonders groß, und als Aylwin an den Beichtstühlen vorüberging, fand er für sich keinen Raum. Er wendete daher seine Schritte nach einem Seiten-Altare, wo ein spärliches Lämpchen einen matten Schimmer verbreitete, um hier ungestört zu beten. Bald aber, nachdem er niedergekniet und mit dem inbrünstigen Danke für seine Rettung seinem Schutzpatrone, dem heiligen Swithin, das ernste Gelöbniß gebracht, die Schuld abzulösen, die sein Gewissen belastete und deren peinigenden Druck er erst seit seiner Verhaftung ganz gefühlt, hörte er Fußtritte und erblickte das Gewand eines Geistlichen. Da erhob er sich, das geleistete Versprechen ungesäumt zu erfüllen, und beugte sich vor dem

Nahenden. „Laß Dich nicht stören in Deiner Andacht, mein Sohn,“ sprach eine sanfte Stimme; „wer sein Herz vor Gott ausgießt, in den zieht Ruhe und Zufriedenheit ein.“

„Ich habe es gethan, heiliger Vater,“ antwortete Aylwin, „und doch ist das Herz mir schwer.“

„So gehe hin und beichte, was Dich drückt,“ sagte der Andere.

„Habt Ihr Zeit, mich zu hören?“ fragte Aylwin.

„Wer ein Kleid trägt wie dieses,“ erwiederte der Mönch, „der nennt keine Zeit sein eigen. Täuscht jedoch mein schwaches Auge mich im Halbdunkel nicht, so seid Ihr Aylwin, der Münzmeister, an dessen Unschuld Gott und die Heiligen sich auf's Neue verherrlicht haben.“

„Der bin ich, heiliger Vater,“ versetzte Aylwin.

„Und habt Ihr nicht,“ sprach der Andere, „bevor Ihr die Probe des glühenden Eisens bestandet, Euer Gewissen durch Gebet und Beichte gereinigt?“

„Ich habe gebetet und gebeichtet,“ antwortete Aylwin; „aber wessen ich vor Gott mich schuldig bekannt, das habe ich meinem Beichtiger verschwiegen. Und das eben drückt mich zwiefach schwer, denn obwohl durch Gottes und der Heiligen Gnade vor den Augen der Menschen rein von dem Verbrechen, dessen ich gezeiht worden, trage ich doch die Last dieses Verbrechens.“

Wie von innerm Schauder erfaßt, wich der Mönch zurück, und die Hände vorstreckend, als wolle er den Schwerebelasteten von sich abwehren, rief er in einem Tone, der von Schmerz und Unwillen zeugte: „Schuldig des Verbre-



chens, dessen Du gezeiht worden, und doch feck genug, auf Gottes Urtheil Dich zu berufen! Deine Schuld ist größer und schwerer, als ich geglaubt, und nur die strengste Buße kann sie sühnen.“

„Mißversteh mich nicht, heiliger Vater,“ entgegnete Aylwin; „weßsen ich angeklagt worden von des Königs Schatzmeister vor des Königs Rathe, davon bin ich rein vor Gott und Menschen. Es ist eine ähnliche Schuld, die mich betrübt.“

„So laßt uns näher zum Altare treten,“ sagte der Mönch versöhnt; „ein Beichtstuhl ist überall, wo Reue ist, und es scheint, wir sind ungehört.“

Als Beide aus dem Gange an den Altar getreten, begann Aylwin: „Es sind nun vier Monate über sechszehn Jahre, daß König Heinrich zum Lohn für Dienste, die es mein gutes Glück gewesen war ihm im Kampfe gegen Robert von Belesme zu leisten, mir die Anwartschaft verlieh auf das Amt des von Alter und Krankheit gebeugten Münzmeisters hiesiger Stadt. Bald darauf zog König Heinrich nach der Normandie, die Unterthanen seines Bruders, des Herzogs Robert, wider die Bedrückungen ihres Herrn und seiner Großen in Schutz zu nehmen. Da, kurz vor dem heiligen Pfingstfeste, kam Osbert von Molai zu mir, der damals Hüter des königlichen Silbers war, und brachte mir zehn Pfund reines, unverfälschtes Silber, daraus Silberpfennige zu prägen. Es war das erste Mal, daß ich statt des zum Tode franken Münzmeisters solchen Auftrag erhielt, und als ich die Silberpfennige geprägt, nahm ich sie und ging

damit zu des Königs Schatzmeister, der damals Wilhelm von Breteuil hieß. Ich zählte sie ihm einzeln auf, zweitausend vierhundert an der Zahl, alle richtig und unbeschritten. Als aber der Schatzmeister sie nachgezählt, sah er mich zornig an und sagte: „Es fehlen ihrer fünf Schock; wo sind die?“ Ich meinte, der Schatzmeister habe sich geirrt und zählte ihm die erste Reihe vor, wo einhundert Silberpfennige lagen, und dann die vierundzwanzig gleich langen Reihen. Er aber sah mich noch zorniger an und sagte: „Denkt Ihr, ich kann nicht zählen? Das sind die zweitausend vierhundert Silberpfennige, die dem Könige gehören; wo sind nun die einhundert, die mir gebühren? Oder wollt Ihr Münzmeister werden und wißt nicht, daß von jedem zu Silberpfennigen ausgeprägten Pfunde Silbers dem Schatzmeister ein halbes Schock gebührt?“ — Ich bekannte, solches nicht zu wissen, und bat, mich zu belehren, wie solches sein könne, da nach Vorschrift der mir erteilten Anweisung aus jedem Pfunde reinen Silbers genau zweihundert und vierzig Silberpfennige und nicht einer mehr geprägt werden sollten, bei schwerer Pön. Da schalt er mich einen sächsischen Tölpel, der zum Pflugziehen besser als zum Münzmeister taugte, gebot mir, sein Angesicht zu meiden, und vermaß sich mit einem gotteslästerlichen Schwure, daß, so lange er des Königs Schatzmeister wäre und in des Königs Rathe säße, ich nicht Münzmeister von Winchester werden solle. Traurigen Herzens ging ich heim zu meinem Weibe, das der Geburt eines Kindes sich gewärtigte, meiner Tochter Ethelinde, heiliger Vater, die der Trost und Stolz meines Lebens ist. Aber

wie sehr ich mir auch Mühe gab, meinem Weibe die Trauer meines Herzens zu verbergen, — durch die Augen sah sie mir in's Herz, und ich erzählte ihr die harten Worte, die des Königs Schatzmeister zu mir geredet, und daß, so lange König Heinrich in der Normandie, ich nicht hoffen dürfe, Münzmeister zu werden. Da weinte mein Weib lange und bitter, und es war mir, als müsse ich auch weinen, denn wir hatten weder Geld, noch Gut, des Schatzmeisters Zorn zu sühnen. Endlich beschloß ich auf meines Weibes Rath, zu dem zu gehen, den König Heinrich für die Dauer seiner Abwesenheit über Land und Leute gesetzt, zu Roger, Bischof von Salisbury, damals wie noch jetzt Oberrichter im Königreiche. Ich wurde zwar vorgelassen, fand aber gegen des Königs Schatzmeister kein Gehör. „Wie geschrieben steht,“ sagte der Oberrichter, „gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, also gebet dem Schatzmeister, was des Schatzmeisters ist. Und wollt oder könnt Ihr das nicht,“ setzte er höhniſch hinzu, „so thut, wie Abitophel that, als er sah, daß sein Rath nicht fortgegangen war; er sattelte seinen Esel, machte sich auf und zog heim in seine Stadt und beschickte sein Haus und hing sich.“ Betrübt kehrte ich zurück zu meinem Weibe und wenige Tage darauf starb der Münzmeister. Es war spät am Abende, als er starb, und mir lag ob, ohne Verzug davon Meldung zu machen in der Hofburg. Wie ich das gethan und auf dem Heimwege die Mauer der Hofburg entlang ging, stieß mein Fuß an etwas, das einen Klang gab, als sei es Gold. Ich bückte mich und hob es auf, und was ich gefunden, war ein Beutel mit Gold.“

„Sprich leiser, mein Sohn,“ erinnerte der Mönch und heftete seine Augen auf den nächsten Pfeiler des Schwibbogens. Unwillkürlich folgte Aylwin's Blick dem Blicke des Mönchs. Aber obschon er Niemand in der Nähe gewahrte, fuhr er leiser fort: „ich nahm den Beutel mit Gold und eilte zu meinem Weibe. Wir öffneten den Beutel und es waren zwanzig Byzantiner darin. Unsere Freude war groß; denn kam es uns auch nicht in den Sinn, dem, der den Beutel verloren, ihn vorzuenthalten, so hofften wir doch, daß er beim Rückempfang das Darlehn einiger Byzantiner uns nicht abschlagen würde und wir damit den Schatzmeister veröhnen könnten. Inzwischen blendete uns das Gold, den Fund zu verschweigen, und als vierzehn Tage vergangen, ohne daß Jemand seinen Verlust kund gethan, meinten wir, Sanct Swithin, zu dem wir oft gebetet, habe sich unserer Noth erbarmt und es könne kein Verbrechen sein, einen Theil des Goldes für unsere Wohlfahrt zu entleihen. Also nahm ich fünf Byzantiner und trug sie zum Schatzmeister, Wilhelm von Breteuil, und bald nachher war ich Münzmeister dieser Stadt. Damals wußte ich nicht, daß, weil der Eigenthümer sich nicht gemeldet und ich das Gold im Bereiche der Hofburg auf des Königs Grund und Boden gefunden, ich mir angemast, was des Königs sei. Und als ich später bekannt wurde mit dem normannischen Gesetze vom tresor trouvé und daß ich durch mein Schweigen mich eines Todesverbrechens schuldig gemacht, — da, heiliger Vater, hatte ich nicht den Muth, zu reden. Ich mag meine Unterlassung nicht entschuldigen. Aber wenige Monate, nachdem mein

Weib mir eine Tochter geboren, war sie gestorben, und es dünkte mir hart, daß ich wegen eines Verbrechens, von dessen großer Strafbarkeit ich keine Kenntniß gehabt, dem Gerichte mich überantworten, den Tod am Galgen sterben und mein einziges Kind allein in dieser Welt lassen sollte. Ich habe durch Gebet und Andacht, und seit der Herr mich mit zeitlichem Gute gesegnet, durch Spenden und Gaben mancher Art meine Schuld abzutragen und mein Gewissen zu versöhnen gesucht. Es ist mir nicht gelungen, heiliger Vater, und oft in schlaflosen Nächten habe ich geweint und geseufzt. Als ich nun auf Befehl des Oberrichters in Haft genommen wurde, und keiner andern Schuld mir bewußt, mein Verbrechen entdeckt glaubte, bereute ich bitter, daß ich geschwiegen. Und wie ich eines Verbrechens mich gezeiht sah, das ich nicht begangen, faßte ich den Vorsatz, im Fall der Herr mir gnädig wäre und meine Unschuld zu Tage brächte, mein Gewissen ungesäumt durch Beichte zu erleichtern. Jetzt wißt Ihr Alles, heiliger Vater; sagt, was soll ich thun?"

„Dein Vergehen ist groß, mein Sohn,“ erwiderte der Geistliche; „denn mag auch Vieles zu Deiner Entschuldigung sprechen, — von dem Tage an, wo Du des Königs Gesetz kennen lerntest, machte Dein Schweigen Dich straffällig. Bevor ich indessen weiter rede, sage mir, mein Sohn, ob Du Willens und bereit bist, das Gold, so Du Dir angemacht, zurück zu erstatten?"

„Das bin ich, heiliger Vater,“ versetzte Aylwin,

„und deshalb trage ich das Gold sammt Zinsen bei mir.“

„So steht es in Deiner Macht, mein Sohn,“ fuhr der Geistliche fort, „Dein Gewissen zu erleichtern und der Strafe des Gesetzes vorzubeugen, wenn Du den richtigen Betrag des Dir angemessenen Goldes sammt Zinsen an den Schatzmeister unserer Priorei bezahlest, damit vom Altar aus der Eigenthümer aufgefordert werde, was er verloren, in Empfang zu nehmen, und meldet sich Niemand, so gehört das Gold zur Hälfte dem Könige, zur Hälfte dem Kloster.“

„Und ist es unerläßlich, mein Vater,“ fragte Aylwin, „daß der Name des Finders genannt werde und ich selbst zum Schatzmeister Eures Klosters gehe?“

„Ich errathe das Bedenken, das Dich abhält, mein Sohn, und mag's nicht tadeln,“ antwortete der Geistliche. „Deshalb und da Du das Gold bei Dir trägst, wenn Du es mir übergeben willst, so werde ich es dem Schatzmeister unsers Klosters ausliefern als mir anvertraut unter dem Siegel der Beichte, und Dein Name bleibt verschwiegen und Dein Geheimniß das meinige; ich bin der Bruder Wilhelm.“

Augenblicklich zog Aylwin einen Beutel hervor und reichte ihn dem Mönche. Ihn in seiner Kutte verbergend, sagte dieser: „Es waren genau zwanzig Byzantiner in dem Beutel, den Du gefunden?“

„Nicht einer mehr und nicht einer weniger,“ versicherte Aylwin.

„Und ist der Beutel, den Du mir gegeben, auch derselbe, den Du gefunden?“ fragte der Geistliche. Und als Aylwin

das bejaht, sprach jener weiter: „So gehe beruhigt von hinnen, mein Sohn; was Du Dir angemast, soll in die Hände dessen kommen, dem es gehört. Der Friede des Herrn sei mit Dir und seine Gnade leuchte Dir auf Deinen Wegen! Geh heim, preise Gott und sei fröhlichen Muthes!“

Knieend hatte Aylwin den Segensspruch empfangen, und als er nach inbrünstigem Dankgebete sich erhob, hatte der Mönch sich entfernt. Leichten Herzens nahm der Münzmeister den Heimweg. Seine Gäste hatten ihn zwar vermißt, aber er trat so heiteren Auges unter sie, daß keiner fragte, wo er gewesen. Auch Ethelinde fragte nicht; sie las in seinem Blicke, was sie vermuthet, und als das Haus still geworden und sie den Vater in sein Schlafzimmer geleitet, sagte ihr sein Lächeln, daß keine Schuld ihm die Ruhe der Nacht stören könne, und fühlte sie in dem Kusse, den er auf ihre Stirn drückte, daß er ein zufriedener Vater sei.

Ein Tag war vergangen, da saß am nächsten König Heinrich wieder zu Gericht mit den Rittern und Thänen, als gegen das Ende der Sitzung der Oberrichter nach tiefer Verbeugung sprach: „König Heinrich! Es schmerzt Euern Diener, abermals, wenn auch nur durch seinen Mund, eine Anklage zu verlautbaren wider einen Mann, der erst vor zwei Tagen mittelst Gottesurtheils sich gereinigt hat von schwerer Beschuldigung und ausgezeichnet und geehrt worden ist durch Eure Gnade, wie noch kein Sachse.“

„Meint Ihr Aylwin, den Münzmeister?“ fragte der König scharf.

„Denselben, König Heinrich,“ antwortete der Oberrichter.

„So wollen wir nur Eins sagen, eh' Ihr weiter redet“, fuhr der König in gleichem Tone fort. „Wir haben dem verziehen, der Aylwin, den Münzmeister, der Unterschlagung unsers Silbers beschuldigte. Aber, bei der Jungfrau! keine Verzeihung soll dem werden, der wieder als Ankläger gegen Aylwin, den Münzmeister, auftritt und, was er vorbringt, nicht rechtfertigt. Es soll ihn die Strafe treffen, die den schuldig Befundenen trafe. Nun redet weiter.“

„König Heinrich!“ versetzte der Oberrichter, „so Ihr befehlt, verstummt die Anklage.“

„Gramercy!“ rief der König, „wann hätte unser Befehl den Gang des Rechts gesperrt! Aylwin hängt, wenn er schuldig, und ist er unschuldig, hängt der Ankläger. Was also ist's?“

„Es ist nicht mehr und nicht weniger, König Heinrich!“ sprach der Oberrichter, „als daß Aylwin, der Münzmeister von Winchester, vor sechszehn Jahren um die Zeit des heiligen Pfingstfestes, an dem Abende, wo sein Vorgänger im Amte gestorben, längs der Mauer dieser Hofburg, folglich auf Cuerm Grund und Boden, König Heinrich! einen Beutel mit Gold gefunden, und statt selbigen nach Vorschrift des Gesetzes vom tresor trouvé Cuerm Schatzmeister zu übergeben, ihn an sich behalten und genutzt hat. Solches ist zu meiner Kenntniß gelangt durch einen Sachsen, Namens Uffo, der bereit, es zu erweisen.“

„Und habt Ihr Aylwin, den Münzmeister, anher beschieden?“ fragte der König.

„Noch nicht,“ antwortete der Oberrichter; „doch hab'



ich verfügt, daß es sogleich geschehen kann, und er soll hier sein, ehe Uffo sein Zeugniß geendet."

„Er soll es Aylwin in's Gesicht sagen,“ befahl der König; „wir wollen früher ihn nicht hören. Sorgt, daß Aylwin komme.“

Und so schnell stand der König von seinem Sitze auf, daß der reiche Mantel in schweren Falten niederfiel, und schritt so rasch dem anstoßenden Gemache zu, daß der Thürsteher kaum Zeit fand, die Pforte zu öffnen und den Wagen ein Zeichen zu geben. Auch von den Beamten und Rittern verließen mehre den Saal, unter jenen der Kanzler, Bischof von Winchester. Doch spudeten sich alle, zurück zu sein, ehe Aylwin's Ankunft dem Könige gemeldet wurde, denn keinem war der blitzende Zorn entgangen, mit welchem er die Verhandlung abgebrochen und, wie er solchen Falles zu thun pflegte, in das anstoßende Gemach sich erhoben hatte.

Die Vorsichtsmaßregeln des Oerrichters und seine beflügelten Boten brachten den Münzmeister in kurzer Frist nach der Hofburg, und als die Mitglieder des Rathes versammelt und Aylwin und Uffo in die Halle eingeführt waren, erschien König Heinrich, ernsten, aber kalten Blickes. Sobald er sich niedergelassen und auf seinen Wink die Wagen und Wachen sich entfernt hatten, eröffnete er das Gericht mit den üblichen Worten: „Beginnet, Herr Oerrichter, und haltet gemessenen Vortrag.“

Demgemäß erhob sich dieser und sprach: „Aylwin, Münzmeister von Winchester! Es ist wider Euch zur Anzeige gekommen, wasmaßen Ihr vor sechszehn Jahren um die Zeit

des heiligen Pfingstfestes an dem Abende, wo Euer Vorgänger im Amte gestorben, längs der Mauer dieser Hofburg, folglich auf König Heinrich's, unsers gnädigsten Herrn, Grund und Boden, einen Beutel mit Gold gefunden, und statt selbigen nach Vorschrift des Gesetzes vom tresor trouvé des Königs Schatzmeister zu übergeben, ihn an Euch behalten und genutzt habt. Der solches wider Euch angezeigt und zu beweisen bereit, ist Uffo, den Ihr hier gegenwärtig sehet. Ob Ihr nun solches einzugestehen oder zu läugnen gemeint seid, — das begehrt' ich von Euch zu hören in gemessenen Worten, auf Befehl König Heinrich's, unsers gnädigsten Herrn."

„Es ist, Herr Oberrichter, wie Uffo angezeigt hat,“ antwortete Aylwin.

Erstaunen ob der Ruhe in Aylwin's Mienen und seines unumwundenen Geständnisses flog von Auge zu Auge. Der Oberrichter blieb dem allgemeinen Eindrucke nicht fremd. Er bedurfte einer Minute, sich zu sammeln. Dann sprach er weiter: „Und ist Euch wissend, Aylwin, Münzmeister von Winchester, mit welcher Strafe das Gesetz den Uebertreter heimsucht?“

„Mit der Strafe am Galgen,“ erwiederte Aylwin in unerschütterter Ruhe.

„So hab' ich Euch noch zu fragen, Aylwin, Münzmeister von Winchester,“ fuhr der Oberrichter fort, „was Ihr zu Eurer Rechtfertigung oder Vertheidigung vorzubringen im Stande oder gemeint seid, — und begehre ich von Euch,

solches zu thun in gemessenen Worten, auf Befehl König Heinrich's, unsers gnädigsten Herrn."

„Nichts, Herr Oberrichter,“ versetzte Aylwin, „als was Uffo Euch bereits gesagt haben wird.“

„Uffo hat wider Euch, nicht für Euch gezeugt,“ betonte der Oberrichter.

„So vergönnt,“ warf Aylwin ein, „daß ich zu meinem Schutze mich auf das Zeugniß dessen berufe, der zu meinem Verderben wider mich gezeugt hat. Ich glaube, das steht dem Angeklagten frei. Vergönnt, daß ich Uffo'n selbst befrage.“

„Ihr mögt es thun,“ erwiderte der Oberrichter, „doch nicht vergessen, daß Ihr es thut in Gegenwart König Heinrich's, unsers gnädigsten Herrn.“

Zu Uffo'n gewendet, auf dessen Stirn zwar der Entschluß stand, frech zu sein, der aber Aylwin's Blick nicht auszuhalten vermochte und erröthend den seinigen niederschlug, begann der Münzmeister: „Uffo, mein Stammgenosse und meiner Mutter Schwestersohn, da Ihr des Königs Oberrichter hinterbracht habt, daß ich vor sechszehn Jahren einen Beutel mit Gold gefunden, so entsinnt Ihr Euch wohl auch, bei welcher Gelegenheit ich Euch das vertraut habe?“

Uffo schwieg und Aylwin fuhr fort: „Ihr müßt die Frage mir verzeihen, Uffo; mein Gedächtniß fängt an, sein Alter zu fühlen und schwach zu werden; ich könnte in der Erinnerung mich irren. War's vielleicht vor sechs Jahren, als Ihr arm und heimiathlos nach Winchester kamt und ich Euch ein Haus und eine volle Wirthschaft schenkte?“

Uffo schwieg und Aylwin fuhr fort: „Nein, nein, Ihr habt ganz recht, damals war es nicht; es war drei Jahre später, als die Schergen Euch Haus und Hof genommen und Ihr mit Weib und Kind zu mir kamet, daß ich Euch Nahrung und Obdach gäbe, und ich Euch und Euerm Weib und Euern Kindern Beides gab, wie es eines Blutsverwandten Pflicht ist.“

Uffo schwieg, sich die Lippen beißend, und nach kurzer Pause fuhr Aylwin fort: „Auch damals nicht? — So muß es verwichenes Jahr gewesen sein, als Ihr wegen Schuld im Kerker lagt, ich Euch die Kiegel öffnete, Euch zurück zu Weib und Kindern führte, Euer Weib und Eure Kinder, ohne daß ich's hindern konnte, mir den Staub von den Füßen küßten und Ihr bei Sankt Swithin schwuret, daß Ihr den Liebesdienst mir nie vergessen, von Stunde an ein arbeitsamer Mann werden und mir durch That beweisen woltet, daß meiner Mutter Schwestersohn kein undankbarer Mensch sei.“

Uffo's Lippen zuckten, sein ganzer Körper bebte; aber er schwieg und langsam sprach Aylwin weiter: „Also auch damals war es nicht? — So weiß mein Gedächtniß nur noch eine Möglichkeit, Uffo. Ihr wart vorgestern einer der Ersten, die mir Glück wünschten, daß Gott und die Heiligen sich meiner erbarmt; Ihr bracht das Brot in meinem Hause und trankt den Wein an meinem Tische, was der schlechteste Sachse nicht zu thun wagt, wenn er schlecht genug, Verrath zu spinnen; und als ich in der Dämmerung meinen Mantel nahm und nach der Kirche ging —“

„Ihr redet, was nicht hierher gehört,“ fiel der Ober-richter ein. „Uffo hat keine Verbindlichkeit, Euch zu erin-nern, wo und wann Ihr ihm von dem gefundenen Beutel gesagt; er ist auch nicht gehalten und kann nicht gezwungen werden, wider sich selbst zu zeugen. Ihr aber, Aylwin, Münzmeister von Winchester, seid geständig, einen Beutel mit Gold gefunden und an Euch behalten, Euch angemast zu haben, was des Königs war, und seid geständig, zu wissen, daß Ihr dadurch ein Todesverbrechen begangen. Was Ihr nun meintet, daß Uffo als zu Eurer Rechtfertigung oder Vertheidigung gereichend mir gesagt haben werde, — da Uffo schweigt, sagt es selbst, und daß Ihr solches ungesäumt thuet in gemessenen Worten, begehre ich von Euch auf Befehl König Heinrich's, unsers gnädigsten Herrn.“

„Ihr habt sehr recht, Herr Obergericht,“ versetzte Aylwin; „da Uffo schweigt, muß ich selber für mich reden. Ich glaubte aber, es würde bessern Glauben verdienen, wenn er mit seinen eigenen Lippen erzählte, daß er vorgestern in der Dämmerung mir nachgeschlichen, meine Beichte behorcht, in der ich meine Schuld bekannt, und dann Euch, Herr Obergericht, mein Geheimniß hinterbracht. Denn daß er nur auf jene Weise es erfahren hat, dessen bin ich so gewiß, als daß mein Weib ihr Wissen mit ins Grab genommen, daß bis zum Augenblicke meiner Beichte mein Mund stumm gewesen, und daß der Geistliche, dem ich gebeichtet, nicht gegen Uffo'n das Siegel gebrochen hat. Daher meinte ich, Uffo habe auch erlauscht und erforscht, daß ich den Beutel sammt allem Golde, das

darin war, als ich ihn fand, und sammt den Zinsen, die es seitdem getragen haben würde, meinem Beichtiger übergeben, damit er ihn dem Schatzmeister des Klosters brächte und vom Altar aus Aufforderung erginge, daß der ihn in Empfang nehme, dem er gehört. Und dadurch, sagte der heilige Vater, habe ich nicht bloß mein Gewissen erleichtert, sondern auch der Strafe des Gesetzes vorgebeugt."

„Das Erste mag sein, das Letzte steht zu bezweifeln,“ lächelte der Obergericht; „jedenfalls könnt Ihr die Wahrheit Eurer Rede durch den Empfangsschein Eures Beichtigers oder des Kloster-Schatzmeisters darthun?“

Betroffen sah Aylwin den Fragenden an und erst nach minutenlanger Pause sagte er: „Einen Empfangsschein habe ich nicht.“

Da zuckte Hohn um den Mund des Obergerichters, indem er ausrief: „Keinen Empfangsschein habt Ihr? Seit wann ist Aylwin, der kluge Münzmeister, so unvorsichtig, Geld ohne Empfangsschein zu zahlen?“

„Seit ich nicht zweifeln kann und nicht zweifeln will,“ versetzte Aylwin, „daß fremdes Gut unverloren ist in den Händen der geweihten Diener Gottes. Schickt aber, wenn der Beweis so dringend, zu den frommen Mönchen der Sankt Swithin's Priorei und laßt den Bruder Wilhelm anherbescheiden. So nannte sich der heilige Vater, dem ich gebeichtet und den Beutel mit Gold übergeben.“

„Lebt in Sankt Swithin's Priorei ein Mönch dieses Namens, Herr Kanzler?“ fragte der Obergericht den Bischof von Winchester.

Langsam erhob sich der ehrwürdige Mann und nach tiefer Verbeugung sprach er feierlich: „König Heinrich! Die Gnade Gottes wachst sichtbar über Aylwin, Euern treuen Münzmeister. Ich bin der Bruder Wilhelm, dem er gebeichtet und das Gold vertraut hat.“

Hohn und Lächeln schwanden aus den Zügen des Oberrichters, als der König mit stechendem Blicke ihm zurief: „Wie nun weiter, Herr Obergericht?“

Aber schnell gefaßt antwortete er: „König Heinrich! Das Bekenntniß Eures Kanzlers beweist, daß Aylwin die Wahrheit geredet; doch von der Strafe des Gesetzes befreit es ihn nicht; denn wie Euch wohl wissend, König Heinrich, besagt das Gesetz, daß der Strafe nur ledig gehen solle, wer, nachdem er sich angemacht, was des Königs, es dem rechtmäßigen Eigenthümer zurückerstattet. Bis der also gefunden worden“ —

„Er ist's!“ unterbrach der Kanzler, und einem Blitze ähnlich zuckten die Worte durch die Versammlung. „Der Eigenthümer des Beutels ist gefunden, König Heinrich! In Euerm Kanzler steht er vor Euch.“ Und einen Beutel hervorziehend und ihn dem Könige überreichend, fuhr der Kanzler fort: „Dies ist der Beutel, den ich verloren vor sechszehn Jahren um die Zeit des heiligen Pfingstfestes, als Euer Befehl mir ungesäumten Aufbruch nach der Normandie geboten, ich spät am Abende die Hofburg verlassen, erst auf dem Schiffe den Verlust wahrte, und meinend, der Beutel sei mir in die See entfallen, wie ich aus dem schaukelnden Boote das Schiff bestieg, jede Kundmachung unterließ. Und

dies ist der Beutel, den Aylwin, in der Verhüllung mich nicht erkennend, mir ehegestern übergeben, sammt dem Golde, soviel dessen darin war, als ich ihn verlor, und sammt den Zinsen, soviel es mir deren nach dem Gesetze des Reichs getragen haben würde. Und daß der Beutel, den Aylwin gefunden, derselbe, den ich verloren, und daß ich Eigenthümer des verlorenen gewesen, das bezeugen die am innern Rande eingestickten Anfangsbuchstaben meines Namens.“

Ohne an den Worten des Kanzlers zu zweifeln, betrachtete der König die eingestickten Buchstaben, reichte den Beutel zurück und sagte: „Es ist, wie Ihr angebt; wir erkennen den Beutel für Euer Eigenthum.“ Dann sich wendend, fragte er in einem Tone, der den Angeredeten beben machte: „Wie nun weiter, Herr Oberrichter?“

Dieser stand gebeugt und schweigend, und während Aller Blicke auf ihm und dem Könige hafteten, schien in Aller Brust kein Athem zu sein. Da sprach der König: „Wir begehren nicht, Herr Oberrichter, daß Ihr Uffo'n fraget, wer ihn gedungen zum Späher gegen seinen Wohltäter; wir haben nie von Euch begehret, daß Ihr Späher aussendet, sich an die Fersen unserer Unterthanen zu hängen, um Euch und durch Euch uns zu hinterbringen, wessen sie in heiliger Beichte sich schuldig bekennen; wir wollen es aber auch nicht dulden, daß einer unserer Diener, wie hoch oder niedrig er stehe, das Recht, das Gott geschaffen, und das Gesetz, das wir gegeben, zum Deckmantel seiner Leidenschaften mache. So weit die Grenzen unserer Reiche gehen, für Normannen wie für Sachsen, sei Ein Gott, Ein Recht und Ein König.



Ahlwin ist frei von jeder Schuld, und wollt Ihr, Herr Bischof, vielleicht schon morgen nach Eurer Abtei Malmesbury Euch begeben, so sorgt dafür, daß Uffo Euch begleite; er selbst mag sorgen, wenn sein Hals ihm lieb ist, daß er in unserm Reiche sich anderswo nie betreten lasse. Die Sitzung ist aufgehoben, und Euch alle, edle Ritter und Thane, und auch Euch, Ahlwin, sammt Eurer Tochter, erwarten wir diesen Abend an unserm Hofe."

\* \* \*

Bläß und schüchtern schritt Ethelinde, von ihrem Vater gefolgt, an der Hand König Heinrich's durch die glänzende Versammlung und beugte, niedergeschlagenen Auges, vor Königin Adelais das Knie. Als aber die hohe Frau ihr mit sanfter Stimme geboten, aufzustehen, und Ethelinde sich aufrichtend zur Seite der Königin den Ritter Amaury erblickte, — da farbte ein rasches Roth ihre bleichen Wangen und die Königin selbst empfand, daß in diesem Momente die Krone der Schönheit der bebenden Jungfrau gehörte.

„Löset jetzt das Wort, Königin Adelais,“ begann der König, „welches unsere in Gott ruhende Gemahlin Mathilde der Tochter Ahlwin's, unsers Münzmeisters von Winchester, verpfändete, als ein Zufall es gefügt, daß sein Weib in der Abtei Romsey eines Kindes genas und Königin Mathilde es aus der Taufe hob. Sie gelobte, Sorge zu tragen für das Kind, wenn es der Sorge einer zweiten Mutter bedürfen werde, und solcher Fürsorge bedarf jetzt Ethelinde; denn wo es die Wahl des Gatten gilt, sieht das Auge der Mutter schärfer als das Auge des Vaters, und daß der Vater Eure

Wahl gut heißen wird, dessen sind wir von unserm Münzmeister im voraus versichert. Ritter und Thane!" fuhr der König mit gehobener Stimme fort, „Ethelinde, unser treuen Münzmeisters von Winchester eheliche Tochter, wurde durch das Sakrament der heiligen Taufe unserer in Gott ruhenden Gemahlin Mathilde und durch sie uns, Euerm Könige, verwandt. Dem Adligsten unter Euch ist Ethelinde ebenbürtig.“

Knieend zu den Füßen des Königs wurden Amaury's und Ethelinden's Hände von Königin Adelais ineinander gelegt und empfingen die Liebenden den Segen des Vaters. Nachdem aber der Bischof von Winchester schon an einem der folgenden Tage den Bund in der Kathedrale geweiht, ließ Aylwin in Sanct Swithin's Priorei sich zum Mönche einkleiden, und bald nachdem er hier als Prior gestorben war, ließen die Mönche, wie sich das Alles begeben, von Stephan, dem berühmten Kalligraphen der Abtei Hyde, mit goldenen Buchstaben auf Pergament schreiben.

Von Königin Adelais befehligt, brachte Samson de Nanteuil die ganze Begebenheit in ein Fabliau, den er die drei Kummernisse des habfüchtigen Oerrichters benannte und der zum Gedächtnisse Bischof Roger's lange gesungen worden ist in England und in der Normandie.

Daß aber Alles wirklich so geschehen, wie es in deutschen Worten hier erzählt steht, — das ist noch heutigen Tages zu lesen in der alten Chronik der ehrwürdigen Stadt Winchester.

---

# Das getheilte Herz.

---

N o v e l l e

von

Elise Ehrhardt.

---

Revidirt und aus den nachgelassenen Papieren der Verfasserin  
herausgegeben von Dr. Fr. Volger.

---

Der letzte Tag des Carnevals im Jahre 18.. wurde in dem Palaste des Marchese Francesco di Capello zu Florenz auf das Glänzendste gefeiert. In dem schönen, mit den Gemälden der besten Meister gezierten Salon warfen blitzende Kronleuchter ihren tausendfarbigen Schimmer auf die zahlreiche Versammlung von Gästen, welche nach dem Tacte der Musik leicht dahin wogten oder auf anmuthigen Ruhepunkten der köstlichen Erfrischungen genossen, deren balsamische Düfte die Luft durchwürzten. Fast geblendet irrte das Auge des Zuschauers umher, denn zu viele der schönen Gestalten, zu viele der prächtigen Costüms, der Perlengewinde und funkelnden Diademe schwebten in reizender Mannigfaltigkeit durcheinander. So wie aber die unzählbaren Sterne am Morgenhimmel erbleichen vor der Köni-

gin des Tages, so wurde auch diese glänzende Versammlung verdunkelt, als unter Trompetenschall die Flügelthüren aufrauschten, und die schöne Nichte des Marchese, Julia di Capello, am Arme ihres Oheims in den Saal trat. Sie war in jedem Sinne die Königin des heutigen Festes; denn sie feierte ihren achtzehnten Geburtstag; auch ging die Rede, sie werde heute den langersehnten Ausspruch thun, einem ihrer zahlreichen Bewerber ihre Hand reichen, und als Braut der Gesellschaft vorgestellt werden. Auf wen aber ihre Wahl fallen, wer der glückliche Auserkorene sein werde? — Diese Frage beschäftigte im Stillen den Scharfsinn der Gesellschaft wie ein schweres Räthsel, und zog auf manche schöne Stirn die Furchen des vergeblichen Grübelns. Denn (um beim ersten Bilde zu bleiben) wie die Sonne ringsum in ihrer Sphäre Licht und Wärme verbreitet, die hohe Ceder und die niedere Wucherpflanze bescheint, und Bösen wie Guten lächelt, so hatte bis jetzt die schöne Julia der ganzen Welt das blühende Antlitz zugewendet, und den hellen Blick ihres Strahlenauges mit dem Ausdrucke des allgemeinen Wohlwollens und fröhlichen Lebensgenusses von einem Gegenstande zum andern schweifen lassen. Mit den meisten ihrer Anbeter trieb sie ein harmloses Spiel, und duldete sie nur in ihrer Nähe, um sich in kindlichem Muthwillen an ihren possirlichen Geberden zu ergötzen. Wie Lilli in ihrem Park, so herrschte Julia in ihren Umgebungen über eine wunderliche Menagerie, in welcher es auch weder an dem brummen- den Bär, noch an einem edlen Löwenpaar fehlte. Der Bär stellte sich dar in der wohlbeleibten Person eines benachbarten Mar-

chese Signor Pedrillo, welcher der Ahnen und der Jahre viele zählte, mit dem Oheim Schach spielte, und mit steifem Kleide und gravitatischem Anstande das Amt eines lustigen Raths bei der Königin seines Herzens verwaltete. Das Löwenpaar aber bestand aus einem jungen Grafen, der die heimatlichen Fluren des heitern Elsaß auf einige Zeit mit der Fremde vertauscht hatte, um alle Schönheiten und Annehmlichkeiten der Welt auf Reisen kennen zu lernen, und aus einem jungen korsikanischen Edelmann, den die herrlichen Kunstschätze von Florenz an diesen Ort gezogen hatten. Beide junge Männer standen einander gleich an edler Abkunft, an glänzenden Glücksgütern, beide blühten in der Fülle stolzer Kraft und männlicher Schönheit, wirklich, es hätte die Liebesgöttin selbst in Verlegenheit setzen müssen, wem von beiden sie den Preis zuerkennen sollte. Denn war auch der Graf Victor mit der hochschlanken Gestalt und dem regelmäßig gebildeten, von braunem Ringelhaar umlochten Profil, dem Apollo ähnlicher als sein Freund und Nebenbuhler, Fernando, dessen etwas scharfer gezeichnete Gesichtszüge und weniger imponirende Gestalt ihn neben dem Grafen scheinbar im Schatten stellte, so durfte man doch nur ein wenig näher treten, nur sehen, welche ein Geist aus dem schwarzen Feuerauge leuchtete, welche ein natürlicher Adel, welche eine Würde und Verachtung alles Schlechten auf der hohen Stirn unter dem schwarzen Lockenbusch, der sie beschattete, thronte; so durfte man ihn nur reden hören mit der vollen wohlklingenden Stimme, mit der edlen Maßigung, die weniger sagt, als verschweigt, — um die Wage

der Liebenswürdigkeit zwischen diesen beiden Verehrern der schönen Julia schwanken zu sehen.

Auf diese zwei interessanten jungen Männer war am heutigen Abende die allgemeine Aufmerksamkeit vorzüglich gerichtet, weil man aus guten Gründen vermuthete, Einen von ihnen würde Juliens Wahl beglücken. Und obwohl manche äußere Umstände und Familienverhältnisse den Grafen Victor mehr zu begünstigen schienen, so wollten doch scharfsichtige Personen behaupten, Fernando allein habe Juliens Herz gewonnen; auch liebe sie ihr Vaterland zu sehr, um es mit des Grafen ferner Heimath zu vertauschen. Kurz — Fernando war der allgemein Beneidete, und der leise Zug beglückter Hoffnung, der um seinen Mund schwebte, erhob die Vermuthung beinahe zur Gewißheit.

Julia hatte an Victor's Arm den Ball eröffnet, und indem sie nach beendigter Polonaise an der Hand ihres Tänzers auf Fernando zueilte, den schönen Nacken vor ihm neigte, um aus seiner Hand den aufbewahrten Shawl zu empfangen, entfiel ihrem Halse eine goldene Kette. Beide Nebenbuhler bückten sich sie aufzuheben, als eine breite Fleischhand plötzlich zwischen sie fuhr und das Kleinod erschnappte. Signor Bedrillo hielt triumphirend die Kette hoch empor, woran ein kunstreich gearbeitetes, goldenes Herz mit zwei Rubinflammen schwebte. Das schmunzelnde Angesicht des glücklichen Eroberers glänzte behaglich wie der Vollmond, und er schwur bei allen Huldgöttinnen, die erbeutete Trophäe nicht ohne Lösegeld aus seiner Hand zu geben.

„Ei, Signor Pedrillo! wie könnt Ihr so unritterlich verfahren, und mitten im tiefen Frieden Kriegsbrecht geltend machen?“ sagte Julia; „geschwind, gebt mir mein Eigenthum zurück; Ihr spielt damit eine schlechte Positur, die Euch Nachtheil in meiner Gunst bringen möchte.“

Und mit der rasch gebietenden Bewegung, die ihr so schön stand, streckte Julia die rothige Spitze ihres Zeigefingers nach der Kette aus, und Signor Pedrillo wagte keinen weitem Einwand.

„Wie wäre es aber,“ fuhr Julia fort, indem sie die Kette spielend zwischen den Fingern hingleiten ließ, „wie wäre es, wenn ich das Kleinod, das ich nicht mehr tragen mag, weil es mir untreu wurde, gegen eine Bedingung an einen dieser drei Herren verschenke?“

Die drei Herren horchten hoch auf, Signor Pedrillo hielt mit vorgestrecktem Kopfe das Ohr hin; Graf Victor lächelte ein wenig ironisch; Fernando's Auge hing brennend am Munde der holden Gebieterin.

„Ich sah einmal,“ hob Julia an, „am Feste der heiligen Rosalia in dem ihr geweihten Kloster einen Paradiesvogel, und ich kann mir nichts lieblicheres denken, als wenn solch ein niedlicher Sylphe sein glänzendes Gefieder auf schwanken Stäbchen wiegt; wer mir einen solchen Vogel bringt, soll zur Belohnung diese Kette erhalten. Ich werde während der Fasten mit dem Oheim verreisen, und erst am ersten Ostertage werden wir uns wiedersehen; wer mir dann statt des schönen Eies den schönen Vogel bringt, der — trage meine Kette. Für Graf Victor hätte ich dabei noch

eine kleine Klausel,“ setzte sie leicht scherzend hinzu, indem sie Fernando die Hand zum eben beginnenden Walzer reichte; „ich bedinge, daß derselbe bis zum abgelaufenen Termine ein kleines Geheimniß verschweige.“ — Mit süßem Lächeln schwebte sie an Fernando's Arme dahin, der, sie so umfangen haltend, bald die letzten, ihn ein wenig kränkenden Worte vergaß, und sich den glücklichsten der Sterblichen träumte.

So entschwanden die Stunden dieser Nacht in wonnigem Taumel; aber die allgemeine Erwartung blieb unbefriedigt; und wie das flammende Herz an der Kette, schien Julia in getheilter Neigung zu schwanken, und es blieb sogar noch zweifelhaft, ob der Paradiesvogel, falls er aufgefunden würde, das Spiel in Ernst verwandeln, oder nur zum neuen Spiele ihrer Laune dienen sollte.

---

Glockengeläute und Posaumentöne verkündeten den Ostermorgen. Der üppigste Frühling, den die aufgehende Sonne bestrahlte, verherrlichte das Fest der Auferstehung, und erwärmte selbst kalte Herzen mit den Gefühlen der alles belebenden Liebe und Unsterblichkeit.

Julia schaute im weißen Morgengewande, rosig wie der schöne Morgen, aus dem Fenster ihres Schlafgemachs über den Platz hin, horchend dem Glockengeläute, hingegenben einer weichen, wehmüthigen Rührung, die ihr im Laufe der letzten Jahre fast fremd geworden war. Die Frühlinge ihrer Kindheit, die Ostermorgen, die sie vormals mit dem Kusse einer frommen Mutter erweckten, die heiligen Schauer,



die sie damals empfand, wenn die Mutter in frommer Stührung ihr erzählte von dem Ursprunge des hohen Festes, und sie im Geiste hinführte zu dem leeren Grabe des auferstandenen Welterlösers, strichen jetzt leise in der wehenden Morgenluft an ihr vorüber; und die Fülle aller irdischen Glückseligkeit, die Vergötterung ihrer Schönheit, die Schuldigungen, die ihr so verschwenderisch dargebracht wurden, erschienen ihr wie ein schaales Possenspiel gegen die paradiesischen Freuden, die ihr Gemüth in jenen vergangenen Tagen so rein, so allgenügend erfüllten. Eine Thräne entfiel ihrem Auge, und — o daß sie ihren Engel gesehen hätte, der warnend in dem säuselnden Lüftchen sie umschwebte, und die Thräne von ihrer Wange küßte! —

Bettina, die Jose, unterbrach ihren Gedankengang; sie steckte lauschend das Köpfschen durch die leise geöffnete Thür, und als sie die Gebieterin nicht nur erwacht, sondern schon aufgestanden am offenen Fenster erblickte, verkündigte sie voller Freude, daß bereits in aller Frühe eine Menge der wunderschönsten Oftergeschenke für Signora eingelaufen wären, und ihrer im Vorzimmer harrten. Während Bettina noch redete, rief eine wunderbarlich schnarrende Stimme zu wiederholten Malen: *Mia Cara! mia Cara!* — Julias vorige Wehmuth verwandelte sich plötzlich in lautes Lachen, als Bettina die Thür weit öffnete, und ein grünlich-grauer Papagei im goldigglänzenden Käfig ihr den süßen Morgengruß entgegen krächzte. „Signor Pedrillo!“ rief sie endlich, sich vom Lachen erholend, — „Signor Pedrillo, wie er leibt und lebt! Laß doch sehen mit welcher

finnreichen Devise er seinen herrlichen Paradiesvogel ausstattete? —“ und sie löste das rostige Brieflein vom Halse des Schwägers und las:

„Das Paradies ist zwar verloren, aber ein Echo aus demselben ist die Stimme eines treuliebenden Herzens. „Denke Du, Göttin, des meinigen, bei der mangelhaften Gabe „des Dich anbetenden Gebers, denke, daß der arme gefangene „Vogel mit seinem nie ermüdenden Wahlspruch das getreue „Conterfei desselben ist.“

Das vorige Lachen kehrte wieder. „So albern, als gut gemeint,“ scherzte Julia; „nun, sei mir willkommen, Du grauer Freund, Du trolliger Schwäger; magst immerhin hier im Vorzimmer haufen, und bisweilen mir die lange Weile vertreiben!“ Mit leichtem Blicke überflog sie nun die übrigen Spenden, — die köstlichen, mit den schönsten Blumen gezierten Vasen, die Armbänder, die Busennadeln und den andern aus den Blüthen des Steinreichs geformten Schmuck, die ätherischen Wohlgerüche, welche ihr aus Krystallfläschchen und zierlichen Opferschälchen entgegendufteten, und worin sich der Sinn der verschiedenen Geber auf die mannigfaltigste Weise aussprach. Julia aber suchte nur eine Gabe unter den vielen, den Paradiesvogel, und diesen schien sie vergebens zu suchen. Wie, sollte er nicht aufzufinden, oder sollten die Preisbewerber so lau, so nachlässig gewesen sein? — Endlich fiel ihr Blick auf ein zierliches, aus Mahagonyholze gefertigtes Kästchen, welches etwas entfernt von den übrigen Geschenken am Ende der Tafel stand. Schon drehte sie das goldene Schlüsselchen, welches

das Kästchen verschloß, als sie auf dem Deckel desselben die zierlich eingegrabene Worte las:

„Nur die Kunst blieb uns, als aus der Natur das Paradies verschwand.“

„Julia öffnete das Kästchen, und hob den schönsten Paradiesvogel, wie er als seltenes Kunstproduct bisweilen zum Haarschmuck hoher Frauen dient, daraus hervor. Bettina brach in unerschöpfliches Lob des köstlichen Geschenkes aus, Julia aber erblaßte ein wenig und sprach leiser vor sich hin: Victor! Du bietest mir ein kaltes, todttes Scheinbild statt des frischen, warmen Lebens? Ach, ich kann mich dieser Gabe nicht freuen, — doch — ich will Dich nicht betrüben! —

Ein Bedienter meldete in diesem Augenblicke Signor Fernando, und der Willkommene trat unverzüglich ein. Eine stillverhaltene Freude übergieß seine Wangen mit einer ihnen sonst fremden Röthe, und gab seinem ganzen Wesen eine unwiderstehliche zauberische Anmuth. Auch Julia erröthete, indem sie ein wenig verlegen den künstlichen Paradiesvogel in sein Behältniß zurückschob, ohne ihn dem Freunde zu zeigen. Fernando's Scharfblicke aber entging weder der Inhalt des Mahagonykästchens, noch der graue Hausfreund im goldenen Käfig; und, ein triumphirendes Lächeln unterdrückend, nahm er den am Eingange harrenden Diener einen blühenden Granatbaum ab, auf dessen Zweigen sich im goldenen Reif der schönste der gefiederten Erdbewohner wiegte. Ja, dies war die lebensvolle Farbenpracht, der geschmeidige Gliederbau, die glänzende Krone, der königliche

Schweif des ächten Paradiesvogels, wie ihn Julia im Kloster der heiligen Rosalia gesehen, und sie stand beschämt, in sprachloser Ueberraschung vor dem glücklichen Geber da, der sich stumm vor ihr neigte, und seine glühenden Lippen auf ihre Hand drückte. „D laß mich nun Deine Kette tragen!“ sagte er leise, innig flehend, als Bettina sich entfernt hatte; „nur wenn Du mich bindest, bin ich frei, bin ich mir selbst wiedergegeben.“ In banger Beklommenheit hob sich Julia's Busen; o mit diesem Manne, mit seiner ernstesten Leidenschaft, mit seiner innigen wahren Liebe zu ihr, hatte sie zu spielen gewagt! Noch nie war er ihr so schön erschienen, noch nie hatte sie so entschieden gefühlt, wie theuer er ihr war, als in diesen Augenblicken. Indem sie in der peinlichsten Verlegenheit schwieg und keine Antwort finden konnte, trat Graf Victor ein, einen etwas finstern Blick auf den Granatbaum und auf Fernando werfend. Doch faßte er sich sogleich, wendete sich mit der feinen Art des Weltmanns zu Julien, und sagte, ihr die Hand küssend:

„Verzeihung, Julia, daß ich es wage, ohne befriedigende Lösung Deiner Aufgabe vor Dir zu erscheinen. In Deiner Nähe ist das Paradies, und selbst das unbedeutendste Wesen wird zum glücklichen Bewohner desselben, sobald es Dir nahe sein darf. D darum nimm nun endlich Dein strenges Verbot zurück; gebiete mir nicht länger, das süßeste Geheimniß in meiner Brust zu verschließen! Ja, geliebte Julia,“ fuhr er dringender fort, als die Betroffene den Blick zum Boden senkte, „laß mich es heute laut sagen, daß ich durch den Besitz Deiner Hand, die Du mir am Morgen

Deines Geburtstages in Gegenwart des Oheims reichste, der Glückliche der Sterblichen werden soll.“

Eine unheimliche Stille, nur von dem schnarrenden Wahlpruch des Papagaies unterbrochen, folgte auf Victor's Erklärung. Doch faßte sich Julia bald, und von der ängstlichen Betroffenheit, die ihrem Wesen fremd war, schnell zu ihrer natürlichen Leichtigkeit überspringend, nahm sie das Wort:

„Es ist nicht schön von Euch, Graf Victor, mein Verbot so willkürlich zu übertreten, und unsere Verlobung früher bekannt zu machen als ich es Euch erlaubte. Doch, da es nun einmal geschehen ist, so macht es mir Freude, den ersten Glückwunsch von unserm Freunde Fernando zu empfangen. Was aber soll nun aus meiner Kette werden?“ fuhr sie nach einer gespannten Pause fort, „die als Preis eines ritterlichen Spieles nichts mit dem ernstesten Verlobungsringe gemein hat, und um welche drei Bewerber in die Schranken traten? Zwar Signor Pedrillo bescheidet sich selbst, daß sein Papagai kein Paradiesvogel sei, — allein Victor und Fernando übertrafen meine Erwartungen, und machen es mir durch zweifache Lösung meiner Aufgabe fast unmöglich, einem von ihnen den Preis darzureichen.“

Da trat Fernando, der bis jetzt einer Bildsäule gleich am Fensterbogen lehnte, plötzlich vor, heftete den dunkelglühenden Blick fest auf Julien und sagte:

„Nicht so, Julia! keine Unwahrheit! mir gehört die

Kette, und keine Macht der Erde soll diesen Preis mir freitig machen."

„Es sei,“ entgegnete Victor, „reiche ihm die Kette, die er so ungestüm fordert, mir gieb das Herz; theile auf diese Weise den Preis, und beide Bewerber werden zufrieden sein.“

„Das Herz läßt sich von der Kette nicht trennen,“ versetzte Julia, und zog das Kleinod aus einem Schmuckkästchen hervor, „es ist beides nur ein Stück — sehet selbst!“

„Und es ist mein,“ sprach Fernando im vorigen entschiedenen Tone.

„Laßt das Spiel nicht zu ernst werden!“ wendete sich Julia bittend zu Victor, „seid großmüthiger als Euer Gegner, und entsagt einem Ansprüche, der — —“

„So wird meine Gabe verachtet?“ unterbrach sie Victor empfindlich, „und der heutige Tag, den ich mir so selig träumte, soll ein unglücklicher für mich sein?“

Julia sah ihn eine Minute sprachlos an, als wollte sie sich aus einem Irrthum zurechtfinden. „Ich merke,“ sagte sie dann mit ungewöhnlichem Ernst, „Ihr seid ein wenig engherzig, und der Verlobungsring, den Ihr da am Finger tragt, muß von geringem Werthe für Euch sein, da Ihr neben ihm eine Spielerei so hoch in Anschlag bringt. Damit uns Allen aber dieses Spielzeug keinen weitem Verdruß mache,“ setzte sie rasch mit scharfem Ton hinzu, „so — sei es zerbrochen!“ Und schnell ergriff sie die Kette, löste ein Gelenk derselben, faßte dann das künstlich zart gearbeitete Herz, und brach es mit zitternder Hand, gerade in dem Spalt der

Mitte in zwei gleiche Hälften. „So!“ sprach sie mit der aufloodernden Freude des Zornes, dem die Beschämung der Gegner gelang, „so! ihr selbstsüchtigen Männer, die ihr aus der unschuldigsten Blume des Frohsinns Gift und Galle bereitet, nehmt das zerbrochene Herz — der Preis ist getheilt, das Spiel ist aus!“

Mit der Geberde des Unwillens reichte sie den beiden Nebenbuhlern das getheilte Kleinod, und wollte sich hinweg begeben.

„Noch ein Wort, Julia!“ sprach Fernando, ihr den Weg vertretend, und seine Stimme war ernst und gebietend, wie die richtende Nemesis, „wohl sprichst Du wahr, das Spiel ist aus! aber treulos, falsch hast Du gespielt — um das Glück des Lebens, um das Vertrauen zu den Menschen, um mein besseres Selbst hast Du mich betrogen. Diesem verlobtest Du Herz und Hand, während Du mich mit holder Rede und süßem Blick der Gunst in Hoffnungen einwiegest. Gedenke des letzten Carnevalsabends — und erröthe vor solcher Falschheit! Habe Dank, schöne Schlange, für das getheilte Herz — es soll nie von mir weichen, es soll mich ewig — ewig erinnern, wie schwankend, wie gehaltlos, wie verächtlich — —“

„Halt ein, Rasender!“ unterbrach ihn Victor, die Hand an seinen Degen legend; „solche Schmähungen —“

„Nicht wahr, die fordern Blut?“ lächelte grimmig Fernando; „ich stehe zu Diensten, aber nicht hier, nicht an diesem Festtage, es wird sich ja eine gelegenerere Stunde finden.“

„So tödtet jetzt Julien nicht durch Eure Gegenwart,“ versetzte Victor, indem er die ohnmächtig Hinfinkende im Sopha niederlegte und die Klingel zog.

Mit scheinbarer Kälte sprach Fernando: „Auf Wiedersehn!“ und verließ das Zimmer.

„Wo ist der Furchtbare?“ fragte Julia, als sie unter Bettina's Hülfeleistungen aus der Ohnmacht erwachte.

„Vergiß den Wahnsinnigen,“ erwiderte begütigend Graf Victor, er leidet wirklich zuweilen an Geistesverwirrung. „Wohl uns, wenn wir erst an den Ufern des Rheins vor seinem Anblicke gesichert sind. Erhole Dich, geliebte Julia!“

Julia aber sah schüchtern im Zimmer umher und schauderte als sie den Paradiesvogel gewahrte, der im Winkel sein Gefieder sträubte und leise Klagetöne hören ließ. Sie pflegte sein auf das sorgfältigste, doch nach wenigen Tagen war er todt. — Fernando ließ nichts weiter von sich hören; er war noch am ersten Ostertage von Florenz abgereist.

---

Wer ergründet die Tiefen des Herzens? wer entfaltet bis auf den zart verhüllten Kelch die Blüthe eines weiblichen Gemüths? Oft wird diese Blüthe leicht und flach, die Beute der ersten erwachenden Neigung; oft bleibt sie lebenslang nur Knospe, wenn sie unentwickelt von der Hand der Alltäglichkeit gebrochen wird. Seltener erschließt sich die Rose für den einen Sonnenstrahl, der ihr Entzücken und ihr Schmerz ist, der ihr Leben und Tod giebt.



Auch *Julien* war als Naturgabe ein zart- und tief-führendes Herz geworden, welches, bis in ihr zehntes Jahr durch die Liebe einer frommen Mutter genährt und gebildet, sich noch immer unverkennbar in ihrem schönen, seelenvollen Auge spiegelte. Aber der frühe Verlust ihrer Mutter, ihre sich so ausgezeichnet entwickelnde Schönheit, der glänzende Ueberfluß, worüber sie im Hause ihres Oheims zu gebieten hatte, der Hof von Anbetern und Schmeichlern, der sie umlagerte, mit einem Worte: der Inbegriff alles Eiteln umspann wie ein häßliches Insect sie mit falschen Netzen, in denen ihre reine Eigenthümlichkeit verloren ging. Wie konnte die Krone der reinen Weiblichkeit, die demüthige, sich selbst-opfernde Liebe ein Wesen schmücken, welches gewohnt war sich als das strahlende Centrum der es umgebenden Welt zu betrachten? — Nur frostige Selbstliebe leitete ihre Handlungen und gab ihrem Character jene Unentschiedenheit und Halbheit, die sich mehr von äußern Anregungen als von innerer Willenskraft leiten läßt. Und so wurde sie daher auch mehr durch ein Gewebe von Zufälligkeiten als durch die freie Herzenswahl bestimmt, sich für Graf *Victor* zu erklären, und den bindenden Verlobungsring an jenem Morgen von ihm anzunehmen. Sie erfüllte durch diese glänzende Verbindung die Wünsche ihrer Familie, und auch ihre eignen hatten nichts Bedeutendes dagegen einzuwenden, denn *Victor* war ein schöner, angenehmer Mann.

Ob ihn selbst, den vielseitig Gebildeten, den durch den Wechselreiz jedes Lebensgenusses Verwöhnten, wahre, reine Liebe für *Julia* beseeelte? oder ob mehr die kluge Lebens-

ansicht des kühlen Weltmanns bei seiner Werbung ihn leitete? — Diese Frage war, eben bei dem hohen Grade von Bildung, welchen der Graf besaß, schwer zu entscheiden. In dessen fühlte sich Julia glücklich in ihrer getroffenen Wahl. Nur ein Wesen war es, in dessen Nähe es ihr zuweilen vorkam als müsse sie aus einem langen Traume erwachen. Wenn Fernando's Blick dem ihrigen begegnete, wenn sie unerwartet seine Stimme hörte, durchlief ein heimlicher Schauer ihr Innerstes. Sie fühlte, daß er sie liebte, ernster, wahrer liebte als alle die Andern, die ihr von Liebe vorplauderten und sie damit amüßten. Mit Fernando allein wagte sie nicht Scherz und Kurzweil zu treiben, bis an jenen Abend, wo sie dennoch ein Einfall hinriß, ihn mit in eine Aufgabe zu verflechten, mit der sie eigentlich nur Signor Pedrillo necken wollte, wiewohl sie dabei auch bezweckte, ihre öffentliche Verlobung mit dem Grafen noch um einige Wochen zu verschieben. Erst bei der Lösung ihrer Aufgabe, erst an dem Ostermorgen, der ihr Schicksal entschied, erkannte sie die Tiefe, die Gluth einer Leidenschaft, mit der sie bisher getändelt hatte, wie das Kind mit der Flamme, und es gehörte ihr leichter Sinn und der neue Zauber eines beglückten Brautstandes dazu, den Eindruck den jene Scene auf ihr Herz machte, allmählig wieder zu verwischen.

Und wieder wogte, wie an jenem Carnevalsabende, im Salon der Villa des Marchese Francesco di Capello der bunte Wechsel einer festlichen Versammlung. Der Vorabend von Julia's Hochzeitfeier wurde durch blitzende Kronleuchter feenartig erleuchtet. Bunte Gruppen beweg-

ten sich, wie damals, nach dem Tacte einer zauberischen Musik, und die köstlichsten, mannigfaltigsten Erfrischungen dufteten aus silbernen Schalen in den Seitennischen den Vorüberwandelnden entgegen. Die ersten Familien von Florenz wetteiferten an Pracht und Geschmack der Brautgeschenke, welche sie heute der holden Nichte des Marchese darbrachten, und welche man, zur Schau ausgestellt, auf den Seitentischen erblickte. Die Braut im rosenfarbenen Gewande, das schwarze Lockenhaar mit dem glänzenden Gefieder des künstlichen Paradiesvogels geziert, schwebte am Arme ihres Verlobten im süßen Taumel dahin, denn so schön, so liebenswürdig wie heute war ihr Victor noch nie erschienen, und wirklich glich er der Gestalt eines Heros. Geschmückt mit allen Insignien ritterlicher Ehre, mit dem in silberner Scheide ruhenden Degen, dem Ordensbande, dem Wappen mit der Grafenkrone, vereinigte er Alles in sich, was Persönlichkeit, Reichthum und Geburt nur Reizendes zu bieten vermögen. Alle Herzen schlugen dem holden Brautpaare entgegen, und selbst der blasse Neid erröthete und versöhnte sich mit seinen verfehlten Ansprüchen beim Anblicke dieser schönen Erscheinung.

Eben stand der Graf neben Julien an einem Seitentische, und betrachtete mit ihr das aus farbigen Edelsteinen geformte Blumendiadem, welches, ein Geschenk ihres Oheims, morgen ihre Stirn schmücken sollte, als ein Diener mit der Meldung erschien: es wünsche ein fremder, im untern Vorzimmer eingetretene Gast, den Grafen zu begrüßen. Auf dessen Antwort, der Gast möge doch sogleich heraufgeführt

werden, erwiederte der Diener: der Fremde komme so eben von der Reise und wolle erst die Kleider wechseln, bevor er mit Anstand im Gesellschaftszimmer erscheinen könne. „Wohl gar ein lieber Verwandter, ein Freund aus der Heimath?“ sprach Victor mit heiterer Erwartung; „erlaube mir, liebe Julia, daß ich ihn empfangen, und ihn alsbald Dir zuführe.“ — Leicht drückte er seine Lippen auf ihre Hand, und verließ den Saal.

Julia sah ihm lange nach; eine ängstigende Ahnung beklemmte ihre Brust, und gern wäre sie ihm gefolgt, hätte die Schickslichkeit ihr dieses nicht verwehrt. Sie ging langsam, nachsinnend den Saal auf und ab, gab den sie Anredenden zerstreute Antworten, und blieb endlich in einem seitwärtsführenden Fensterbogen stehen, in die vom Vollmonde bleich erhellte Landschaft hinausstarrend. —

Unterdessen war der Graf in dem untern Vorzimmer angelangt. Eine in einen dunkeln Mantel gehüllte Gestalt trat ihm entgegen.

„Ich komme wohl zur ungelegenen Stunde,“ hob der Fremde an, und Victor erkannte Fernando's Stimme, „Euch um die Gefälligkeit zu bitten, einen Ehrengang mit mir zu thun. Da er aber doch einmal gethan sein muß, und es Euch gewiß angenehm ist, eine Scharte aus Eurem Degen auszuweken, bevor Ihr ihn morgen an Eurem schönsten Ehrentage der Braut zur Seite tragt, so — folgt mir ins Freie; in einer halben Stunde ist die Sache abgemacht.“

„Schon gut,“ versetzte Victor, „ich bin bereit, obgleich nicht Alles ist wie es sein sollte.“ Er sah um sich;

ſie waren beide allein, keine Secundanten waren gegenwärtig. „Ich hielt die Gegenwart von Zeugen bei einer Ehrensache, die zwischen Männern wie wir ſind, entſchieden werden ſoll, für überflüſſig,“ ſagte Fernando; „ſündet Ihr aber nöthig ſolche mitzunehmen, ſo werden ſich leicht ein Paar Freunde unter der hier anweſenden zahlreichen Geſellſchaft finden. Ich überlaſſe Euch die Wahl derſelben.“

Und indem Fernando noch ſo ſprach, träten zwei junge Männer herzu. Sie gehörten zu Victor's Freunden, und kamen, im Begriff ſich draußen ein wenig abzukühlen, hier in das Vorzimmer, ihre Hüte zu holen. „Sind Euch dieſe recht?“ fragte Fernando, und ſie blieben verwundert ſtehen und erfuhren wovon hier die Rede war. Die Sache wurde näher beſprochen, und die vier Männer verließen die Villa und ſchritten im Lichte des Vollmondes durch die angrenzenden Buſchpartien einem freigelegenen Raſenplatze zu.

Der Zweikampf begann in den bezeichneten Grenzen ſcheinbar kalt und ſchulgerecht. Victor ſuchte, um ihn abzukürzen, dem Gegner eine leichte Armwunde beizubringen. Fernando parirte jeden Stoß mit außerordentlicher Gewandtheit, ohne angreifend zu ſechten. „Ihr ſpielt mit unſern Klingen,“ ſprach der Graf, durch die Kälte des Gegners etwas gereizt, „mich aber langweilt dieſes Spiel.“

„Habt Ihr's ſo eilig?“ verſetzte Fernando, und ein neuer Gang begann. Erhißter kämpften Beide, ſchon

blutete Fernando's Arm, von einer leichten Verletzung getroffen.

„Genug!“ riefen die Secundanten.

„Sogleich!“ sprach jetzt mit wildaufflammender Wuth Fernando, indem sein Stahl tief in Victor's Brust eindrang.

„Rasender! Mörder!“ schrieen die Zeugen, und eilten dem Hinfinkenden zu Hülfe.

„Fliehe! fliehe!“ sprach der Graf mit matter Stimme, und winkte Fernando mit der Hand. Das Blut quoll aus der tiefen Brustwunde in Strömen hervor. Die beiden Freunde trugen den Unglücklichen auf ihren Armen nach der Villa, wo bei seinem Anblicke starres Entsetzen an die Stelle der herrschenden Fröhlichkeit trat.

Julia kniete mit aufgelöstem Haar, ein Bild der trostlosen Verzweiflung, am Bette des Verwundeten, dessen Todtenblässe und gänzlich gebrochene Kraft zu erkennen gab, daß er nur noch Minuten zu leben habe. Die Kunst der anwesenden Wundärzte war vergebens; noch drang unstillbar das Blut aus der dem Herzen nahen Wunde; Julien's rosiges Gewand war blutgefärbt, und schauernd sprang sie jetzt aus dumpfem Hinstarren auf, und rief mit zum Himmel gerungenen Händen: „Fluch dem Mörder! Ha! die Rache soll sich an seine Fersen hängen, ich — ich will ihn verfolgen, und nicht ruhen bis mein Dolch sein Herzerspaltet!“ —

Da hob der Sterbende mühsam die erkaltende Hand, und winkte die Braut näher zu sich hin: „Julia,“

sprach er mit gedämpfter Stimme, „ihm sei verziehen, denn er liebte Dich . . . darum — darum — und auch Du — glaube mir, es ist gut, daß ich sterbe . . . versprich mir, daß Du keine Rache üben willst, — keine Rache . . . vergebet, so wird euch vergeben! — — Der Morgen bricht an — — es wird hell! hell! — — —“ Wirklich stieg eben die Sonne im Osten empor, und ihr erster Strahl fiel auf das mildverklärte, zur schönen Leiche erblaßte Angesicht des Grafen.

Julia's Schmerz brachte sie dem Wahnsinn nahe, und fand seine Gränzen nur erst in der völligen körperlichen Erschöpfung, die sie einer langen, schweren Krankheit unterwarf.

Fernando wurde zwar kraft der Gesetze verfolgt, jedoch nirgends aufgefunden, und man gab endlich der Vermuthung Raum, er habe in irgend einem verborgenen Winkel der Erde sein Leben gewaltsam geendet.

---

Fünf Jahre waren seit dieser Begebenheit verflossen, als unter Napoleon's Adlern die Schlacht bei . . . geschlagen wurde. Auf einem Berge ohnweit . . . liegt das Kloster della Santa Maria dolorosa, von Jungfrauen bewohnt, welche sich zu einem der strengern Orden bekennen, und hier ihr Leben der Barmherzigkeit, und insbesondere der Krankenpflege widmen. In völliger Abgeschlossenheit von der Welt, nur durch die Linderung der Leiden ihrer Nebenmenschen noch mit ihnen verbunden, vernahmen die friedlichen Bewohnerinnen dieses stillen Asyls fast

nie ein anderes Geräusch als den Donner des Himmels oder das Brausen des Sturmwindes. Heute aber dröhnte ein dumpferes Donnern, nicht aus den Wolken von oben herab, sondern aus Feuerschlünden von der Ebene herüber, durch die öden Mauern des Klosters. Die Nonnen lagen in Gemeinschaft betend auf den Knien, und ihr sanftes: *Misericordia Domine!* stieg mit dem Brüllen des Geschüßes und den Rauchwolken des Pulverdampfes zum Himmel empor. Da trat die Vorsteherin und geistliche Mutter der Anstalt, die Priorin Veronika, welche hier ein halbes Jahrhundert unter den Uebungen der Gottseligkeit und Menschenliebe durchlebt hatte, in die Versammlung und sprach mit ernster Freundlichkeit:

„Friede sei mit euch! Ja, er weiche nicht von uns, der stille Gottesfriede, der im inwendigen Tempel wohnt, selbst mitten unter den Schrecknissen des Krieges. Bereitet alles vor, meine Schwestern, die Schlacht rückt uns näher; das Stöhnen der Verwundeten und Sterbenden wird bis zu uns dringen, und der Herr wird uns Arbeit auftragen. Sorgt dafür, daß unser Haus der Hülfebedürftigen recht viele aufnehmen kann.“

Und eine jede der Jungfrauen ging an ihr Tagewerk; die Borräthe an lindernden Mitteln, an Kinnen, an Betten und Decken wurden geprüft, bereitet, ergänzt, und Alles in Stand gesetzt, um das Werk der Barmherzigkeit an den Opfern der Schlacht beginnen zu können. Hülfreich bot eine der Andern die Hand, und ein edler Wettstreiter befehlte ihre gemeinsame Thätigkeit. Vorzüglich aber



zeichnete Schwester *Helene* sich aus, eine junge Nonne, die, erst seit einem Jahre eingekleidet, durch die Stille und den Ernst ihres Wandels, durch die Inbrunst ihres Gebets, durch die Keinheit und Demuth, womit sie so ganz ihrem Berufe sich hingab, den andern zum erbaulichen Vorbilde diente. Auch heute leistete sie besonders viel, und stand am Abend, nachdem die Zubereitungen vollendet waren, vor der Aebtissin, in schweigendem Gehorsam ihre ferneren Aufträge erwartend. Diese hatte im Verlauf des Tages Boten ausgesendet, um den Verpflegungsbehörden ihre Dienstwilligkeit zur Aufnahme der Schwerverwundeten in das nahe gelegene Kloster anzuzeigen. Und als nun der Donner des Geschüzes verhallte, als der Sieg entschieden und die siegreiche Armee unaufhaltsam über die Leichen der Gefallenen hin, vorgedrungen war, als durch die schaurige Stille, welche dem wilden Toben folgte, nur das Wimmern der Verwundeten, das Röcheln der Sterbenden drang, da hoben hülfreiche Hände Viele der Unglücklichen auf bereitstehende Wagen und führten sie langsam den stillen, gastlichen Mauern des Klosters zu. Die Säle des Gebäudes waren zu ihrer Aufnahme eingerichtet, und eine Jede der Nonnen übernahm unter Anleitung des Wundarztes die Pflege der ihr zugetheilten Leidenden.

Auch Schwester *Helene* hatte schon mit zarter doch sicherer Hand den Verband um mehrere Wunden gelegt, als sie zu einem vom Blutverlust ganz erschöpften, fast todt scheinenden Krieger trat. Eine Kugel hatte ihn zwischen dem Arm und Brustbein getroffen, doch ergab es sich bei

der Untersuchung, daß die edlern Theile ohne lebensgefährliche Verletzung geblieben waren. Er gehörte zu der Armee des Siegers, und schien auch in persönlicher Hinsicht die besondere Theilnahme des Wundarztes zu besitzen, welcher diesen Leidenden vorzüglich der zarten Pflege der Schwester *Helene* empfahl. Indem sie nun, an seinem Lager sitzend, den Verband besuchte, fiel ihr Blick auf eine goldene Kette, die um seinen Hals geschlungen und an deren Ende die Hälfte eines goldenen Herzens befestigt war. Ihre bisher sichere Hand fing an zu zittern, sie wendete schnell die Augen hinweg, ihre Knie wankten. Dennoch verließ sie, in kindlichem Gehorsam ihres Berufs eingedenk, ihren Posten nicht, sie rang, sie betete vielmehr um Fassung. Und der Engel, der einst in Gethsemane den größten aller Dulder stärkte, und der Jedem, welcher den Fußstapfen seines Vorbildes nachwandelt, in der Stunde der Anfechtung nahe ist, schwebte unsichtbar um sie, und half ihr überwinden.

*Helene* fuhr unausgesetzt in ihren Bemühungen fort; sie durchwachte mehrere Nächte am Lager des Verwundeten, dessen erschöpfte Kraft sich nach und nach wieder anfang zu heben. Er sprach zuweilen einige Worte, doch wie es schien, nicht mit ganz hellem Verstande. Einmal sagte er zu seiner Pflegerin in Gegenwart des Wundarztes: „Du — ja Du bist wohl ein Engel — aber der Andere — (er zeigte auf den Wundarzt) der ist mein Peiniger, den sendet die Rache, der fordert das gespaltene Herz von mir. . . Sieh! hier ist es!“ fuhr er fort, und zog die goldene Kette hervor,

„es ist und bleibt getheilt, ich kann ihm nur diese Hälfte bieten, und die will er nicht, er verlangt das ganze . . . ja, das ganze . . . o wehe! das hat meine Klinge durchbohrt! — —“  
 „Entfernen Sie sich! gönnen Sie sich einige Erholung!“ bat der Arzt Helene, die sich schwankend an den nächsten Pfeiler lehnte; „der Kranke redet zum Theil noch im Fieber, zum Theil aber, — ich kenne ihn schon länger, — leidet er an einer fixen Idee, die jetzt in diesem kranken Zustande um so schroffer hervortritt. Er ist sehr zu bedauern — und Napoleon verliert, wenn er zum fernern Dienste unfähig werden sollte, an ihm einen seiner tapfersten Offiziere.“

Helene sammelte auf's Neue ihre ruhige Fassung, und verdoppelte ihre Sorgfalt für den Kranken. Sie redete bei ähnlichen Anfällen eines wiederkehrenden Irredens ihm liebevoll zu; sie wendete die erhabenen Trostgründe unserer Religion auf seinen Zustand an, sie führte seine zagende Seele zu der Quelle des Heils und der Veröhnung. Und wunderbar wirkten ihre Worte; der finstere Geist verließ mehr und mehr den Genesenden. Oft sah er Helenens Gestalt lange und gleichsam erforschend an: „Es fehlt noch etwas — —“ sagte er eines Morgens, „es liegt noch ein Schleier über der Vergangenheit; würde der gehoben — dann —“ „Laßt ihn,“ unterbrach ihn Helene, „er darf nicht gehoben werden, bis wir einst vom Glauben zum Schauen hindurch gedrungen sind.“ — Traurig zurücksinkend, sagte der Kranke: „so bleibt das Herz gebrochen!“

Helene entfernte sich; er bedurfte jetzt ihrer Pflege

nicht mehr so dringend, er ging der Genesung entgegen, und sollte nach einigen Tagen aus dem Kloster abgeholt werden. Als er am Morgen seiner Abreise erwachte, fiel sein Blick auf die goldene Kette auf seiner Brust: ein Wunder war geschehen, das getheilte Herz war ganz!

„Was ist das?“ fragte der sich Aufrichtende voll Erstaunen, und eine sanfte Stimme antwortete: „Nimm dies als Pfand der Versöhnung. Friede sei mit Dir!“ Er erblickte seine Pflegerin, sie stand aufgerichtet, voll Hoheit und Milde, an seinem Lager, sie reichte ihm die Hand: „Lebe wohl, Fernando! Dir ist vergeben, vergieb auch mir! Lebe wohl bis zum Morgen des Wiedersehens.“

„Julia!“ rief er, wie aus langem Traume erwachend, „Engel entschwebe mir noch nicht!“

Aber schon war sie ihm entschwunden, schon sank der grüne Vorhang, der diese Seitenhalle von dem größern Saale trennte, hinter ihr nieder, und er sah sie nicht mehr.

Die Aebtissin Veronika, welcher Schwester Helene den ganzen Zusammenhang der Verhältnisse entdeckt hatte, indem sie ja selbst dieser würdigen Frau die Heilung ihrer Seele nach jener schweren Krankheit, und die Umwandlung ihres Herzens dankte, trat jetzt selbst zu Fernando, und reichte ihm die hülfreiche Hand bis zum Einsteigen in den ihn erwartenden Wagen. Noch einmal blickte er nach den hohen Bogenfenstern hinauf; als der Wagen im sanften Schritte die Höhe hinabfuhr, und er glaubte, das Wehen eines weißen Tuches an einem derselben wahrzunehmen.

Völlig hergestellt, trat er bald wieder in die Reihen von Napoleons Kriegeren, doch nicht lange, so winkte ihm das längst ersehnte Ziel: er fiel seinem großen Feldherrn und Landsmann nahe, als dessen rettendes Schild, und der Name Julia war der letzte Hauch seines Mundes.

Julia fuhr fort Wunden zu verbinden, Seufzer zu stillen, Thränen zu trocknen, während die ihrigen immer sanfter flossen, und wie ihr Inneres, so wurde auch ihre ganze Gestalt mehr und mehr verklärt, und glich dem schönen Bilde der Maria dolorosa, welches die Kirche ihres Klosters schmückte. Ihre reichen irdischen Güter aber weihte ihr frommer Sinn zu Schätzen des Himmels, und es blühte aus denselben unter ihrer und Veronika's Leitung eine wohlthätige Stiftung empor.

